4552 . 11138
1889

5.11

#60

4777

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/petercorneliusfe00rieg

Peter Cornelius.

Peter Cornelius.

Festschrift

zu des großen

Künstlers hundertstem Geburtstage,

23. September 1883.

Von

Herman Riegel.

Mit 4 Lichtdrucken und 4 Holzschnitten.

Berlin 1883.
R. v. Decker's Verlag.
Marquardt & Schenck.

Alle Rechte vorbehalten.

Dem

Herrn Oberſtleutnant

G. Cornelius,

dem Sohne des gefeierten Meiſters,

in

herzlicher und treuer Freundſchaft

gewidmet.

Als ich im Jahre 1866 mein Buch über Cornelius und dessen Wirksamkeit schrieb, geschah dies nicht ohne die Absicht, feindlichen Ansichten und fremden Standpunkten gegenüber, das Verständniß der Werke des großen Künstlers und die geschichtliche Auffassung seiner Sendung zu fördern. Seitdem sind so viele Jahre verflossen, fast alle Verhältnisse haben sich verändert, Cornelius selbst ist gestorben. Jetzt liegt Alles ungleich einfacher, klarer und bestimmter. Und wenn auch die Kunst der Gegenwart immer mehr und mehr eine Richtung eingeschlagen hat, welche von den Wegen dieses bahnbrechenden Künstlers verschieden ist, so ist doch die Erkenntniß seiner geschichtlichen Bedeutung und künstlerischen Größe derart gewachsen, daß absprechende Meinungen und schiefe Urtheile in ihrer eigenen Hohlheit zusammenfallen und keine andere Wirkung haben, als ihren Urheber bloß zu stellen. Wer heute noch die abgestandene Redensart von den Malern, die nicht malen können, auf Cornelius anwendet, macht nur sich lächerlich; ebenso wie jene frisch aus dem Ei gekrochenen Kunstjünger heutzutage in Italien, bei denen es Mode ist, Rafael als einen Maler zu mißachten der nicht malen konnte, sich doch nur dem allgemeinen Spotte und Mitleid aussetzen. Wie Rafael trotz solcher Dummheit durch die Jahrhunderte derselbe geblieben ist und bleiben

wird, so wird auch Cornelius in alle Zukunft der große, in der Kunstgeschichte einzig dastehende Meister bleiben. Daß die Einsicht seiner Bedeutung weiter und weiter reife und sich ausbreite, darf man sonach getrost der Zeit überlassen.

Das vorliegende Buch verfolgt demgemäß ein anderes Ziel als jene ältere Arbeit. Es giebt weitere Beiträge zur Lebensgeschichte und Thätigkeit von Cornelius, zur Bestimmung seines Charakters und seiner Persönlichkeit. Und wenn es so manche Thatsache bringt, die in kunstgeschichtlicher Hinsicht von Werth ist, so denke ich, wird es zugleich für ihn als Menschen ein würdiges Denkmal sein dürfen. Und gerade in diesem Sinne glaubte ich, es mit Recht als eine Festschrift, die den hundertsten Geburtstag des Meisters huldigend begrüßen sollte, auszeichnen zu können.

Von den dem Buche beigegebenen Lichtdrucken sind der Kopf von Cornelius im Tode und die Aufstellung des Sarges nach Zeichnungen von Max Lohde gemacht worden, wozu der Bruder dieses leider so früh dahin geschiedenen jungen Malers, Herr Gartenkünstler Lohde in Riga, bereitwilligst seine Genehmigung ertheilt hat.

Braunschweig, den 6. August 1883.

Der Verfasser.

Inhalts-Uebersicht.

I. Mein Umgang mit Cornelius.

Seite

Erster Besuch am 25. Oktober 1864 3

Anlaß. Begrüßung. Der König Friedrich Wilhelm IV. König Ludwig. Zustand der Kartons. Friedhofshalle und Dom. Die heutigen Architekten und Künstler. Die Kunstausstellung. Die Kartons und das Publikum. Der Thomas-Karton. Gesetzmäßigkeit der Komposition. Photographirung der Kartons. Einladung.

Einige Bemerkungen 9

Eindruck des ersten Besuches. Weiterer Verkehr. Aufzeichnungen. Mitgetheiltes und Nichtmitgetheiltes. Mein Standpunkt vor der Bekanntschaft mit Cornelius.

Sonntag, den 30. Oktober 1864 11

Tischgesellschaft. Ultramontane Absichten. Unschicklichkeit eines Geistlichen. Das Mahl. Der Wein. Juden und Judaismus. W. Schadow. Geisterseherei. Der Teufel. Erlebniß mit einem italienischen Arzt, — in München (Wirth der Schneiderherberge?). König Ludwig. Einiges über die Glyptothek. Phidias, Rafael. — Name der „Evangelischen." Katholische Verwandtschaft. Hintergrund des Thomaskartons. Der kleine Reaktionär. Gesammteindruck.

Donnerstag, den 3. November 1864 18

Wetter. Jagdliebhaberei. Philipp Veit. Steinle und die Fresken im Kölner Museum. Das Geschichtsbild. Malereien im Belvedere zu Prag. Die alte Mythologie. Talent und Gelegenheit. Geschichtsmalerei der Düsseldorfer. Kaulbach: Reformation, Hunnenschlacht, neue Pinakothek. Baukunst, Gothik, Centralbauten, Schinkel. Rafael. Antrag des Papstes. Der Domhof. Bildhauer. Hintergrund des Thomaskartons. Pfannschmidt. Die Berliner Akademie. Hensel.

Sonnabend, den 12. November 1864 25

Kaulbach's Friedrich der Große. Parodie auf die Kunstausstellung. Barbarisch ausgestattete Kirchen. Art von Cornelius.

Seite

Sonntag, den 13. November 1864 26
Das freie deutsche Hochstift. Frankfurt. Goethe und Schiller. Politisches. — Clemens Brentano. Berlin. Pitterchen und die Tante im Kloster. Schnorr's Rath in Bezug aufs Trinken. Prof. Wilhelmi. — Mozart. Winckelmann. Die Griechen, Römer und Engländer. Schiller. Goethe. Der Faust. Die griechische Kunst. Abfall. Rom. Dante und die italienische Kunst.

Freitag, den 18. November 1864 32
Frau Rethel. Der Sänger Schnorr. Fettkrankheit. Musik in Italien. Kunst daselbst, Mengs. König Ludwig und der schlafende Amor; die neue Liebschaft. Die Kunstausstellung: A. Achenbach, W. Schirmer, Feuerbach, Jul. Hübner. Niedere. Leys. Overbeck. Steinle. Führich — Die Akademiefrage. Die Münchener Kartons. Die Friedhofsbilder. Der Glaubensschild. Ausstellung von 1859. — Grablegung von H. Schubert in der Petrikirche zu Hamburg.

Dienstag, den 29. November 1864 41
Begrüßung. Vorlesung von Goethe's Euphrosyne. Kaulbach. Stiche nach Cornelius. Die klassische Mythologie.

Sonntag, den 4. Dezember 1864 43
Schlechtes Befinden. Der Thomaskarton. A. Achenbach über Leonardo. Die Holländer. Duban. Delaroche. Kopf Napoleon's. Pietismus. Leonardo. Erkrankung.

Krankheit 46
Anlässe. Gefährlichkeit. Rückfälle. Sterbesakramente. Abschied. Besserung. Kunstdinge. Thomaskarton. Sein Aussehen. Katholisches. Mein Buch „Grundriß der bildenden Künste."

Sonntag, den 5. Februar 1865 49
Stimmung bei Tische. Faustübersetzungen.

Mittwoch, den 8. Februar 1865 50
Mozart. Genius und Glück. Rauch. Die Düsseldorfer.

Sonntag, den 12. Februar 1865 51
Mozart. Die Humboldt's. Werke von Schick und Thorwaldsen in Tegel. Venustorso.

Mittwoch, den 15. Februar 1865 53
Genesung. Michelangelo. Dürer und der Thomaskarton. R. Wagner. Semper. Der neue Baustyl in München. Schinkel's Museum. Aufstellung von Rafael's Tapeten.

Sonnabend, den 18. Februar 1865 55
Dr. Böger. Wilhelm Stier.

Dienstag, den 21. Februar 1865 56
Karl Fischer. Schinkel. Grabmal Pius' VII. Abendmahlzeit.

Mittwoch, den 22. Februar 1865 57
Sendung von Xaver Barth und Beantwortung derselben. Dom in Florenz.

Seite

Gothik, Rundbogenarchitektur. Römisches. München 1819. Glyptothek. Ludwigskirche. Abgang von München. Nachfolge von Cornelius.

Freitag, den 24. Februar 1865 60
Mozart.

Sonntag, den 26. Februar 1865 61
Stimmung und Unterhaltung bei Tische.

Dienstag, den 28. Februar 1865 62
Dante's Paradies. Glaubensschild. Kaulbach. Wiederannäherung. Kaulbach's Vater. Die Hunnenschlacht und Gérard's Kämpfe der Helden Ossian's.

Freitag, den 3. März 1865 64
R. Wagner. Klenze. Die neue Pinakothek; Gemälde in derselben. Steinle. Heß und Kaulbach. Die Gothik. Mozart's Don Juan. Liebenswürdigkeit von Cornelius im kleinen.

Mittwoch, den 8. März 1865 67
Der Cid des Musikers Peter Cornelius. Der Herzog von Meiningen. Heine. Schiller's Tell. Kosmosdenkmünze. Glaubensschild. Die Dresdner Bildhauer und Cornelius. Der Agamemnon des Aeschylos. Die Glyptothek. Drängen des Königs Ludwig bei den Malereien der Ludwigskirche. Neckereien beim Abendessen. Die Kanzlerschaft des Ordens „pour le mérite."

Sonnabend, den 11. März 1865 71
Geschichte aus Cornelius' Kindheit. Geschichtliche Betrachtung. Cornelius im Jahre 1813.

Sonntag, den 12. März 1865 72
F. H. Commans. Kaulbach. Steinle, Overbeck und Andere.

Mittwoch, den 15. März 1865 73
Tod des Generals von Bonin und des Malers Zumpe. Leonardo's Christus und der Thomaskarton. Ein neues Hausmädchen. Geist der Berliner Museumsverwaltung.

Sonnabend, den 18. März 1865 74
Daumer's Schrift über Schiller.

Sonntag, den 19. März 1865 75
Jugendgeschichte von dem neuen Esel. Papierschnitzereien. Durchprügelung Heine's.

Dienstag, den 21. März 1865 77
Stüler's Tod. Friedrich Wilhelm IV. Daumer's Schrift. Vom alten Koch.

Mittwoch, den 22. März 1865 78
Künstlerische Bescheidenheit. Shakespeare. Goethe's Faust. Der Agamemnon des Aeschylos.

Sonnabend, den 25. März 1865 79
Daumer's Schrift. Graf Raczynski. David. Delaroche. Hamburg. Cornelius' kräftige Natur.

Seite

Mittwoch, den 29. März 1865 80
Commans. Wilhelm Schadow und dessen „kluge und thörichte Jungfrauen." Stammbuchblatt. Die Farbe in der Malerei.

Freitag, den 31. März 1865 81
Karl Mosler. Zeichnungen nach Giulio Romano in Düsseldorf. Ernst Guhl. A. von Humboldt und Olfers. Schelling. Am Hofe von München und Berlin. Stüler. Kaulbach. Die Köchin. Daumer's Schrift. König Ludwig, Fürstbischof Diepenbrock. Nonnen in Prag. Die h. Elisabeth. Dorfkirchen in Altbayern.

Montag, den 3. April 1865 85
Christus bei Maria und Martha. Schiller-Goethe-Denkmal. Gewerbliche Denkmünze. Daphne. Wiedererkennung Joseph's. Le Sueur.

Mittwoch, den 5. April 1865 87
Die Königsgruft.

Freitag, den 7. April 1865[1]) 87
Graf von der Recke. Der König. Commans. Karl Witte. Dante. Philosophie. Bürger. Eisenbahnfieber. Neckerei. Daumer's Schrift über Schiller.

Sonntag, den 9. April 1865 91
Die Luther'sche Bibel. Napoleon III. Geschichten vom Kapellmeister Himmel. Hagen den Nibelungenschatz versenkend. Grablegung; zehn Jungfrauen. Die Farbe. Heilige Familie. Kaulbach's Hunnenschlacht. Graf Raczynski. Graf von der Recke. Graf Blankensee. Der Christus im Thomaskarton. Leonardo. Tizian's Himmelfahrt Mariä. Leonardo. Rafael. Phidias.

Montag, den 10. April 1865 97
Der Agamemnon des Aeschylos. Virgil.

Dienstag, den 11. April 1865 98
Ein Aufsatz im christlichen Kunstblatte.

Mittwoch, den 12. April 1865 99
Der Agamemnon des Aeschylos.

Freitag, den 14. April 1865 99
Grundsteinlegung des Siegesdenkmals. Politisches.

Sonnabend, den 15. April 1865 100
Osterceremonien in Rom. Verhalten päpstlicher Schweizer. Michelangelo. Sebastiano del Piombo. Ein verdorbenes Bild in Berlin.

Dienstag, den 18. April 1865 102
Grundsteinlegung des Siegesdenkmals. Rafael Mengs. Der Agamemnon. Aeschylos, Shakespeare und Dante. Witzige Geschichten.

Freitag, den 21. April 1865 104
Politisches. Veit's Thomas. Die Erwartung des Weltgerichts. Phidias und die Domhofkartons. Wilhelm Schadow über Thorwaldsen und

1) Im Texte irrthümlich: 9. April.

Seite

Schinkel. Der Nachfolger von Cornelius in Düsseldorf. Frühlingsboten. Beim Abendessen.

Besuche am 24. und 26. April 108
Mein Buch, „Cornelius der Meister der deutschen Malerei."

Sonnabend, den 30. April 1865 109
Dr. Böger. Mosler. Klenze, Thorwaldsen, Schwanthaler. Die Madonna. Kirchliches.

Sonnabend, den 6. Mai 1865 112
Masaccio. Rafael's Verklärung auf Tabor. Die Todtenspenderinnen des Aeschylos. Ludwig Knaus. Künstlerisches Arbeiten.

Dienstag, den 9. Mai 1865 114
Xaver Barth. L. Knaus. L. Robert. Das Schiller-Goethe-Denkmal in Weimar. Arbeiten von Schwanthaler. Das Ludwigsdenkmal in München.

Zwischenzeit 116
Der Musiker Peter Cornelius. Rich. Wagner.

Sonntag, den 28. Mai 1865 117
Ein Buchhändler aus Leipzig. Wenner. Reimer. Die Erwartung des Weltgerichts. Aeußerung des Ministers von Flottwell. Besuch des Mephisto.

Dienstag, den 30. Mai 1865 120
Generaldirektor von Olfers.

Freitag, den 2. Juni 1865 120
Olfers. Alfred Rethel. Bendemann; Aktzeichnen. Kaulbach. Republikanische Staatsform. Aegyptische Kunst. Der Faust. Kampf gegen die Zeit.

Mittwoch, den 14. Juni 1865 124
Stüler, Schinkel, Rauch. Hofmänner. Olfers. Vorfall bei Hoffauer. Gegner von Cornelius.

Sommerzeit 126
Zusammenkünfte auf dem Kreuzberge. Die Höfe. Winckelmann. Overbeck, Frau Hoffmann. Kaulbach. Die deutsche Kunstgenossenschaft. — Besuch von Schnorr und Wittig. Overbeck, Steinle. Konfessionelles. — Religiöser Standpunkt.

Mittheilungen über das Leben und die Kunst von Cornelius . 133
Der Großvater. Pulverfleck. Rembrandt's Ecce homo. Eindruck von Köln. Geschichten von der Akademie in Düsseldorf. Besuch des Theaters. Malereien in Neuß. Dalberg. Knopf der Peterskirche in Rom. Sprung durch einen Karton. Die Josephsfresken. Rückert. Der deutsche Rock. Mit Passavant in Neapel. Die Dantezeichnung. Tabakrauchen. Leitung der Akademie in München. Spazierritte. Reise nach Paris. Störungen in München: Malereien in der Pinakothek; Versuche zum Anklopfen in Berlin; Kaiser Nikolaus in der Ludwigskirche; Gärtner; Tadel des Königs Ludwig. Anknüpfung mit Berlin. Berufung dahin; Be-

Seite

dingungen. Geringer geschäftlicher Sinn. Wohnungen in Rom. Aufenthalt in Potsdam. Der Prinz von Wales in Rom, Glaubensschild. Gemälde bei Raczynski. Tod von Brüggemann. Glück in der Arbeit. Mysterien der Kunst. Technik der Berliner Kartons. Kunst in der Gegenwart; die kleinen Bilder in der Halle des Museums. Krieg von 1866. Erkrankung. Abschied und Heimkehr Verreisender. Mein Buch über Cornelius. Besuch des Malers Rundt. Architekt Mertens. Steinbrück; Versuch, Cornelius gegen mich aufzuregen. Cornelius-Figur von Knoll; Ansichten über Standbilder. Zornesausbrüche; Vorfall mit Lohde.

Letzte Zeit, Tod und Begräbniß 163
Schwacher Gesundheitszustand. Gespräch über Homer. Novelle von Goethe. Bibel: Auferweckung des Lazarus. Dr. Böger. Zustand und Krankheit. Verlangen nach Mittheilungen; Thronrede vom 24. Februar 1867. — Sterbesakramente. Letzter Tag und letzte Nacht. Letzte Aeußerungen. Tod. Todesanzeige. Leichenfeierlichkeit, Begräbniß. Grabschrift. Beileidsschreiben der Könige Wilhelm und Ludwig. Trauerfeierlichkeiten.

Die Persönlichkeit und der Charakter von Cornelius . . . 176
Aeußere Erscheinung. Körperbeschaffenheit. Sprache und Redensarten. Neigungen. Schulbildung; Bildungsmittel. Charakter. Art zu urtheilen. Kindlichkeit des Gemüthes. Selbstgefühl und Demuth. Innere Zusammenfassung. Kämpfe. Prüfungen. Politische Ansichten. Der Genius der Kunst, Griechenthum und christliche Religion. Cornelius' kirchlicher Standpunkt. Umgebung und Verkehr im Hause. Urtheil von Ringseis. Nähere Bestimmung. Die Werke.

Der künstlerische und handschriftliche Nachlaß 195
Räumungen. Die Zeichnungen. Schriftstücke, Briefe u. s. w. Verhandlungen. Ernst Förster. Berichtigung von dessen Ansicht. Förster und Cornelius.

II. Briefe und andere Schriftstücke.

Vorbemerkung 201
Schreibweise von Cornelius. Bedeutung der Briefe.

Nr. 1. Quittung, die Gemälde der heiligen 14 Nothhelfer betreffend, 28. Juni 1804 202

Nr. 2 und 3. An den Buchhändler Baedeker und den Dichter Krummacher in Duisburg, 11. September und 28. August 1805 . . . 203
Zeichnung zum Titelkupfer von Krummacher's Gedicht „Die Kinderwelt."

Nr. 4. An den Professor Wallraf in Köln, 22. Juli 1806 205
Die Malereien in der St. Quirinuskirche zu Neuß.

Nr. 5. An den Architekten de Bayedes in Düsseldorf, 24. August 1810 207
Freundschaftsverhältniß. Triumphbogen.

Seite

Nr. 6. An den Buchhändler G. Reimer in Berlin, 1811 209
Zeichnungen zum Taschenbuche der Sagen und Legenden.

Nr. 7. Zwei Sinnsprüche, 1811 und 1816 210

Vorbemerkung zu den Briefen an den Kunsthändler Joh. Friedr. Wenner in Frankfurt 210
19 Briefe vorhanden. Wenner. Freundschaft mit Cornelius und Xeller. Entwickelung der Faustangelegenheit. Cornelius und Wenner. Charakter der Briefe.

Nr. 8. An Wenner, 29. Juni 1811 214
Bedingungen, den Verlag des Faust betreffend.

Nr. 9. Die Beschreibung der Taunusreise, 1.—3. Juni 1811 . 216
Die Handschrift. Die Gesellschaft. Folge der vorhandenen Stücke von Cornelius und Xeller. Die Arbeit von Cornelius. — Einleitung; zwei unangenehme Empfindungen. Der Katzenjammer. Die Theilnehmer. Der calabrische Autor. Die Gigantenschlacht. Ernste Gespräche. Ein schönes Landmädchen. Kronberg. Ein roher Bauer. Das schöne Mädchen. Rundgesang.

Nr. 10. An Wenner, 10. Januar 1812 234
Uebersendung der Reisebeschreibung. Reise durch Italien. Kupferstecher für den Faust. Gemälde der Riepenhausen. Zeichnungen zum Nibelungenliede. Reimer. Bedingungen für Wenner. Grüße u. s. w.

Nr. 11. An Wenner, 15. Mai 1813 238
Schuldbekenntniß. Freundschaftsversicherung. Das Nibelungenwerk. Zeichnungen zu Romeo und Julia. Erinnerung. Die Deutschen in Rom. Xeller's Abgang. Freunde. Kunstziel.

Nr. 12. An Wenner, 13. Juli 1813 241
Stecherarbeit des Faust. Ruscheweyh. Bitte um Nachricht. Romeo und Julia. Bedingungen. Sehnsucht. Wien. Frieden in Orvieto.

Nr. 13. An Wenner, 1. September 1813 243
Bitte um Nachricht. Geld für Ruscheweyh. Romeo und Julia. Goethe. Grüße u. s. w.

Nr. 14. An Wenner, 20. Oktober 1813 245
Peinlicher Zustand in Rom. Absichten und Vorsätze. Romeo und Julia. Geld. Stecher. Oelbild der klugen und thörichten Jungfrauen. Schluß.

Nr. 15. An Wenner, 24. Mai 1814 247
Zahlungen von Wenner; Faust; Wenner's Reise nach Italien. — Dank. Wenner's Reise. Die Verheirathung von Cornelius. Faust. Unternehmung im Verein mit Overbeck. Zueignung des Faust an Goethe. Ruscheweyh's Arbeit. Freude auf das Wiedersehen. Schluß.

Nr. 16. An Reimer, 28. Januar 1815 250
Dank. Oelbild in Arbeit. Biblische Parabeln. Stich der Nibelungen. Zeichnungen zum Taschenbuche. Plan einer Kunstzeitung. Titelblatt der Nibelungen. Schluß.

Nr. 17. An Wenner, Ostern 1815 253

Seite

Entwurf für die Zueignung des Fauſt an Goethe. Bitte um Verbeſſerungen. Abſichten. Verehrung Goethe's. Zuſtand in Rom. Weltlage. Schluß.

Als Beilage: Der Entwurf der Zueignung des Fauſt.

Nr. 18. An Wenner, Pfingſten 1815 257
Die Zueignung des Fauſt. Zeichnung zu derſelben. Die Oeſterreicher in Rom. Zukunft Deutſchland's. Fauſt. Schluß.

Nr. 19. An Wenner, nach dem Juli 1815 259
Wenner's Heimreiſe. Die Zueignung des Fauſt. Geſchäftliches. Schluß.

Nr. 20. An Wenner, 2. Februar 1816 260
Dank. Der Fauſt. Cornelius und die geplante große Kunſtanſtalt in Köln. Keller. Schluß.

Nr. 21. An Wenner, März 1816 261
Ausgabe des Fauſt. Uebelbefinden der Frau Wenner. Schreiben an Goethe. Zweite Lieferung des Fauſt. Titelblatt der Nibelungen. Krankheit von Cornelius. Arbeit für Thorwaldſen. Schlimme Lage. Mosler. Schluß.

Nr. 22. An Wenner, 20. Februar 1817 263
Wenner's letzter Brief. Freskoarbeiten. Aufträge von Canova und dem Marcheſe Maſſimi. Das Dantezimmer. Klage, Stellung in Frankfurt, die Akademien. Ausſicht auf eine Arbeit in Potsdam. Heimathsgefühl für den Rhein. Der Karton der Traumdeutung. Wünſche. Bitte um einen Befehl.

Beilage: Beſchreibung des Kartons.

Nr. 23. An Reimer, 28. April 1817 267
Arbeiten. Titelblatt der Nibelungen. Niebuhr. Ruſcheweyh. Zeichnungen zum Taſchenbuche. Schluß.

Nr. 24. An Wenner, 6. Mai 1817 269
Keine Antwort. Glück der Arbeit. Cornelius' Schwager. Grüße.

Nr. 25. An Wenner, 26. Mai 1817 270
Keine Antwort. Anerbieten. Kunſtrichtung. Krankheit. Zahlung für den Karton der Traumdeutung. Die Zeichnungen zum Dante. Schluß. — Die zweiten Joſephsbilder.

Nr. 26. An Wenner, 26. Auguſt 1817 271
Nothlage; Niebuhr's Hülfe. — Dank. Schwerer Stand. Zeichnung zu Dante's Paradies; Beſchreibung. Niebuhr. Plan desſelben. Sendung der Joſephskartons. Ausführung der Dantezeichnung. Schluß.

Nr. 27. An Wenner, 22. Oktober 1817 274
Abſchluß mit Maſſimi. Niebuhr's Hülfe. Die Zeichnung der Decke. Die andern Zeichnungen. Zahlungen. Schluß.

Nr. 28. An Wenner, 4. Mai 1818 276
Heimkehr. Der Kronprinz von Bayern. Die Regierung in Düſſeldorf. Niebuhr. Die Frankfurter Kunſtlenker. Frankfurt. Abzahlung.

Nr. 29. An Wenner, 22. Dezember 1819 278

Seite

Die neue Lage. Geschäftliches Verhältniß von Cornelius und Wenner. — Glückwunsch. Heimreise von Rom. Reise nach Berlin. Die Kartons zur Glyptothek und Cornelius' Schuld an Wenner. Ruscheweyh. Grüße. Frankfurt. Hoffnungen.

Nr. 30. An Friedr. Rückert in Koburg, 20. Juli 1821 280
Zeichnungen zum Frauentaschenbuch. Die Bilder vom Ludwigsfeste in Rom. Barth. Sehnsucht. Rückert's Gedicht. Fohr.

Nr. 31. An Reimer, 10. Oktober 1821 282
Barth's Stich vom Titelblatt der Nibelungen. Die Inschrift. Die Zueignung an Niebuhr. Zahlungen. Reise nach Düsseldorf. Kartons.

Nr. 32. An K. F. von Rumohr in München, 6. Januar 1822 . . . 283
Rumohr's Zustand. Bildliche Darstellung desselben. Glyptothek. Ultramarin. Grüße u. s. w.

Nr. 33. An Diez in Koblenz, 24. September 1822 285
Empfehlung des Malers Stürmer.

Nr. 34. An den Freiherrn von Simolin in Kurland, 6. September 1823 285
Ausstellung eines Gemäldes im Jahre 1867. Arbeit Götzenberger's. Der Brief von Cornelius. Zahn's Aufsatz. Götzenberger's Madonna in Karlsruhe.

Nr. 35. An Frau Friederike Ringseis in München, 21. Septbr. 1824 286
Cornelius' Ernennung zum Direktor der Akademie in München. Beförderung der Ernennungsurkunde. Der Brief.

Nr. 36. Schnorr's Berufung nach Deutschland, 1824—1826 . . . 287
Versuch für Düsseldorf. Anstellung in München. Die Schriftstücke. Frühere Veröffentlichung derselben.

Nr. 37. An Reimer, 20. Oktober 1825 288
Berichtigung der Schuld von Cornelius an Reimer. Mißverständniß.

Nr. 38. An F. Gérard in Paris, 29. August 1828 289
Dank und Anerkennung.

Nr. 39. An Karl Hermann in München, 28. Januar 1831 290
Künstlerische Grundsätze.

Nr. 40. An einen Grafen, 18. Februar 1837 291
Dank für eine Sendung pommerscher Gänse.

Nr. 41. Verlagsrecht der Glyptothekmalereien, 24. März 1837 . . . 292
Abtretung dieses Rechtes an das bibliographische Institut. Beurtheilung derselben.

Nr. 42. An Jos. Ant. Koch in Rom, 14. August 1838 293
Cornelius' Verwendung für Koch. Anzeige des Erfolges.

Nr. 43. An einen Grafen in Paris, 4. August 1839 294
Empfehlung eines Arztes.

Nr. 44. An Jul. Thaeter in Dresden, 13. Februar 1845 295
Vorbemerkung. Der Brief. Thaeter's Erläuterung.

Nr. 45. An Thaeter, 11. März 1845 296
Abreise von Berlin. Zeichnung des Glaubensschildes. Thaeter's Erläuterung.

Seite

Nr. 46. An Thaeter, 21. Januar 1847 297
Uebersendung der letzten Zeichnung. Stecherisches. Thaeter's Erläuterung.

Nr. 47. An Thaeter, 25. Januar 1848 298
Anerkennung. Stecherisches. Der Karton der apokalyptischen Reiter. Thaeter's Erläuterung.

Nr. 48. Ein Sinnspruch, 1850 299
G. H. Crola. Aufenthalt in Ilsenburg. „Zweifeln mag und grübeln ꝛc."

Nr. 49. Stammbuchblatt, Januar 1852 300
„Ungestraft bleibt nie ein Deutscher ꝛc." Dante's Fahne.

Nr. 50. Stammbuchblatt, 3. Juli 1852 301
„Stets Prokrustes' Künste übend ꝛc."

Nr. 51. An die Kunstakademie in Florenz, 1853 302
Dank für die Ernennung zum Ehrenmitgliede.

Nr. 52. An Franz Schubert in Berlin, 13. Juli 1856 302
Dank für einen Brief über die „Erwartung des Weltgerichtes." Aufnahme des Werkes in Berlin.

Nr. 53. An Fr. Bruckmann in Frankfurt, 3. Februar 1857 303
Versagte Konzession. Herausgabe der Friedhofskartons. Kupferstecher Keller. Stich der „Lady Macbeth." Familienunglück. Gastfreundliches Anerbieten. Honorar.

Nr. 54. An F. Scheidt in Emmerich, 23. Januar 1859 305
Das Oelgemälde der „aufschwebenden Kindergestalt" von 1809. Der Brief. Die Bescheinigung der Echtheit des Werkes.

Nr. 55. An N. de Keyser in Antwerpen, Oktober 1859 306
Die Ausstellung deutscher Kartons in Brüssel. Huldigung für Cornelius. Dankschreiben desselben.

Nr. 56. An J. Schnorr von Carolsfeld in Dresden, 29. Juli 1861 307
Der Musiker Peter Cornelius. Der Brief, eine für denselben bestimmte Geldsendung betreffend.

Nr. 57. An Fräulein E. Ringseis in München, 10. Juli 1862 . . . 308
Augenleiden. Reise nach München oder Köln. Jubiläum von Ringseis. Zwiespalt im deutschen Volke. Grüße. Arbeit.

Nr. 58. An M. von Schwind in München, 18. März 1866 310
Schwind's Entwürfe zu den Malereien im Opernhause zu Wien. Der Brief: Beurtheilung derselben, Rath.

Nr. 59. An den Minister von Mühler in Berlin, 30. März 1866 . . 311
Ferdinand Wagner. Der Brief, diesen Künstler betreffend.

Nr. 60. An Dr. Cropp in Hamburg, 24. Juni 1866 313
Die Arbeiten des Malers Commans für die Nikolaikirche in Hamburg. Empfehlung und Befürwortung.

Nr. 61. An den Minister von Mühler, Herbst 1866 314
Die Sendung von Kartons zur Ausstellung in Paris 1867.
Cornelius und Graf Raczynski.
Das Liber veritatis.

Seite

Nr. 62. E. Förster an den Grafen Raczynski, 11. April 1840 . . . 316
Die Ausführung des „Christus in der Vorhölle" in Oel.

Nr. 63. E. Förster an den Grafen Raczynski, 1. Mai 1840 318
Weiteres über denselben Gegenstand.

Nr. 64. Graf Raczynski an Cornelius, 7. Mai 1840 319
Bestellung des Gemäldes. Bedingungen.

Nr. 65. Cornelius an den Grafen Raczynski, 13. Mai 1840 . . . 320
Zusage. Ansichten über Oelmalerei. Hoffnung. Raczynski's Beispiel.

Nr. 66. Cornelius an den Grafen Raczynski, 4. Januar 1842 . . . 321
Anfang und Unterbrechung der Arbeit. Der Brief: Förderung des Werkes, Art der Zahlungen.

Nr. 67. Graf Raczynski an Cornelius, 5. Januar 1842 322
Bestimmungen über die Zahlungen.

Nr. 68. Ermächtigung für Cornelius, 20. Februar 1842 323
Ausstellung des Bildes „Christus in der Vorhölle."

Nr. 69. Cornelius an den Grafen Raczynski, 8. Juni 1842 323
Der Glaubensschild. Fortgang des Bildes. Nachrichten aus London. Seitz. Wunsch.

Nr. 70. Cornelius an den Grafen Raczynski, 8. Oktober 1843 . . . 325
Ordnung der Geldangelegenheit. Der Brief: Vollendung des Bildes; die Friedhofshalle.

Nr. 71. Erklärung des Gemäldes „Christus in der Vorhölle," Oktober 1843 326
Ausstellung. Die Erklärung. Besprechung des Werkes.

Nr. 72. Ein Freund des Grafen Raczynski an denselben, 23. September, 11. und 19. Oktober 1851 327
Das Oelgemälde „Selig sind die da hungert u. s. w." Bedingungen. Untermalung von Franz Schubert. Der Bericht des Freundes über den Fortgang der Arbeit.

Nr. 73. Cornelius an den Grafen Raczynski, 28. Dezember 1851 . . 329
Ausführung und Vollendung des Werkes.

Nr. 74. Cornelius an den Kultusminister, 8. Januar 1862 330
Gedanken zu einem Denkmale Friedrich Wilhelm's III.

Nr. 75. Cornelius an den Grafen Raczynski, 9. Oktober 1854 . . . 332
Anfertigung eines Bildnisses von Overbeck. Verhältniß zu Berlin.
Heirath von Cornelius' Tochter. — Schriftstücke, die Gruppe der Seligkeit betreffend.

Nr. 76. Bemerkungen von Cornelius zu der „Geschichte der neueren Kunst u. s. w." vom Grafen Raczynski 333
Erstes Blatt. Machwerk, Kunstziele. Nachahmer Overbeck's.
Zweites Blatt. Apostel in Neuß. Faust. Die Natur von Cornelius.

Seite

Drittes Blatt. Entwickelung in Rom. Josephs-Fresken. Eberle und Bendemann.

Viertes Blatt. Jugendarbeiten. Kunststudium.

Fünftes Blatt. Akademischer Unterricht.

III. Anderweitige Mittheilungen über die Person und das Leben von Cornelius.

Vorbemerkung 341

Ludwig Vogel 341
Die Klosterbrüder. Verhältniß zu Cornelius.

Aus Friedrich Thiersch's Leben 342
Auftrag für Cornelius in der Angelegenheit der Verlobung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzessin Elisabeth.

Joh. Heinr. Voß an Lobeck 343
Erlebnisse, Konfessionelles.

Aus Schinkel's Briefen 343
Besuch von Cornelius in Köln 1824.

Aus Thaeter's Tagebuch 344
Besuch von Cornelius in Nürnberg 1825.

Gotth. Heinr. Schubert 344
Erste Begegnung mit Cornelius 1827; Urtheil.

Moritz von Schwind 345
Kleine Abendgesellschaft bei Cornelius 1827.

Ludwig Walesrode 345
Romanhaftes Abenteuer Wilhelm Preyer's.

Ferdinand Wagner 346
Cornelius als Lehrer.

Professor Sepp 347
Wohnung von Cornelius in Rom 1845. Die Sündfluth als Aufgabe für Cornelius. Napoleon und David. Dante. S. Paolo fuori le mura. Wolfram von Eschenbach.

Rudolf Hofmann 348
Erste Begegnung mit Cornelius. Rede desselben nach Ueberreichung eines Humpens. Rom im Winter 1853/4. Bewirthung mit Brod und Wein. Befreundete Künstler. Künstleroriginalität. Ariccia 1855. Typen der Apostel. Fest für den König Ludwig. Rede von Cornelius. Kaulbach. Weiterbau des Doms. Berlin 1863. Veit, Overbeck, W. Schadow. König Ludwig. Pfannschmidt, katholische Kunst. Palmerston. Gruß von Frau Wenner. Die Kartons.

Seite

Karl von Binzer 354
Beziehung zu Cornelius in Rom 1853. Bericht über den Cornelius'schen Kreis. In einer Weinkneipe. Berlin. Kaulbach. — Das Mißverhältniß zwischen Cornelius und Berlin.

Karl Gutzkow 357
„Christus in der Vorhölle." Urtheile. Liszt.

Dr. Max Schasler 358
Dessen „Erinnerungen" an Cornelius. Wesen der Kritik. Weltgericht in der Ludwigskirche; ablehnende Haltung von Cornelius. Guffens und Swerts; Heftigkeit von Cornelius. Reue und Sühne. Umarbeitung der „Erinnerungen."

Heinrich Ferber 360
Vorbemerkung in Betreff des Stammbaumes.

Stammtafel der Familie Cornelius 362/3

Anmerkungen:
Der Geburtstag von Cornelius. Die Pathen. Der Grabstein. Grab der Tochter Helene und der beiden ersten Frauen. Der Enkel Rafaello. Grab der Brüggemann'schen Eheleute.
Der Urgroßvater. Der Großvater; dessen Erben. Der Vater. Das Geburtshaus. Die Mutter. Der Kupferstecher A. L. J. Cornelius.

IV. Nachrichten über verschiedene Werke.

Vorbemerkung 371
Das Verzeichniß der Werke von 1866. Jugendarbeiten und Nachlaß. Erweiterte Kenntniß. Bildungsgang. Akademische Erziehung. Kampf. Der Faust. Eklektische Ansichten.

Verzeichniß von Werken nach der Zeitfolge 373

Der künstlerische Nachlaß 391

Vorbemerkung.
Zusammenstellung und Umfang des Nachlasses. Eintheilung desselben. Die ersten Entwürfe für die Glyptothek; Göttersaal: Lichtwelt, Unterwelt, Wasserwelt, Deckenzwickel des Helios; — Trojanischer Saal: Der Zorn des Achilles. Die hinterlassenen Zeichnungen als urkundliche Denkmäler. Verständniß von Cornelius' Werken.

I. Einzelne Blätter aus der Frankfurter und Römischen Zeit Nr. 1—13. 404
II. Faust Nr. 14—18. 405
III. Romeo und Julia Nr. 19—22. 405
IV. Die Nibelungen Nr. 23—34. 406
V. Die Josephsfresken Nr. 35—51. 407
VI. Die Glyptothek Nr. 52—93. 408
VII. Die Ludwigskirche Nr. 94—112. 410
VIII. Die Friedhofshalle Nr. 113—178. 411

Seite

IX. Einzelne Blätter der Berliner Zeit Nr. 179—185. 415
X. Männliche Akte Nr. 186—207. 415
XI. Weibliche Akte Nr. 208—218. 417
XII. Gliederstudien Nr. 219—226. 417
XIII. Gewandstudien Nr. 227—265. 418
XIV. Verschiedene Studien Nr. 266—274. 418

V. Christian Xeller, der Freund von Cornelius.

Mittheilungen über denselben 423
Meine Bekanntschaft mit Xeller. Aeltere Nachrichten über ihn. Geburt und Eltern. Beruf. Bekanntschaft mit Cornelius. Kunstübung und Reisen. Frankfurt. Rom. Glaubenswechsel. Heimkehr. Wanderleben. Heidelberg. Berlin. Beschäftigung und Anstellung. Reisen. Heirath. — Charakter. Künstlerische Leistungen. Bedeutung als Gemälderestaurator. Verhältniß zu Cornelius. Briefe von Xeller an mich.

Verzeichnisse.

1. Verzeichniß der wichtigeren Stellen, die Person, das Leben, die Ansichten u. s. w. von Cornelius betreffend 439
2. Verzeichniß der Werke von Cornelius, soweit dieselben hier erwähnt oder besprochen sind 442
3. Namenverzeichniß 445

Berichtigungen und Zusätze.

S. 64. Statt P. Gérard zu setzen F. Gérard.

S. 87. Statt 9. April zu setzen 7. April 1865.

S. 103. Statt Krenkel zu setzen Kränkl.

Xaver Kränkl (1780—1860), Pferdehändler und Lohnkutscher zu München, war als ein Original stadtbekannt.

S. 125. Statt A. F. Fischer zu setzen Karl Fischer.

S. 265. In Bezug auf die Frankfurt betreffenden Pläne vergl. A. Cornill, J. D. Passavant u. s. w. Frankfurt, 1864. I. S. 63—4.

S. 277. Zeile 7 von unten statt leutet zu setzen läutet.

I.

Mein Umgang mit Cornelius.

Eine lange und eingehende Bekanntschaft mit den Werken von Cornelius und eine innige Bewunderung dieses großen Künstlergeistes hatte in mir naturgemäß den Wunsch anregen müssen, doch auch wenn möglich die persönliche Bekanntschaft des Meisters zu machen. Wir wohnten in derselben Stadt, Berlin, ich ging fast täglich an seinem Hause vorüber, ein Klingelzug, eine kurze Frage hätten vielleicht genügt, meinen Wunsch zu erfüllen. Aber das wäre ein Weg gewesen, der sich mit meinen Ansichten und Grundsätzen nicht vertragen hätte, und so mußte ich es dem Zufall überlassen, ob ich Cornelius sehen sollte oder nicht.

Da geschah es, daß nach Beendigung des dänischen Krieges im Jahre 1864 eine Ausstellung der Friedhof-Kartons stattfand. Ich schrieb über dieselbe einen Aufsatz, der damals in der „National-Zeitung" erschien und den ich später in meine „Deutsche Kunststudien" (S. 109—124) mit aufnahm. Von diesem Aufsatze übermittelte ich Cornelius einen Abdruck, — wie und auf welche Weise erinnere ich mich aber heute, nach beinahe zwanzig Jahren, nicht mehr. Dies war der Anlaß zu meinem Verhältnisse mit ihm. Denn er hatte den Wunsch geäußert, mich kennen zu lernen und mit mir über den Dom und die Königsgruft zu sprechen. Eine Reise nach München, die er unternommen hatte, verzögerte die Zusammenkunft, allein am 25. Oktober 1864 ging ich dann zu ihm. Es war um $3\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags und er schlief; aber er hatte den Hausmann angewiesen, daß, wenn ich etwa käme zu einer Zeit, wo er schliefe oder ausgegangen sei, man mir ja sagen solle, er wolle mich unter allen Umständen sprechen. Ich ging deshalb etwas spazieren und kam nach 4 Uhr wieder. Zwar

hatte er die Absicht gehabt, nach dem Schläfchen etwas in die Luft zu gehen, aber er war nun zu Hause geblieben, um mich zu erwarten.

In dem schönen Eckzimmer seiner Wohnung, Königsplatz 1,[1]) wo die Volpato'schen Stiche nach Rafael's vatikanischen Fresken hingen, fand ich den alten Herrn. Langsamen und scheinbar unsicheren Ganges kam er mir entgegen. Mit der größten Herzlichkeit ergriff und hielt er meine Hand, und ich blickte ihm in sein herrliches von Feuer und Geist erfülltes Auge.

„Seien Sie mir willkommen!" Und damit lud er mich ein, mich zu ihm zu setzen. „Ich habe mich sehr über Ihre Arbeiten gefreut, — fing er an, — habe sie mehrmals gelesen. Sie haben Verständniß und, was man so selten findet, Empfindung. Ich spreche nicht vom Pöbel, aber es ist doch so nöthig, daß dem Volke das Verständniß erschlossen wird, und das thun Sie. Das Volk ist der Kern; je höher hinauf um so weniger Sinn und Tiefe."

Ich bemerkte, daß dies wohl wahr sein möchte; allein, was die höchste Spitze beträfe, so achte der König doch die Kunst, wenn er auch selbst erklärt habe, daß sie ihm ferner liege.

„Das ist achtbar, aber es ist sehr traurig. Sein Bruder war darin immerhin anders; — aber genützt hat das freilich auch nichts. Er hat mich zwar mit Ehre und Liebe überhäuft, aber trotzdem kann ich nicht verschweigen, daß er ohne feste Grundsätze, ohne klaren Willen war. Wenn er gewollt, hätte er mich anders ausbeuten müssen."

Beruf und Mittel habe er dazu gehabt; wenn es nicht geschehen, lag es allerdings an seinem Willen, war meine Bemerkung.

„Er hat ein offenes Herz gehabt und einen reichen Geist, war immer empfänglich, aber die Beharrlichkeit fehlte ihm; er ließ sich leicht zurückschrecken und gab dann die Sache auf. Mag man sagen was man will, dies muß man dem Ludwig lassen: Was er gewollt und bestimmt, hat er mit einer Festigkeit, die fast Trotz ist, unbeirrt um alle Einwürfe ausgeführt."

---

[1]) Ueber das Haus s. mein Buch „Cornelius, der Meister der deutschen Malerei." (Hannover. 1866.) S. 232. Eine Abbildung folgt weiter hinten.

Dies muß man ihm allerdings lassen, — warf ich ein.

„Aber das fehlte gerade hier. Ein gutes Herz hat Friedrich Wilhelm gehabt.“

Wir kamen dann auf die damaligen Kunstzustände in Berlin und ich regte die Angelegenheit seiner Kartons an. Diese Kartons, welche jetzt in den beiden großen Sälen der National-Gallerie aufgehängt sind, waren damals schlecht untergebracht. Diejenigen zum Domhofe hingen in den Arbeitssälen des Cornelius'schen Hauses selbst und waren wegen der Enge der Räume nur ungenügend zu betrachten; die Münchener Kartons aber lagerten zusammengerollt auf Böden, ohne Sicherheit und Obhut und ohne daß Jemand sie hätte sehen können. Dieser Zustand hat Jahrzehnte gedauert und ist in meinem Cornelius-Buche S. 20 und 349 berührt worden; er erschien mir höchst traurig, und ich selbst entbehrte sehr empfindlich die Möglichkeit, auch die Münchener Arbeiten von Zeit zu Zeit sehen zu können. Ich fragte Cornelius also, ob er, um der Sache willen, nichts thun könne, daß die Münchener Kartons irgendwo aufgestellt würden; sie lägen jetzt, wie alle Welt wisse, zusammengerollt und verstaubten.

„Ja, die fressen die Ratten,“ bemerkte er mit spöttischer Bitterkeit.

Ich sagte, daß dies unverzeihlich sei, ob er nichts thun wolle? Er habe etwas gethan, versetzte Cornelius, von Rom aus, als Herr von Bethmann-Hollweg Minister war.[1]) Man habe auch ihn wieder von dort hergeholt, man habe ihm versprochen, daß er malen solle, — doch von alledem sei keine Rede mehr.

„Hätt' ich das gewußt, wäre ich nicht von Rom weggegangen, doch nun ist es auch so gut. Es ist mir lieb, daß ich hier bin.“

Wir sprachen davon, daß Anfang des Jahres der Friedhof hätte weiter gebaut werden sollen, daß aber Stüler erklärt habe, es müsse dann ein Theil des alten Domes fallen, worauf der König gesagt, daß er es seinem Sohne überlassen wolle. Cornelius meinte, man habe ihm zugesagt, daß er immer jetzt schon bei der vierten Wand

---

[1]) Vergl. E. Förster's Gedenkbuch u. s. w. II. S. 417 u. ff.

anfangen solle, doch daran sei jetzt auch nicht zu denken. Es scheine, daß die großen Kosten zurückgeschreckt hätten.

„Schon das Ornamentenwerk zwischen meinen Bildern, — fuhr er fort — wenn es künstlerisch durchgebildet werden soll, wie in Italien bei den großen Werken, wenn es, wie ich will, den strengen Ernst der Gemälde mildern soll, erfordert sehr große Summen."

Ich bemerkte, daß die ganze Sache wohl im Fernen liege, denn Stüler habe mir selbst gesagt, er hätte auf die Ausführung seines Domentwurfes verzichtet.

„Das wolle Gott!" waren Cornelius' Worte, und er sprach sich weiter tadelnd über den Entwurf und Stüler aus. Stüler sei zu biegsam, nicht fest und bestimmt.

„Ueberhaupt unsere Architekten sind halb Handwerker, halb Gelehrte, Künstler nicht. Der einzige war Schinkel. Und unter den jetzigen ist Ziebland vielleicht der geeignetste für einen Kirchenbau."

Ich meinte, daß der große Gedanke meist immer fehle, doch daß meine tägliche Freude das Schinkel'sche Museum sei.

„Das ist das beste was wir haben. Da sieht man doch wieder Säulen. Schinkel war der einzige seit Jahrhunderten, der die Säule verstanden hat. Was hat da Klenze bei der Glyptothek gemacht?"

Ich sagte, es sei unglaublich: unkannelirte jonische Säulen.

„Er hat sie kanneliren lassen wollen, aber wie sie standen, waren sie zu schwach. Das sollen jonische Säulen sein, sind aber keine. Die Säule ist nächst dem menschlichen Körper das Schwerste in der Kunst."

Von den Architekten kamen wir auf die Künstler überhaupt und Cornelius sagte dabei:

„Noch nie ist die Kunst so Luxus gewesen, wie jetzt, noch nie sind so viele Künstler gewesen, die so wenigen Beruf zur Kunst hatten. Zwei Drittheilen unserer Künstler wäre es besser gewesen, sie hätten ein ehrlich' Handwerk gelernt oder gingen hinter dem Pfluge her."

Es lag die Veranlassung nahe, an die im Akademie-Gebäude geöffnete Kunstausstellung zu erinnern. Cornelius hatte sie nicht gesehen und äußerte auch keine Lust, sie noch zu sehen. Ich bemerkte,

er verliere nicht gerade viel, denn die Schirmer'schen Landschaften zur „Geschichte Abraham's," die weitaus das Beste seien, seien ja vom Staate angekauft und blieben da.[1])

„Ich habe schon gehört; es ist nicht viel Gutes da. Neulich aber war eine junge Dame bei uns, der hatte ein Thierbändiger unmäßig gefallen."

Ich sagte, das möchte wohl sein, der Geschmack der Leute sei eben verschieden. Er meinte dann, daß gegenüber solchen Geschmacksrichtungen Gleichgültigkeit gegen seine Kartons herrsche.

„Es scheint mir immer, daß dies solch' eine Art hyperboräischer Stumpfsinn sei."

Darauf entgegnete ich ihm, daß er uns damit Unrecht thue; Werke wie die seinigen seien nicht im Vorbeigehen zu verstehen, und er könne nicht fordern, daß Jeder sie sogleich fasse; wenn man sich hier an den Münchener Kartons üben könnte, wenn man diese immer sähe, würde man jene andern leichter verstehen, würde Alles anders sein. Homer läge den Leuten hier näher als die Offenbarung, und wenn sie ihn, Cornelius, in seinen griechischen Werken verstanden hätten, würden sie auch die andern fassen.

„Dann nehme ich meine Meinung zurück."

Cornelius äußerte sich dann nochmals sehr wohlwollend über meinen Aufsatz und meinte, Vielen, die über Kunst schreiben, fehle es hier, im Herzen, und er hätte sich sehr über das Verständniß seiner Arbeiten bei mir gefreut.

„Doch kommen Sie, ich will Ihnen noch etwas zeigen, es wird gerade noch so viel Licht sein."

Und so führte mich der Alte, dessen strenge Züge zuweilen ein gewaltiger Blitz des Auges, zuweilen ein Lächeln belebte, in den Saal, wo ein Karton stand, an dem er arbeitete. Es war der „Auferstandene, Thomas und die Jünger," doch war das Licht schon schwach. Ich sagte über das Werk nichts, sondern fing von

---

[1]) Jetzt in der National-Gallerie I. Nr. 310—315a. — Vergl. auch meine „Deutschen Kunststudien" S. 371 u. ff.

der strengen Gesetzmäßigkeit der Komposition an, die in seinen Bildern sei.

„Ja, daran habe ich stets mit größter Strenge festgehalten. Die volle Durchbildung der Komposition ist schwer aber nothwendig; es muß überall das strengste Gesetz sein und doch muß es wie zufällig aussehen. Kaulbach hat dies nicht so gemacht, er hat oft mit großen Gedanken Mißbrauch getrieben. Da muß man nur die Alten ansehen, wie die komponirt haben, Dürer, die Eyck's, Holbein und diese Käuze."

Ich sagte ihm, alle Welt ließe jetzt doch photographiren, und er entzöge der Sache eine große Stütze dadurch, daß er seine Kartons nicht photographiren lasse; ob er nicht wolle.

Eine leise Unruhe kam hierauf in Cornelius' Wesen. Er nahm meine Hand und sagte:

„Davon sprechen wir ein ander Mal."

Ich bat um Entschuldigung, wenn ich ihn unangenehm berührt haben sollte.

„Nein, nein; es ist mir auch schon öfter gesagt, aber es hat sein Bedenken. Wir sprechen davon."[1])

Während der Unterredung hatte er mich schon wiederholt ersucht, ihn Abends zu besuchen, und als ich nun gehen wollte, bat er mich, ihm meine Wohnung aufzuschreiben und sagte mit größester Liebenswürdigkeit:

„Ich muß das alles geschrieben haben! Kommen Sie ja recht bald. Jeden Abend nach sechs Uhr sind wir zu Haus. Wir plaudern dann ein Stündchen. Und dann Sonntags ißt in der Regel Jemand bei uns — nach dem Goethe'schen Spruch — kommen Sie künftigen Sonntag. Wir speisen um $\frac{1}{2}2$ Uhr."

Ich empfahl mich und drückte ihm hocherfreut meinen Dank für das Glück aus, mich ihm nähern zu dürfen.

„Es ist mir sehr lieb, daß Sie hier waren; ich habe mich nach Ihnen gesehnt."

---

[1]) Vergl. E. Förster. II. S. 434/5.

Mit diesen Worten begleitete er mich an die Thüre, und wir schieden auf baldiges Wiedersehen.

So war mein erster Besuch bei Cornelius. Ich habe hier nur die Hauptpunkte der Unterhaltung mitgetheilt, die lange dauerte und in großer Lebendigkeit sich bewegte. Der Eindruck, den ich gewann, hatte die Vorstellungen, die ich mir von ihm gebildet hatte, vollauf bestätigt. Ich fühlte mich beglückt und erhoben, und wußte, daß von nun an mein Verkehr mit diesem außerordentlichen Menschen fest begründet sei. In den drittehalb Jahren, die von da ab bis zu seinem Tode verstrichen, habe ich ihn in den mannigfachsten Lagen des Lebens, in dem Wechsel froher und schmerzlicher Stunden, in Freude und Trauer gesehen. So ziemlich der ganze Kreis, in welchem sein geistiges Leben sich bewegte, wurde in unsern Unterhaltungen durchmessen, und ich darf es sagen, daß ich ihn recht gründlich habe kennen lernen. Nicht selten war ich aus dieser Kenntniß heraus im Stande, in bestimmten Fällen mir seine Ansichten und Urtheile voraussagen zu können. Bei der Bedeutung, die er als Künstler behauptet, kann es deshalb einer Rechtfertigung unmöglich bedürfen, wenn ich das Wesentlichste meiner Erlebnisse mit ihm veröffentliche. Dies kann nur dazu beitragen, die allgemeine Meinung über ihn zu klären und die Liebe für ihn und seine Werke immer weiter auszudehnen. Ich sehe hierbei mit voller Vorsätzlichkeit von der in neuester Zeit überhand nehmenden Unart ab, derartige Berichte in ein novellistisches Kleid zu stecken. Thatsachen will ich einfach und bestimmt hinstellen, und nur auf die Wahrheit kommt es mir dabei an. Ich hoffe gerade hierdurch diesen Aufzeichnungen einen Werth zu verleihen.

Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß doch nur ein sehr geringer Theil der Gespräche und Vorkommnisse hier von mir gegeben werden kann. Denn bei einem so ausgedehnten und vertraulichen Umgange überwiegt, der Menge nach gemessen, doch naturgemäß dasjenige, was sich nicht für die Oeffentlichkeit eignet. Ich darf in Bezug hierauf das Wort des Dante (Inf. IV. 104/5.) mir aneignen, welches er von seiner Unterhaltung mit den großen Dichtern gebraucht:

parlando cose, che il tacere è bello,
si com' era il parlar colà dov' era.

Wir besprachen Dinge, über die zu schweigen jetzt so schön ist, wie damals über sie zu sprechen. Das, was ich gebe, glaube ich ganz im Sinne von Cornelius behandelt zu haben, dem es durchaus nicht gleichgültig war, ob richtige oder falsche Nachrichten und Urtheile über ihn in die Geschichte übergingen, der den Werth des gedruckten Wortes wohl zu würdigen wußte und mich selbst aufforderte, Dies und Jenes nach seinem Tode zu veröffentlichen, — der aber ein abgesagter Feind davon war, jede Alltäglichkeit an die große Glocke zu hängen, und der sein natürliches Recht, ein Mensch mit Menschen zu sein, in keiner Weise sich einschränken ließ. Nur Das, was für den Charakter, die Anschauungsweise, Lebensgewohnheit und künstlerische Thätigkeit von Cornelius bezeichnend und bedeutend war, schien der Wiedergabe würdig zu sein. Der Leser erhält also hier nicht ein Tagebuch meines Umganges mit Cornelius, sondern einen Beitrag zur Kenntniß des großen Künstlers, der geschöpft ist aus meinem persönlichen Umgange mit ihm.

Ehe ich jedoch nun in meinem Berichte, meinen Aufzeichnungen folgend, fortfahre, muß ich mir vorweg noch eine Bemerkung erlauben, die ich mir selbst schuldig zu sein glaube. Wer das seltene Glück hat, mit einem großen und außerordentlichen Menschen nahe umzugehen, wird bald den fruchtbaren und bildsamen Einfluß erkennen, den ein solcher Verkehr ausüben muß. Auch in diesem Sinne werde ich dem verewigten Meister stets das dankbarste Gedächtniß bewahren, denn ich fand durch ihn die sicherste Befestigung in meinen Grundsätzen und Zielen, und lernte aus dem reichen Schatze seiner langen Erfahrung manchen neuen Gesichtspunkt künstlerischer oder kunstgeschichtlicher Betrachtung kennen; zudem liegt ja in dem Eingehen auf eine so ausgezeichnete Menschennatur, wie Cornelius war, selbst schon eine unschätzbare Belehrung. Doch einen umgestaltenden und maßgebenden Anstoß habe ich von ihm nicht empfangen. Mein Buch „Grundriß der bildenden Künste" war im vollen Drucke, als ich das erste Mal zu Cornelius kam, und dies Buch kann den Standpunkt, den ich

vor meiner Bekanntschaft mit Cornelius einnahm, ausreichend darthun. Er ist in allen wesentlichen Stücken derselbe noch wie heute.

Der Einladung von Cornelius folgend, begab ich mich am nächsten Sonntage nach dem geschilderten Besuche zum Mittagessen zu ihm. Es war der 30. Oktober 1864. Die kleine Tischgesellschaft, die ich vorfand, bestand außer Cornelius aus dessen Schwager, dem Geheimrathe Brüggemann, nebst der Nichte desselben, dem Professor Keller, Cornelius' ältestem Freunde und italienischem Reisegenossen, und dem Musikdirektor Professor Commer; diese Personen fanden sich jeden Sonntag ein, und außer ihnen waren dieses Mal noch ein Geistlicher, K..h, von einer der katholischen Kirchen Berlin's, und der Bildhauer Donndorf aus Dresden zugegen. Cornelius' Frau war wegen Unwohlsein nicht erschienen. Der Eindruck dieser Gesellschaft war im Ganzen nicht sehr angenehm. K..h, der sich sehr bald als ein ultramontaner Parteigänger zu erkennen gab, war etwas vorlaut. Bei Leuten dieser Art, die mehrfach in das Haus von Cornelius kamen und die oft von seiner künstlerischen Bedeutung nur eine ganz dunkle Vorstellung hatten, herrschte das Bestreben, vor allem Andern Cornelius als den mustergültigen Katholiken zu preisen und seine Kunst als Ausfluß seiner katholischen Kirchlichkeit hinzustellen. Es bedarf nicht der Erörterung, auf welcher Beschränktheit und Irrthümlichkeit dieses Bestreben beruhte. Bedürfte dasselbe einer Widerlegung, so würde diese schon darin gefunden werden müssen, daß ich von Anfang an über meinen Standpunkt keinerlei Zweifel ließ und doch von Cornelius je länger je mehr mit seinem Vertrauen, seiner Freundschaft und Liebe ausgezeichnet wurde. Das war jenen Leuten stets ein sehr starker Dorn im Auge und wird der gesammten Partei wohl auch heute noch nicht sehr liebsam sein.

Jener Geistliche nun konnte es nicht unterlassen, mit Donndorf anzubinden; er fing, nachdem Cornelius sich zum Mittagsschläfchen zurückgezogen hatte, mit ihm, der noch an der Ausführung

des Rietschel'schen Lutherdenkmals für Worms arbeitete, von diesem Werke und dem großen Reformator an, und zwar in einer Weise, daß Brüggemann, der zuviel Anstandsgefühl hatte, um solche Unschicklichkeiten zu dulden, den unerquicklichen Streit mit Ernst und Entschiedenheit abschnitt. Uebrigens habe ich diesen Mann nie wieder im Cornelius'schen Hause angetroffen.

Bald nachdem die Gesellschaft beisammen war, ging man zu Tische. Das Mahl, welches Cornelius seinen Gästen bot, war stets gut aber einfach; fast nie gab es mehrerlei als Suppe, Rindfleisch und Braten nebst dem entsprechenden Zubehör. Bisweilen wurde außer dem Tischweine eine Flasche edleren Gewächses getrunken. Cornelius war an diesem Tage während des Essens voller Laune, er scherzte viel und erzählte allerlei Künstlergeschichten, besonders aus dem Vasari. Ein Würzburger Wein, den er aus München geschenkt erhalten hatte, wurde scherzweise von Brüggemann, der ihn einschenkte, Gift genannt, und Cornelius nahm dies Wort auf. Als er ein Glas ausgetrunken, hielt er ihm das leere hin:

„Gieb mir noch von dem Gift, ich bin lebensüberdrüssig," und ein zweites Mal: „es will noch nicht wirken, ich kann nicht sterben;" endlich aber sagte er sehr scherzhaft: „gieb mir noch eins, es muß mir wie dem König Mithridates gehen, ich bin auch schon durch zu vielen Genuß gegen Gift abgehärtet."

Dann war auch von Juden und Judenhaß die Rede, und er äußerte, daß unzweifelhaft der Schacher Nationaleigenschaft der Juden sei, daß dies der eigentliche Judaismus sei, und daß dieser den Leuten selbst, wenn sie Christen würden, noch nach Geschlechtern anhänge. Doch habe er manche edle Juden kennen gelernt, besonders Felix Mendelssohn, der eine sehr reine Natur gewesen und der zum Höchsten und Schönsten in der Kunst gestrebt, dann Philipp Veit, der ein Mann von bestem und lauterstem Charakter sei. Diese Beiden seien allerdings schon als Kinder getauft und ganz christlich erzogen worden. Sein Landsmann Heinrich Heine aber, der ein so großartiges Dichtertalent besessen, habe viel jüdische Nationalfehler gehabt. Heine's Eltern, welche bekanntlich in Düsseldorf ein Laden-

geschäft[1]) hatten, und bei denen die Mutter von Cornelius viel gekauft habe, seien ehrenhafte und vortreffliche Leute gewesen. Dem Heine selbst habe aber doch das echte Judenthum als größtes Uebel angehangen. Ich äußerte hierauf, daß doch auch die Eitelkeit in sehr hohem Grade Heine'n beeinflußt habe, und Cornelius suchte nun diesen hohen Grad von Eitelkeit so zu erklären, daß die Juden durch glänzende Eigenschaften ihren Judaismus verschleiern wollten und daß sie durch solches Bestreben zu einseitiger Ueberschätzung gelangten, wie auch Michael Beer an diesem Uebel gestorben sei.

„Sie glauben gar nicht, was das mit dem Judenthum für ein Uebel ist. Es ist als ruhte ein Fluch auf dem Volke. In Rom hatten wir einen Maler, der Meyer hieß, etwas hinkte und Jude war. Der war oft schwermüthig, und als ihn ein Freund einmal eindringlich fragte, sagte er: Sie ahnen gar nicht, wie schrecklich es ist Jude zu sein. Und als ihm der andere nun vorschlug, er sollte sich taufen lassen, meinte er: Dann bin ich ein getaufter Jude, das ist noch schlimmer."

Doch gebe es auch viele Christen, die mehr Judaismus als der tollste Jude hätten. Auch Wilhelm Schadow, dessen Mutter eine Jüdin gewesen, habe dieses Erbtheil besessen.

Da nun Wilhelm Schadow ins Gespräch gekommen war, äußerte Cornelius noch Einiges über ihn, namentlich, daß er als Convertit päpstlicher als der Papst sich gezeigt habe und daß er im Grunde doch nur ein mäßiger Geist gewesen. Er fügte hinzu:

„Der Schwind, der ist ein Witzkopf, der hat einmal gesagt, Schadow sei eigentlich der größeste Homöopath, denn er habe mit einem Minimum von Geist auf die ganze Schule eingewirkt."

In jener Zeit wucherte ziemlich stark das Tischrücken, Geisterklopfen und Gespensterſehen, und Einer aus der Gesellschaft erzählte

---

[1]) Es war, wie ich der geschätzten Mittheilung des Herrn Verwalter Ferber in Düsseldorf verdanke, ein Schnittwaarengeschäft und lag auf der Volkerstraße neben dem rothen Kreuz. Es ist dies auch das Geburtshaus Heinrich Heine's. Der Vater, Samson Heine, hielt außerdem auf dem Markte eine Verkaufsbude. Im Jahre 1809 kaufte er das gegenüber gelegene stattliche Haus, jetzt Volkerstr. 42.

von einem Vereine, wo man Tischrückerei und Geisterseherei treibe. Der erwähnte Geistliche zog das natürlich sogleich ins Pfäffische, doch ging Cornelius darauf nicht ein. Er sagte aber:

„Wie es damit steht, wissen wir nicht, doch halte man sich von solchen Dingen fern, denn den Teufel merkt das Völkchen nie, auch wenn er' sie beim Kragen hätte. Und dieser Bursche ist da. Keiner hat ihn so gekannt und so dargestellt als Shakespeare. Wie großartig und tief ist er im Macbeth!"

Und nun erzählte er von Macduff und dem Walde von Dunsinan und dies mit einem Feuer und Wohllaute, die seinen Ausdruck begeisterten. Es ergab sich aus diesen Aeußerungen noch nicht klar, ob er den Teufel als Person oder Prinzip annahm, jedoch bemerkte er:

„Ist er nicht vorhanden, so ist die ganze Offenbarung nichts."

Und hiermit war denn seine Auffassung dieses Gegenstandes zweifellos klar ausgesprochen. Die Wissenschaft aber, meinte er, habe bisher diese dämonischen Beziehungen vornehm außer Acht gelassen, von denen schon Livius spreche und über die jetzt sein Freund Ringseis in München eine geschichtliche Uebersicht vorbereite.

Ich theile nun noch ein paar Geschichten mit, die Cornelius über Tische erzählte.

Er sagte: „In Italien steh' ich beim Volke in guter Meinung; sie nennen mich Signor Pietro, obgleich mein Name sich gut italienisch aussprechen läßt. Ein Hospitalarzt einmal aus Oberitalien, den ich traf, war so gerührt, daß er mir die Hände mit Küssen bedecken wollte. Nichts hat mich aber so gefreut, wie einmal an der alten toskanischen Grenze, wo der Wächter sein passaporto mir entgegen rief, und ich ihm den Paß gab: ‚Ah! il Signor Cornelius' sagte er ganz überrascht ‚passi' und nahm den Hut ab." Was den Vorfall mit jenem Arzte betrifft, so füge ich nach einer späteren Mittheilung von Cornelius' Frau Folgendes ein. Auf der letzten, von mir Eingangs erwähnten Münchener Reise, die über Prag ging, trafen sie in Furth mit einem Herrn zusammen, der sich als Arzt aus Vicenza zu erkennen gab, erst französisch, dann italienisch sprach. Er erzählte, daß er in München die Fresken von Cornelius gesehen und war ganz voll

davon; als er den Maler aber in Berlin früher einmal habe besuchen wollen, sei dieser leider in Rom gewesen, und so sprach er immer von dem berühmten Cornelius und lobte ihn. Da sagte ihm Cornelius, wenn er ihn so gerne kennen lernen wollte, er sei es selbst. In größter Rührung habe ihm der Arzt die Hand küssen wollen, aber Cornelius habe gesagt: „Geben Sie mir lieber einen ordentlichen Kuß."

Von derselben Reise erzählte er weiter diesen Zug:

„Als ich neulich in München war und da im englischen Garten etwas spazieren ging, es war gerade da beim ‚Harmlos,' wo die Dienstmädchen ihre Stelldicheins haben, da sieht mich ein Mann immer so von oben bis unten scharf an, und endlich sagte er: ‚Entschuldigen Sie, Sie sind ja wohl der Wirth von der Schneiderherberge?' . . ." Das erzählte der alte Herr so drollig, daß Alles lachte und wir so nicht erfuhren, was er geantwortet hatte.

Als von diesem Münchener Aufenthalte weiter noch die Rede war, wurde auch der König Ludwig genannt und Cornelius sagte:

„Der Ludwig hat mir jetzt wieder ein Gedicht gemacht, es hat mich recht gefreut, so eigenthümlich es auch ist. Wir haben uns oft gezankt, aber nun sind wir die besten Freunde. Es ist ein ganz eigenthümlicher Mensch. Die Gedanken sind fast immer gut, die Form aber ist oft zu absonderlich. Und jetzt hat er wieder in Algier eine Liebschaft mit einer Engländerin gehabt, der er gleich ein Haus geschenkt. Die hat's aber schnell verkauft und sich davon gemacht. Das war freilich nicht hübsch, aber ganz gut."

Am Nachmittage, als die meisten der Mittagsgäste sich entfernt hatten, erkundigte ich mich nach seiner Frau, die, wie bemerkt, unpäßlich war und nicht erschien, und so sagte er, wohl fühlend, daß die Gesellschaft nicht die rechte war: „Die gute Therese; ja wenn die Frau nicht auf dem Platze ist, ist das ganze Haus krank."

Es gestaltete sich dann eine Unterhaltung im engsten Kreise; man sprach von München und ich äußerte Einiges über die Glyptothek. Da sagte Cornelius unter Anderem:

„Als ich den Auftrag für die Glyptothek bekam, war mir die alte Mythologie noch fremd, und da war es der Giulio Romano,

dem ich den zündenden Funken verdanke. Nur in Mantua kann man ihn kennen lernen, aber da sieht man, wie die alten Italiener im Ornament groß waren. Das Ornament ist nothwendig für die monumentale Malerei, doch nicht alle neueren Künstler haben es verstanden. Es ist sehr schwer und ich habe viel studirt, mich mit dem Besten und Edelsten umgeben, als ich damals die Glyptothek malte."

Ich bemerkte, daß dies Ornamentale und besonders die gesammte Raumvertheilung wohl dort auch auf eine vollkommene Weise gelöst sei. Da flammte er auf und sagte:

„Ja, das ist bis ins Tiefste durchdacht und durchgebildet, und doch soll es so aussehen, als ob es nicht anders sein dürfte, als ob es so sein müßte." Dann rühmte er die klassische Mythologie und ihre ewige Poesie und meinte: „die nordische hat's mir nie anthun können."

Es lag nahe, daß wir auf die antike Kunst kamen, und da nannte er den Namen des Phidias.

„Wie ich die Arbeiten des Phidias gesehen, ist eine neue Welt in mir aufgegangen; ich habe sie studirt und erfaßt. In den apokalyptischen Reitern steckt ein Stück vom Phidias, aber die trockenen Archäologen empfinden das nicht."

Ich bemerkte, daß das ja augenfällig sei; man brauche ja nur die Gypsabgüsse der Parthenon-Werke sich dazu anzusehen.

„Ja, dies ist das Edelste! Und Rafael, obgleich er den Phidias nicht kannte, hat so vieles Verwandte mit ihm und seinem Geiste."[1])

Eine Zwischenfrage unterbrach diese Unterhaltung und später kamen andere Dinge ins Gespräch.

Cornelius mißbilligte den Namen der „Evangelischen," den Friedrich Wilhelm III. befohlen habe.

---

[1]) Diese Aeußerungen beziehen auf die Parthenonwerke im britischen Museum und die Kartons zur Apostelgeschichte, damals in Hampton Court, die Cornelius bei seiner Anwesenheit in London 1841 sah. Bunsen, der die letzteren Werke zusammen mit Cornelius sah, bemerkt: „Für Cornelius war es die Erfüllung einer Sehnsucht seines Lebens, seine Erwartungen waren übertroffen." (Fr. Nippold, Bunsen u. s. w. II. S. 184. Leipzig 1869.)

„Wir sind auch evangelisch, aber ich habe immer gefunden, daß Ihr Evangelischen kalt bleibt, wenn man Euch Dinge aus dem Evangelium malt.“[1])

Ich versetzte, daß sich dies letztere wohl nicht so schlechthin behaupten ließe. Uebrigens stünde ich dem Katholizismus nicht so fern, als er vielleicht glaube, da ich katholische Verwandtschaft hätte und eine Tante von mir sogar Ursulinerin sei.

„O Sie Unglücklicher! Doch trösten Sie sich mit mir. Eine Tante von mir war Klosterfrau in Düsseldorf, ein Großonkel, auch ein Peter Cornelius, Abt in Altenberge und ein anderer Onkel — erschrecken Sie nicht — sogar Jesuit; er ist aber vor Aufhebung des Ordens gestorben.“[2])

Als ich gehen wollte, verlangte Cornelius von mir, ihm Jemand nachzuweisen, der ihm den Hintergrund seines Thomas-Kartons schraffiren sollte; ich versprach ihm Jemand zu schicken, den er bereits kenne und dessen Namen ich nannte.

„Ja, der hat da nach meiner Angabe die Vignette zum kleinen Reaktionär gezeichnet. Das Ding ist nun aber ganz und gar Parteiblatt geworden.“

Ich bemerkte, daß ich ihm dies verzeihen wollte, wenn es nur nicht an dem entsetzlichsten Mangel an Witz litte; um den zu verdecken, brächte es denn alle Woche sechs Judenwitze.

„Und was die Hauptsache ist,“ warf Brüggemann ein, „die Juden haben viel mehr Witz als jene mit allen ihren Judenwitzen.“

---

[1]) Schon in einem Briefe an Schnorr aus dem Jahre 1830 sprach er von der „protestantischen Kirche“ in München und nannte zugleich Schnorr einen „warmen evangelischen Christen;“ und 1844 schrieb er der katholisch gewordenen Emilie Linder: „Obschon jetzt katholisch, werden Sie nicht aufhören, eine Evangelische zu sein.“ (Bei E. Förster. II. S. 46,7 u. 250.) Es zeigt sich also deutlich, daß er Begriff und Eigenschaft des Evangelischseins auch schon damals nicht von der Bekenntnißform abhängig machte.

[2]) Diese Tante war Coelestinerin (s. S. 29); sonst hat sich über dieselbe wie auch über den Großonkel nichts weiter ermitteln lassen. Wegen des Onkels siehe hinten die Stammtafel.

Dies Blatt „Der kleine Reaktionär" ward von hochkonservativer Seite herausgegeben und sollte ein Gegengewicht gegen den „Kladderadatsch" bilden, doch ging es nach kurzer Zeit wieder ein. Man hatte Cornelius ersucht, den Gedanken zu einem Holzschnitte für den Kopf des Blattes anzugeben, und er hatte das auch gethan, indem er jenem Maler das Nähere mittheilte. Ein großer Krebs war die Hauptfigur.

Ich verabschiedete mich. Zu Hause faßte ich den Gesammteindruck, den Cornelius in den Gesprächen dieses Tages auf mich gemacht hatte, in folgende Worte zusammen: Cornelius ist in Allem, was er spricht, geistvoll und bedeutend, in gleichgültigen Dingen ganz unbefangen und kindlich. Die Unterhaltung mit ihm geht immer auf das Wesentliche und Große, und überall eröffnet er die tiefsten und geistvollsten Gesichtspunkte. Dabei ist er im Kleinen von einem Wohlwollen und einer Liebenswürdigkeit, die neben seiner Größe als Künstler ihn als einen der edelsten Menschen schätzen lehrt.

Donnerstag, den 3. November 1864.

Ich kam nach 6 Uhr Abends zu Cornelius und fand ihn in Gesellschaft seiner Frau. Er fragte nach dem Wetter, und ich sagte, wir hätten russischen Wind.

„Daher kommt uns nichts Gutes, und noch dazu ist jetzt der russische Kaiser hier; sie jagen ja wohl?"

So kam die Jagd ins Gespräch.

„Wenn ich es absichtlich nicht vermieden, so wäre ich ein leidenschaftlicher Jäger geworden, aber das geht nicht für einen Künstler, es kostet zu viel Zeit. Als ich damals Akademie-Direktor in München wurde, konnte ich die Professoren mir wählen, und es wurde denn auch ordentlich aufgeräumt; als ich aber dem Ludwig Philipp Veit vorschlug, sagte er: ‚nein Den nicht, der geht zu gerne auf die Jagd,' und er hatte leider Recht. Ich habe den Veit sehr vermißt."[1])

---

[1]) Wegen dieses, Veit betreffenden Vorschlages vergl. die Briefe bei E. Förster. I. S. 365, 369 u. 380/2. Der Grund, weshalb der König Ludwig auf denselben nicht eingehen wollte, ist aber dort nicht mitgetheilt worden.

So waren wir wieder schnell auf das Kunstgebiet gekommen und Cornelius sprach nun fast anderthalb Stunden mit außerordentlicher Wärme und größester Klarheit. An Veit anknüpfend hob er dessen Bedeutung nochmals sehr hervor, und nachdem wir einzelne Bilder desselben erwähnt, bemerkte er:

„Die Frankfurter haben nicht recht an diesem Manne gehandelt, sie haben ihn nicht gewürdigt, doch ist daran auch viel der Einfluß von Düsseldorf her schuld, namentlich hat Schadow sehr viel gegen ihn gearbeitet. Ich habe es nicht glauben mögen, bis Veit mir die Sache auseinander gesetzt hat."

Da wir bei Veit und Frankfurt waren, fragte ich, was er zu Steinle meine, und besonders zu dessen Fresken im Kölner Museum.

„Es sind ganz achtbare Arbeiten, aber offen gesagt, mir gefallen sie nicht, sie sind nüchtern; und was ist das mit der grünen Decke? Eine Decke muß immer blau sein; es ist ein sonderbarer Einfall mit dem Grün. Aber auch was sind das für Gegenstände! Da hätte man edle Stoffe aus der Mythologie wählen müssen, statt dieser Dinge."

Ich bemerkte, daß man wohl den Kölnern nicht hätte mit der klassischen Mythologie kommen dürfen, freilich aber fänden die Steinle'schen Bilder auch keinen sonderlichen Beifall.

„Nun gut. Ich will ja auch die Kölner nicht zwingen, aber wenn sie die Mythologie nicht wollten, hätten sie die Geschichte der heiligen Ursula nehmen sollen, die doch bei ihnen zu Hause und so sinnvoll ist. Ob sie nun Legende oder Fabel ist, oder wie man sie sonst nennen will, das ist ganz gleich; in dem Dinge steckt aber Urpoesie."

Er sprach von dem „Ursulakasten" Hans Memling's in Brügge und dann von den Gemälden zur Lebensgeschichte der Heiligen von Vittore Carpaccio in Venedig. Unter den letzteren hob er besonders die „Apotheose" hervor, deren Auffassung er als echt poetisch lobte.

„Solche Behandlung ist immer das Wesentliche, aber bei den

modernen Geschichtsbildern fehlt fast immer das Beste. Der einzige, der hierin zum Theil wirklich Bedeutendes geleistet hat, ist Schnorr. Aber da bin ich neulich in Prag gewesen. Dort ist das reizende Belvedere, ein Bauwerk im Style der reinsten italienischen Architektur des Brunelleschi, Bramante und Peruzzi. Die Arbeit des Ornamentes ist auch technisch ganz vollkommen, weniger gut ist der plastische Fries am Aeußeren mit Darstellungen aus der Fabel von Perseus und Andromeda. Sie sind eigentlich roh ausgeführt, aber dies wäre der Stoff gewesen für die Bilder im Innern. Statt dessen malen da Ruben und seine Schüler unbekannte Dinge ohne Poesie, die zu dem Bauwerk ganz und gar nicht passen. Die alte Mythologie ist nicht zu entbehren, sie ist voll ewiger Poesie und muß in der Kunst gepflegt werden. Es sind durchaus viele Ideen nicht in christlichen Formen auszudrücken. Und ich glaube, in meinen Glyptothek-Bildern nicht ganz unglücklich gewesen zu sein."[1])

Ich bemerkte dazwischen, daß solche mythologische Aufgaben nicht für Jeden seien, denn ihre Lösung sei doch sehr schwer; auch entschuldigten sich die Künstler nicht selten deswegen, daß dem so sei, mit dem Mangel an Gelegenheit.

„Dies ist ganz verkehrt. Wenn sie etwas leisten können, finden und haben sie stets Gelegenheit. Es erinnert mich dies immer an eine Antwort des Papstes, die er einem jungen Maler gab, welcher eine Kirche schlecht ausgemalt hatte und der sich damit entschuldigte, daß ihm die Gelegenheit bisher gefehlt habe; er sagte auf die Kirchenwände zeigend: ‚Hier habt Ihr ja Gelegenheit genug gehabt, Euer Talent zu zeigen.' Der Maler aber war ganz ruhig."

---

[1]) Die Bildwerke am Belvedere zu Prag, die Cornelius meinte, sind nicht im eigentlichen Sinne ein Fries; sie befinden sich in den Zwickeln zwischen den Rundbögen des Säulenumganges und an den Säulenstühlen selbst, und stellen die Thaten des Herkules, den Prometheus, die Venus, die Leda und viele andere mythologische Gegenstände dar. Ruben's Wandbilder aus der böhmischen Geschichte an den Wänden des großen Saales sind allerdings sehr lahm. Sie sind auch nicht einmal mit einem gemalten Rahmwerk umgeben; Wand- und Deckenflächen sind sonst ganz kahl. Der Eindruck kann nur ein sehr ungünstiger sein.

Cornelius kam dann nochmals auf die Geschichtsmalerei zurück und sprach zunächst von den Düsseldorfern.

„Der Schadow hat ein Buch geschrieben, ‚Der moderne Vasari,' und darin sagt er, daß sie die Perrücke abgeschafft hätten. Als ich dies las, bemerkte ich: ‚er hat sie nur anders frisirt.' Diese Düsseldorfer Figuren in den Geschichtsbildern sehen immer aus wie ihre Künstler auf dem Carneval, und selbst der Lessing, von dem so viel Rühmens ist, kann mir nicht behagen. Das ist nichts mit seinem ewigen Huß und immer wieder Huß."

Ich fügte ein, daß überhaupt die Reformationsgeschichte im ganzen sich für künstlerische Darstellung wenig eigne, und daß man ja auch bei Kaulbach's Bilde der „Reformation" sich hiervon überzeugen könne.

„Hm ... Da hat Einer in den ‚Fliegenden Blättern' eine Parodie gemacht,[1]) die ist prächtig, und ein Andrer hat von dem Bilde gesagt: er habe mit der babylonischen Verwirrung angefangen, und mit der deutschen Verwirrung aufgehört, denn ein größeres Gewirr als auf dem ‚Reformationsbilde' ist mir nicht vorgekommen."

Bei dem weiteren Gespräche über die Kaulbach'schen Malereien im neuen Museum wurde auch die „Hunnenschlacht" erwähnt und ich bedauerte, daß die übrigen Bilder nicht mit derselben künstlerischen Kraft und Gesinnung durchgeführt seien.

„Ja damals stand Kaulbach noch mit uns auf Einem Boden, aber seitdem ist es schrittweis immer tiefer mit ihm gegangen. Der Maler Pecht hat schon vor zwölf Jahren in den ‚Grenzboten' ihm seine Zukunft prophezeit, und er hatte recht. Kaulbach ist der Heine der Malerei geworden. Und überall, wo er spottet, ist er jetzt am besten."[2])

Ich konnte dieser Meinung, daß Kaulbach, wo er spottet, am besten sei, nur bedingt beistimmen und machte auf die Bilder an der

---

[1]) Dieselbe war von Ille in München.

[2]) Den nämlichen Vergleich hatte Cornelius schon 1855 dem Könige Ludwig gegenüber gemacht; vergl. den Brief bei E. Förster. II. S. 360.

neuen Pinakothek aufmerksam, wo doch auch reichlicher Spott sich zeige, die aber so widerwärtig seien, daß sie verdienten, herabgeschlagen zu werden.

„Dafür sorgt das Münchener Klima schon," warf Cornelius ein; und weiter sagte er auf meine Frage, ob der König Ludwig denn die Bilder verstanden habe:

„Ja, als sie fertig waren, da sah er Alles ein."

Wir gingen wieder zum Geschichtsbilde zurück, und er bemerkte dann noch sehr bedeutend:

„Wenn man Geschichte malen will, so muß man den Stoff behandeln, wie Shakespeare den seinigen behandelt hat."

Das Gespräch nahm dann eine Wendung auf die Baukunst und die verschiedenen Bausthle. Cornelius sagte, die eigentlich italienische Baukunst verhalte sich zur alten, wie die italienische Sprache zur lateinischen. Von der Antike müsse man immer lernen, das sei die unerschöpfliche Fundgrube für den Künstler. Für die Gothik, für die zum Theil so geschwärmt werde, sei er garnicht.

„Ich habe nichts dagegen, wenn man mittelalterliche Kirchen, wie den Kölner Dom, ausbaut, aber neue Gebäude im gothischen Styl zu errichten, halte ich für ganz thöricht. Das krause Zeug und das viele Stabwerk ist doch sehr geschmacklos, und die Architektur gestattet keine Entfaltung der Malerei und Bildhauerei. Die Wandflächen sind verschwunden, und die Malerei muß sich mit Glasfenstern oder hohen Deckenbildern begnügen. Die Plastik ist auf den Portalschmuck angewiesen, und da zeigt es sich, daß die Kehlungen in den Laibungen der Thüren nur so schmalen Raum bieten, daß die menschliche Gestalt nicht so breit sein kann als sie sein müßte. So sind zum Theil diese schmalen, dünnen Figuren entstanden. Die Italiener haben die Gothik so zugerichtet, daß Wandflächen entstanden sind, und dies wirkt zuweilen sehr bedeutend, ganz außerordentlich in S. Francesco in Assisi."

Dennoch, sagte ich, würde von gewisser Seite unbedingt die Gothik verlangt, und ich wolle auch nichts dagegen einwenden, wenn neue katholische Kirchen so gebaut würden.

„Nein, es taugt nichts. Da sind so schöne Beispiele frühchristlicher Kirchen und an diese soll man sich doch anlehnen, denn sie hängen mit der Antike noch näher zusammen."

Namentlich hob er die Centralbauten als sehr beachtenswerth hervor und stellte die romanischen Kirchen am Rheine künstlerisch unbedingt über die gothischen. Diese romanischen Bauten ließen auch die Anwendung reinen Ornamentes zu, aber die heutigen Architekten sähen dies nicht ein. Der einzige sei eben immer Schinkel. Ich bemerkte, daß ich mich bemühte, den Grund der Erscheinungen einzusehen, und daß ich glaubte, es sei in unabänderlichen Gesetzen begründet, daß nach einem großen Genius in der Kunst es alle Mal wieder hinabginge; ich versuchte mehr auf die Sache als auf die Person zu sehen. Und dies bestätigte sich in der Architektur wie auch in der Bildnerei und Malerei. Cornelius suchte gleich Beispiele bei den großen Italienern und setzte hinzu:

„Es ist wirklich unglaublich, wie diese Leute, so ein Zucchero und Andere, sich benommen haben, der mit seinem Zeug sich bis vor die Kammern Rafael's hin gemacht hat. So überhoben sich die Menschen. Als vor mehreren Jahren das neue Dogma da verkündigt wurde, wollte der Papst es durch ein Bild im Vatikan verherrlichen und sagte zu mir: ‚Das wäre was für Sie.' — ‚Chi avrebbe il corraggio di dipingere accosto delle stanze di Raffaello!'[1]) war meine Antwort."

Der Papst wurde stutzig und ließ zunächst die Sache fallen, doch schickte er ihm noch wiederholt einen Cardinal oder sonstigen Sendling mit dem Anliegen, diesen Gegenstand — es war die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß der Maria — in Oel zu malen. Cornelius hat auch dies abgelehnt und zwar, wie er mir sagte, weil der Gegenstand nicht für ihn tauge und er ihn überhaupt nicht möge. Die Sache sei zwar immer schon in der katholischen Kirche geglaubt worden, doch sei die Verkündigung des Dogmas unnöthig und unklug, besonders auch weil sie von den Protestanten immer

[1]) Zu deutsch: Wer hätte den Muth neben den Zimmern Rafael's zu malen!

weiter entfremde. Gegenüber der ihm hier zugemutheten Arbeit pries er sich glücklich, daß er die Aufgabe des Domhofes erhalten.

„Es hätte mir keine bessere Aufgabe gestellt werden können!"

Die weiterhin vorgekommene Erwähnung der Bildhauerei führte auf dies Gebiet, und da hob er Blaeser als besonders tüchtig hervor, dessen Friedrich Wilhelm IV. auf der Kölner Brücke er für das beste Reiterbild der neueren Zeit hielt. Von Schwanthaler wollte er nichts Sonderliches wissen, auch Albert Wolff und Kiß genügten ihm nicht.

Ich war schon aufgestanden um zu gehen, als ich von dem Maler anfing, den ich ihm schicken wollte, um den Hintergrund seines Kartons zu schraffiren; er meinte, es sei ihm peinlich, einen Künstler für diese Arbeit zu verwenden. Ich suchte ihn darüber zu beruhigen, sprach von Ehre und dergleichen, doch gab er erst nach als ich sagte: „Wenn Sie ihn nicht nähmen, würden Sie ihm wehe thun."

„Nein, weh' thun wollen wir ihm nicht. Ich werde es Ihnen dann sagen, wenn ich ihn brauche. — Da war übrigens neulich auch der Professor Pfannschmidt hier und zeigte mir ganz vortreffliche Zeichnungen, ‚Christus und die Kindlein' und ‚die Erweckung des Jünglings von Nain.' Es ist eine so wahre und tiefe Empfindung darin, man fühlt es heraus, daß er an die Dinge, die er darstellt, glaubt, und ohne dies wird es in der religiösen Malerei nichts. Gehen Sie doch ja hin und sehen Sie sich diese Blätter an; sagen Sie nur, ich schickte Sie. Der Pfannschmidt, scheint mir, wird hier zu wenig beachtet, doch ist er ja wohl an der Akademie angestellt?"

Ich sagte, er sei Professor und habe auch die Kartons für die Glasfenster der Nikolaikirche gemacht, was doch immerhin beweise, daß er beachtet und geachtet würde. Von der Akademie übrigens, meinte ich, sei nicht viel zu reden. Diese Anstalt befand sich damals bekanntlich im Zustande tiefen Verfalles, und es wollte nicht gelingen, sie neu zu beleben; man begegnete den größten Schwierigkeiten, einen neuen Direktor zu gewinnen. Diese Dinge wurden flüchtig berührt und Cornelius bemerkte dazu:

„Ja, man müßte sich und seine Person dabei vollständig aufopfern. Rauch hat es abgelehnt, ich auch. Ich danke dafür, Ordnung in solche Zustände zu bringen. Später hat man noch einmal den Versuch gemacht; ich sollte erster Direktor werden, Hensel unter mir zweiter, aber Hensel war für so Etwas nicht mein Mann.“[1])

Wir sprachen ein paar Worte über Hensel, dessen „Samariterin“ er gelten ließ, und ich sagte, er solle viele und ausgezeichnete Bildnisse gemalt haben.

„Ja, aber immer zehn Jahre zu jung, so daß der Prinz Karl einmal den Witz machte, was denn Hensel wohl thun würde, wenn er einen Zehnjährigen malen solle.“

Ich bedauerte, daß der Minister von Bethmann-Hollweg abgegangen sei, da er die Direktorfrage wohl zum Austrag gebracht hätte, doch meinte Cornelius, Bethmann sei zu schwankend und ihm fehle der tiefe Ernst für die Kunst. Zudem würde die Erbschaft, die der künftige Direktor anzutreten habe, mit jedem Jahre schwieriger. Ich meinte, die Verhältnisse seien in der That hoch gestiegen und ein Herkules fände hier Gelegenheit eine seiner Thaten zu wiederholen.

„Ja, Augiasstall habe ich es auch genannt, und noch besser vergleicht es sich mit dem ospedale degli incurabili in Rom. Doch davon ein ander Mal. Ich werde Ihnen Manches vertrauen; davon können Sie nach meinem Tode Gebrauch machen, so lange ich lebe nicht.“

Sonnabend, den 12. November 1864.

Es befanden sich bei Cornelius seine Frau und sein Schwager Brüggemann. Ich hatte eine Photographie von Kaulbach's Karton zu der Malerei Friedrich's des Großen im neuen Museum mitgebracht, von der neulich beiläufig die Rede gewesen und die Cornelius noch nicht kannte. Sie gefiel ihm im ganzen nicht; besonders tadelte er, daß der Kopf zu klein sei, das Profil namentlich wegen der gebogenen

---

[1]) Vergl. das Schreiben des Ministers von Bethmann-Hollweg bei E. Förster. II. S. 431.

Nase unwahr und die Linienfiguration in der Haltung der Beine und Arme nicht günstig. Die Art der Auffassung aber ließ er gelten und gab bereitwillig zu, daß Kaulbach seit Jahren nichts verhältnißmäßig so Gutes gemacht habe. Bei der weiteren Unterhaltung über die Wandgemälde im Museum, über die Brüggemann sehr eifrig sprach, betheiligte er sich wenig, warf aber doch ein, daß Kaulbach ein Mann für die Berliner sei: er habe gefallen. Brüggemann bemerkte, ob er aber den Besten seiner Zeit gefallen? und da versetzte Cornelius: „Das glaube ich nicht.“ Er sprach dann noch von dem losen Zusammenhange in der Folge aller dieser Bilder und der ungleichen Ausführung in Farbe und Zeichnung.

Dann las ich eine Parodie auf die damalige Kunstausstellung im Kladderadatsch vor, die er sehr beifällig mit anhörte. „Da ist doch Humor und Witz, aber mit dem kleinen Reaktionär war es elend bestellt.“

Es wurde dann gelegentlich noch von Kirchengebäuden gesprochen, und wie sie so oft mit schlechtem Zeuge vollgepfropft seien, besonders im Oesterreichischen. Cornelius sagte:

„Es sind das erschreckliche Dinge, die das Christenthum wahrhaft schänden, und man muß es dem Ludwig danken, daß er sich bemüht hat, hier zu reinigen. Doch auch in München giebt es noch Kirchen, die furchtbar barbarisch sind.“

Das Gespräch blieb dann mehr im allgemeinen; überhaupt habe ich bemerkt, daß Cornelius am liebsten sich mit Einem allein unterhält; dann wird er lebendig, feurig und geht immer auf ernste, würdige Sachen über. Wenn Andere sprechen, liebt er zu schweigen.

Sonntag, den 13. November 1864.

Als ich Mittags bei Cornelius eintrat, hatte er ein Druckblatt unter Kreuzband in der Hand und sagte:

„Da können Sie mir vielleicht sagen, was das eigentlich ist mit dem freien deutschen Hochstift in Frankfurt; sie schicken mir immer die Berichte, und ich weiß garnicht, was ich damit soll.“

Ich entgegnete, daß mir die Zwecke des Stiftes nicht genau bekannt seien, er sei ja aber, so viel ich wüßte, Ehrenmitglied.

„Ja, ich habe aber nie auf die Schreiben geantwortet. Es klingt mir so prahlerisch, der Name schon; und wer sind denn die Leute von dem freien deutschen Hochstift?"

Ich nahm den Bericht in die Hand und sagte, da stehen ja gleich voran die hohen Beschützer, Kaiser und Könige!

„Das ist schon eine schöne Gesellschaft, die sich um den Schutz der gekrönten Häupter bewirbt; wenn die Leute sich die Anerkennung nicht durch die Leistungen erzwingen, hat es keinen Sinn."

Ich bemerkte, daß zu dieser Beschützerschaft der Titel „frei" sehr gut zu stimmen schiene.

„Du lieber Gott, ja mit der Freiheit ist's da aus."

Frankfurt lobte er sehr, es sei eine denkwürdige, heimliche Stadt, und ihm sehr lieb; er sei von dort zuerst in die Oeffentlichkeit getreten. Frankfurt führte zu Goethe, und er nannte den lächerlichen Streit, ob Schiller oder Goethe größer sei, eine wahrhafte querelle allemande, auch brachte er Goethe's Aeußerung von den „beiden Kerls wie wir" vor. Ich sagte, daß solche Streitereien sehr unersprießlich seien, leider aber wären sie auch auf andern Gebieten, besonders dem politischen, anzutreffen.

Wir blieben bei der Politik und Cornelius erklärte rundweg, man könne sich keiner Partei anschließen:

„Die Kreuzzeitungspartei ist etwas so Elendes und Unverschämtes, daß man von Aristokratie garnicht mehr reden kann. Eine feste gediegene Aristokratie ist nothwendig, aber das ist ja das reine Junkerthum, die Krautjunkerei. Und mit der demokratischen Partei ist es auch nichts; sie geht viel zu weit, ist wild und überstürzt sich. Es sind unerfreuliche Zustände."

Meine Bemerkung, daß, wenn man einen gewissen Standpunkt erreicht habe, man auch am besten thue, außer und über den Parteien zu stehen, nahm er wohl auf. Er kam auf die mittelalterlichen Freiheiten und wie viel man jetzt noch ihnen danke.

„Und worin wurzelte die alte Freiheit? In der Unverbrüchlichkeit

des Eides. Was ist heut' ein Eid? Man springt damit um, wie es beliebt, um des erbärmlichsten Vortheils willen, von heute auf morgen! Und gerade von oben herunter werden die schlechtesten Beispiele gegeben. Denken Sie nur an den Napoleon."

Während des Essens war Cornelius anfangs schweigsam, doch wurde er nachher angeregter und erzählte mehrere Geschichtchen, von denen ich die folgende berichte.

Es war um das Ende der zwanziger Jahre als Cornelius einmal mit Schnorr, Clemens Brentano und einigen Anderen von München nach Harlaching gegangen war. Brentano habe den Schnorr grausam gehänselt.

„Als er nun — erzählte Cornelius weiter — mit Dem fertig war, wollte er mit mir anfangen. Ich sagte ihm aber: hört' mal Clemens, wenn Ihr glaubt mit mir es so machen zu können, wie mit Dem, irrt Ihr Euch. Wenn Ihr nicht augenblicklich schweigt, male ich Euch in der Glyptothek in der ersten besten Arabeske als Grasteufel. Auf dem Heimwege fragte er einen Andern, ob ich wohl Ernst machte und der sagte: Da verlaßt Euch drauf, der macht keinen Spaß. Da war sein ganzer beißender Uebermuth hin, und er bat höchst erbärmlich, den Grasteufel doch ja nicht zu malen, damit die Philister nicht erst recht über ihn herfielen."

Ich füge hier gleich auch einige weitere Einzelheiten aus der Tischunterhaltung an, die von Interesse sein dürften.

Es war von der Stadt Berlin die Rede, ihrem Leben und Treiben, und Brüggemann, ein geborner Westfale, meinte, daß er, möge man auch von Berlin sagen was man wolle, doch nicht gern an einem andern Orte leben möchte. Cornelius aber, der hier so viele und zum Theil rücksichtslose Widersacher gefunden hatte, sprach sich nicht eben freundlich aus. Als er in den zwanziger Jahren hier gewesen, habe ihm Alles sehr gut gefallen, er habe einen sehr angenehmen Eindruck von Berlin mit fortgenommen. Allein dies habe sich wesentlich geändert. Aeußerlich seien die neuen Stadttheile von peinlicher Langweiligkeit, innerlich fehle das wahre Volksleben.

„Es ist mir stets Bedürfniß gewesen, im Volke zu verkehren, mit einfachen Leuten umzugehen; dies habe ich in München gehabt, und was habe ich für kernige, vortreffliche Menschen bei meinen vielen Ausflügen im bayerischen Gebirge angetroffen.[1]) Hier aber, wenn man sich hier in solche Kreise begiebt, wird der Ton sofort gemein, und dann ist es vorbei. Den Mangel dieses Verkehrs fühle ich hier sehr empfindlich."

Eine Geschichte aus Cornelius' frühester Jugend, die er gern erzählte und deren er sich aufs deutlichste erinnerte, spielt im ehemaligen Kloster der Coelestinerinnen zu Düsseldorf, wo eine Tante von ihm Nonne war. Als kleinen Jungen hat man ihn, da das Kloster unter Klausur stand, durch die Klappe hineingeschoben, und während des langsamen Umdrehens dieser Klappe hat er entsetzlich geschrieen. Seine Tante nahm ihn gleich in Empfang und rief immer „Pitterchen, Pitterchen" und beruhigte ihn mit Worten und Zuckerwerk. Bald hat er sich da so wohl gefühlt, daß er garnicht wieder heraus wollte. Er erzählte scherzhaft, es habe ihm so gut gefallen, daß er habe Nonne werden wollen.

Cornelius' Frau sagte bei Tische mit tiefer verstellter Stimme zu ihm: „„Lieber Cornelius trink nicht so viel, der Wein taugt nichts, der bekommt dir nicht."" „Wissen Sie auch wer das sein soll? sie macht den Schnorr nach. Der hat aber gesagt: lieber Cornelius trink du nur, der Wein ist gut, der bekommt dir sehr."

In München war einmal eine Zeit lang ein gewisser Professor Wilhelmi, der schmarotzte und sehr zudringlich war. Eines Tages hat ihm Cornelius gesagt: „Professor, ich gebe Ihnen 6 Louisdor, aber verschonen Sie mich für die Folge. ‚Um Gottes Willen, Ihre Freundschaft ist mir tausendmal mehr werth.' Und damit war ich den Kerl noch nicht los. Weil wir nicht wußten, was er eigentlich trieb, nannten wir ihn immer den Professor der unentdeckten Wissenschaften."

In den Nachmittagsstunden wurde die vor ein oder zwei Tagen stattgehabte Aufführung von „Figaro's Hochzeit" erwähnt, und dies gab

[1]) Ueber den Besuch der Münchener Sommerkeller vergl. die „Erinnerungen von Ringseis" in den historisch-politischen Blättern Band 85. (1880.) S. 529.

den Anlaß von Mozart überhaupt zu reden. Es wurden einzelne Stellen der Oper besprochen, und Cornelius war ganz begeistert von dem großen Musiker.

„Den Mozart, gestehe ich, möchte ich gekannt haben; das ist ein wahrhafter Genius. Da ist kein Irren und Suchen: von Anfang an das Bewußtsein und die Uebung. Er und Rafael sind wie eine Blume, rein und edel aufgewachsen zu voller Blüthe."

Er lobte dann das Buch von Jahn über Mozart und empfahl es mir dringend, da ich bemerkte, daß ich es noch nicht gelesen habe.

„Das müssen Sie lesen. Ich habe es mir damals in Rom vorlesen lassen; es ist vortrefflich. Die Kritik ist ausgezeichnet, sie ist wahre Kritik, sie macht das Kunstwerk verständlich! Der wahre Kritiker ist aber ebenso selten als der wahre Künstler, denn er muß so empfinden und ausdrücken, wie dieser."

Ich warf ein, daß mein Ideal hier immer Winckelmann's Beschreibungen einiger Antiken seien.

„Das will ich meinen, und Winckelmann hat den Phidias nicht gekannt. Hätte er diesen erst gekannt! Wie sehr steht doch hinter dessen Werken der Torso zurück."

Als wir weiter von griechischer Kunst uns unterhielten, sagte er:

„Das ist ein Volk von Künstlern, alles was sie anfaßten wurde zum Kunstwerk; in ihren Werken ist die ewige Schönheit."

Er sprach dann von einem weiblichen Torso in Rom und nannte ihn „eine strahlende Schönheit."

Die Unterhaltung wendete sich dann auf das Gebiet der Dichtung. Er verglich die alten Römer mit den heutigen Engländern, doch meinte er, von diesen rühmend: „Die haben aber ihren Shakespeare." Ich suchte die römischen Dichter zu vertheidigen, erinnerte an Einiges von Ovid und Horaz, besonders an das Carmen seculare, dessen hohes Nationalgefühl und schwunghafte Sprache selbst uns Fremdlinge begeistern müsse.

„Ich verstehe nicht Latein — bemerkte Cornelius — in meiner Jugend habe ich wohl etwas getrieben, aber das ist jetzt nichts mehr."

Ich führte die Stelle „possis nihil urbe Roma visere maius"

an und sprach über sie. Da fiel er ein: „Das hat auch der Goethe gesagt in seinen römischen Elegieen.“ Cornelius rühmte diese sehr und setzte endlich hinzu:

„Ich bin Maler, aber von den Dichtern habe ich viel gelernt. Aus vielen Irrwegen haben sie mich gerettet, und ich habe ihnen viel zu danken, besonders Goethe.“

Ich entgegnete: „Und die Dichter lernen von den Künstlern.“

„Ja freilich, das ist gegenseitig.“

Auch Schiller pries er sehr und hob seine Reinheit hervor, wenn er auch bis auf die Zeit der Goethe-Freundschaft weniger bedeutend sei.

„Selbst der Don Carlos, so sehr ich einst für ihn geschwärmt und ganze Stellen auswendig gekonnt habe, befriedigt mich lange nicht mehr. Ganz besonders werthvoll aber ist mir der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller; es ist ein einziges Werk und ich habe viel daraus gelernt.“

Ich sagte, daß er ja mit Goethe selbst auch im Briefwechsel gestanden habe.

„Ja der hat mir über meinen Faust damals Dinge geschrieben, die ich selbst wußte; ich wollte ganz deutsch sein und wählte absichtlich diese Form, ebenso wie er die seinige im Götz. Später aber, so erzählt mir Eckermann, habe er andere Arbeiten von mir gesehen, und gesagt: Laßt Den nur machen, der steht vor derselben Schmiede wie ich. In den ‚Gesprächen‘ stehe es nicht, aber Eckermann hat es mir gesagt.“

Nach diesem Abschweife kehrten wir zur griechischen Kunst zurück, und ich meinte, ganz einzig sei die lange Dauer dieser Blüthe, es ginge alles auch in der Kunst nach großen Gesetzen, aber eine zweite Erscheinung, wie diese, gäbe es nicht.

„Dort ist die Kunst eben nicht entartet, sondern natürlich gealtert.“

Er verglich dann die Kunst mit einer strengen Knospe, die endlich zur Blüthe aufbricht; und ich setzte hinzu, daß aber ebenso nothwendig auch das Welken eintrete, und wies besonders auf Italien hin, doch machte ich auch einen Seitenblick auf unsere Zeit.

„Sollte das wirklich jetzt schon so sein? Allerdings die Zerfahrenheit ist sehr groß, und bei Kaulbach kommt auch viel Derartiges vor. Aber in jenen alten Manieristen war doch noch eine sichere Richtung. Was hat der Giulio Romano in mythologischen Gegenständen geleistet? Das hätte Rafael nicht besser gemacht. Der Palazzo del Te und die Villa Madama sind Meisterwerke. Da sind so unendliche Schönheiten. Vergessen Sie ja nicht die Villa zu besuchen, wenn Sie nach Rom kommen."

Ich fügte ein, daß ich dies bald zu können hoffte, daß man aber für Rom viel Zeit sich frei machen müsse.

„Ein ganzes Leben brauchte man, um Alles in sich aufzunehmen; man möchte stets dort bleiben."

Dies, sagte ich, würde ich nie wollen mögen; ich möchte nur dauernd in Deutschland leben.

„Ja, das ist auch meine Meinung. Doch habe ich von dort stets Anregung und Kraft genommen, und habe sie im Vaterlande verwerthet. Alle meine größeren Arbeiten habe ich in Rom angefangen."

Der Guilio Romano führte nochmals zur italienischen Kunst zurück, und Cornelius sagte, daß die italienische Kunst ihren Ursprung bei Dante genommen habe und verloschen sei, als das Studium und Verständniß Dante's aufgehört hätten; die Spuren des Dante'schen Einflusses ließen sich durch drei Jahrhunderte verfolgen. Das Plötzliche des Abbrechens sei aber erschreckend, und er stimmte ein, als ich, den Zusammenhang der Zeitverhältnisse und der Künstler betonend, bemerkte, daß Rafael nicht entfernt das, was er war, hätte werden können, wenn er nur zehn Jahre jünger gewesen; besonders sei der Abschnitt scharf in den religiösen Bildern, die nach Rafael absichtlich und kalt seien.

Freitag, den 18. November 1864.

Frau Professor Rethel aus Dresden, die Wittwe Alfred Rethel's, war zugegen, und da bewegte sich das Gespräch zuerst um Dresdener Angelegenheiten, um dortige Familien und dergleichen mehr. Schnorr hatte kürzlich einen Sohn verloren und anderes Unglück gehabt, und

so wurde auch ein anderer Sohn von ihm, der ausgezeichnete Sänger erwähnt. Cornelius hatte ihn bei seinem Aufenthalte zu Dresden im Herbste 1863 im Schnorr'schen Hause gehört, und rühmte sehr seine Stimme und seine gediegene künstlerische Auffassung.

„Die Arie Don Octavio's aus dem ‚Don Juan' sang er wahrhaft hinreißend; ich habe sie so oft gehört, und manches Mal war der Vortrag so elend, daß ich froh war, wenn der Sänger fertig war, denn nur zu häufig werden ganz mittelmäßige Kräfte zu dieser kleinen Rolle verwendet. Der Schnorr aber sang sie mit solcher zarten Empfindung und so seelenvoll, wie ich es nie gehört. Das war der ganze Mozart, und nie habe ich es so lebendig gefühlt, wie schmerzlich es ist, daß ein so vollendetes, hohes Kunstwerk für den Genießenden mit der Stimme verhallt."

Der Sänger Schnorr litt an der Fettkrankheit, die schwer oder nicht zu heilen ist, und Cornelius beklagte ihn sehr.

„Wissen Sie, wie es der holländische Arzt Boerhaeve in einem solchen Falle einmal gemacht hat?[1]) Er saß an seinem Pult und da erscheint in der Thüre ein Fettkranker; er sieht sich um, blickt ihn flüchtig an und sagt kurzweg: ‚ich weiß schon was Sie wollen, gehen Sie nur, Sie haben gar keine Hoffnung.' Da bekam der Kranke einen solchen Schreck, daß er fast gestorben wäre. Das aber wollte Boerhaeve, denn er war ohnehin verloren; durch Schreck und Gram aber fiel er nun ab und so blieb er am Leben."

Wir kamen wieder auf Schnorr zurück, und auf die Musik, wo Cornelius dann besonders von Italien sprach. Er sagte, daß die Italiener den Cimarosa und ähnliche Meister garnicht mehr kennten, daß sie Cherubini liegen ließen und auch Bellini vernachlässigten. Der einzige, der jetzt etwas gelte, sei Verdi.

„Für Instrumentalmusik thun sie garnichts; das Theater ist ihnen Gesellschaftssaal, und sie behandeln die Kunst dort ganz frivol. Einzelne Wenige, die besseres Verständniß haben, verachten aber ganz und gar die italienische Musik. Die musica italiana gilt ihnen nichts; sie

[1]) Herman Boerhaeve wirkte in Leyden und starb 1738.

halten sich ganz zur deutschen Musik. Aber wie wenig wird dort im allgemeinen noch deutsche Musik verstanden! Haben sie doch neulich in Florenz den Don Juan ausgepfiffen. Auch mit der übrigen Kunst, mit der Malerei ist es dasselbe; sie verstehen nicht einmal ihre großen Meister mehr; die Deutschen müssen es ihnen erst sagen, und wenn sie etwas Würdiges erstreben, halten sie sich auch jetzt immer noch zu den Deutschen. Der Einbruch der Franzosen hat die letzte eigenthümliche Kunst verjagt und die David'sche Richtung eingeführt. Vorher aber waren wohl noch Anklänge an die alte Kunst da. Da war namentlich der Pompeo Battoni, der war garnicht untüchtig; er war der Nebenbuhler von Mengs, und mir ist er lieber als Mengs."

Ich bemerkte, daß ich diesen Eindruck auch aus seiner „Magdalena" in Dresden gewonnen habe, und daß mir Mengs immer etwas nüchtern vorgekommen sei. „Ja sehr nüchtern," warf er ein. Dies zeige sich auch, fuhr ich fort, an einer „Madonna" im Berliner Museum und selbst an dem viel gepriesenen Dresdener „Amor."

„Der hat's mir nie angethan — fiel er ein — der ist nicht gefährlich."

Aus Anlaß dieses ungefährlichen Amors fragte ich ihn, ob er die anziehende Amorgeschichte vom König Ludwig kenne? Als dieser nämlich im Winter 1862 auf 63 in Rom war, besuchte er das Studium eines Bildhauers Namens Schulz, der gleich mit einer neuen Arbeit, einem „schlafenden Amor" vorrückte. Der König sah sie sich an, schüttelte aber immer den Kopf und sagte: „Es ist nix, es ist nix." Schulz bemühte sich seine Absicht deutlicher zu machen, und bemerkte, es solle einen schlafenden Amor vorstellen. „O," entgegnete der König Ludwig, „ein schlafender Amor! das ist nix; gehen Sie, Amor schläft nie; das weiß ich besser." Cornelius erfreute dieser Vorfall sehr.

„Ja das ist wahr; er weiß es, daß Amor nie schläft. Wissen sie schon," wandte er sich zu Frau Rethel, „von seiner neuen Liebschaft?" Und nun erzählte er ihr die damals viel besprochene Liebesgeschichte aus Algier nur mit dem Zusatze, daß der König die Engländerin habe heirathen wollen. (S. S. 15.) „Es ist ein liebebedürftiges Herz,

aber mag er sein, wie er will, mir ist er trotz aller seiner Streiche doch lieber, als tausend sittsame Philister."

Cornelius' Frau fragte mich nach einigen Bildern von der letzten Ausstellung, besonders nach Gemälden von Andreas Achenbach, und ich sagte ihr, daß derselbe zwei vortreffliche Bilder, namentlich einen „Herbststurm" gesandt hätte.

„Ja der kann schon Etwas leisten, wenn er will," warf Cornelius ein.

Dann erkundigte sie sich nach Wilhelm Schirmer, dem Berliner Landschafter, den Cornelius als einen achtbaren Künstler, der kein „Politiker in der Kunst" sei, als einen ehrenhaften Charakter lobte. Ein Seitenblick auf die Ausstellung von 1862 gab Gelegenheit von Anselm Feuerbach's „Iphigenia" zu reden, deren Ernst und redliches Streben Cornelius anerkannte. Er erzählte, daß Feuerbach ehedem ihm sehr bedenklich erschienen sei, daß aber Rom wohl günstig auf ihn eingewirkt habe. Ich bemerkte, daß Feuerbach 1863 zu München „die heiligen Frauen mit dem Leichname Christi" ausgestellt hatte, und daß dies Bild ernst und eigenthümlich komponirt, in der Farbe dabei maßvoll sei, daß es neben Julius Hübner's Gemälde desselben Gegenstandes, welches auch dort war, nach allgemeiner Meinung den Vorrang behauptete.

„Nun das freut mich sehr zu hören."

Diese zeitgenössischen Maler veranlaßten über Talente zu sprechen, und da fragte mich Cornelius, ob ich nie von dem Grenadier gehört hätte? Als ich dies verneinte, erzählte er:

„Es sind jetzt 11 Jahre, da erhielt ich eines Tages einen Brief und eine Rolle aus Potsdam. Ich las den Brief und wollte ihn schon ärgerlich fortwerfen, denn ich hielt ihn für einen gewöhnlichen Bettelbrief, als ich doch die Rolle öffnete und nun zu meinem größten Erstaunen eine Federzeichnung fand, die die ungewöhnlichste Begabung verrieth. Es war ein ‚Oelberg,' die ‚Kreuzigung' in der Mitte und dann die ‚Gefangennehmung.' Der junge Mensch hieß Niedere und war der Sohn eines Fleischermeisters vom Rhein. In Düsseldorf ist er nicht beachtet worden, nur wenige, besonders einer der beiden Müller nahm

sich seiner etwas an. Da er nun nicht die Mittel hatte einjährig zu dienen, hoben sie ihn aus und steckten ihn unter die Potsdamer Garde, denn er war ein großer, herrlicher Mensch, eine blühende Erscheinung, — und dies Auge! Bei seinem Regiment war er der zweitgrößeste. Er bat mich nun in dem Brief, ihm in seiner trostlosen Lage zu helfen, und da ich sah, was an dem jungen Manne war, setzte ich mich hin, packte Brief und Zeichnung zusammen und schrieb dazu an den König: Euer Majestät haben in Ihrem Garderegiment einen Grenadier, wie kein König sonst auf der Welt; helfen Sie ihm und der Kunst. Der König, wie er in solchen Dingen gut war, ließ den Niedere gleich nach Berlin versetzen, erließ ihm zwei Jahre, und ordnete an, daß er bei mir arbeiten solle. So lange dies eine Jahr nun noch dauerte und ich hier war, war er in der Kaserne, aber seine Kameraden ehrten ihn sehr; sie litten nicht, daß er gewöhnliche Arbeit that; die Stube auszufegen und dergleichen: das machten sie für ihn. Und wenn er keinen Dienst hatte, war er bei mir und arbeitete unten in seiner Soldatenjacke. Inzwischen ging ich nach Rom, und hatte die Absicht, wenn das Dienstjahr vorüber war, ihn nachkommen zu lassen. Da erfahre ich denn plötzlich, daß sein Hintermann ihm beim Manöver unglücklicherweise eine Patrone durch den rechten Arm geschossen habe. Daran ist er denn gestorben. Als ich die Nachricht erhielt, hat es mich ergriffen, als wäre mir ein Sohn gestorben! Und nun denken Sie, die armen Eltern, erst im Jubel des Glücks, daß ihr Sohn einem hohen Berufe entgegen ging, und nun plötzlich in den tiefsten Schmerz versetzt. Aber das war ein Talent, so sicher und groß angelegt; das hätte was sehr Bedeutendes werden müssen. Er war viel bedeutender wie Deger. Und eine feste Hand hat er gehabt, daß es zum Erstaunen war. Ich habe doch auch in meinen jüngeren Jahren viel mit der Feder gezeichnet, und habe Alles immer gründlich vorarbeiten und durchbilden müssen, der aber legte sich mit ein paar Strichen die Zeichnung flüchtig an, und dann nahm er gleich die Feder. Und das ging so sicher ohne den geringsten Fehler. Es war ein schwerer Verlust für die Kunst. Ich muß noch ein Blättchen von ihm haben und werd' es heraussuchen, daß Sie es sehen; wo aber die erste Zeichnung hingekommen ist, weiß

ich nicht. — Nun vielleicht hat sie auch Herr von Olfers!" setzte er mit einem leisen Anflug von Satyre nach einer kleinen Pause hinzu.[1])

Ich fragte, ob Niedere's Erscheinung wohl irgend eine Verwandtschaft mit Mintrop und ähnlichen vom Pfluge weggeholten Künstlern habe? Er verneinte das entschieden, und stellte sein Talent weit den andern Allen voraus. In Bezug auf Innigkeit sei vielleicht Leys ihm nicht ganz fremd, aber Leys verstehe nicht zu komponiren, er käme nicht über das Wirkliche und Zufällige in seinen Anordnungen hinaus; aber in Hinsicht des Gefühlsausdruckes sei er ganz eigenthümlich. Besonders schätzbar sei sein „Luther als Currendeschüler." Ich meinte, ob man vielleicht Leys in seinem Fache dem Overbeck in dem seinigen vergleichen dürfte?

„Nein, Overbeck ist doch eine Erscheinung von ungleich größerer Nothwendigkeit in der Kunstgeschichte. Overbeck ist um sehr vieles bedeutender, und seine ‚sieben magern Jahre' in der Casa Bartholdy sind ein Werk von außerordentlichem Werthe. Wäre er nur in dieser Richtung geblieben!"

Ich bemerkte, daß ich Overbeck sehr verehre, da er ein Mann von wirklich reiner und aufrichtiger Frömmigkeit sei, und daß ich mich bemühte, ihm, wo möglich, überall nachzuempfinden. Doch hätte ich in dem großen „Triumph der Religion" zu Frankfurt immer noch nicht die feste geistige Einheit in dem Aufbau des Ganzen erkennen können. Cornelius meinte, der einheitliche Gedanke sei doch klar, und das Werk mache Overbeck und dem deutschen Volke Ehre. Ich wolle dagegen nichts einwenden, — entgegnete ich, — doch sei mir immer vorgekommen, daß die Gesammtanordnung nicht wie mit einem Schlage den Sinn klar mache, daß dies Uebel vielleicht auch in der allegorisirenden Natur des Gegenstandes liege, daß aber die einzelnen Gruppen und Figuren meisterhaft seien. Da sei Overbeck ganz in seiner Einfalt und in seinem frommen Sinn.

---

[1]) Vergl. die Briefe bei E. Förster. II. S. 334 und 346. Der Name ist aber dort irrig Niederer geschrieben. Niedere stammte übrigens, soviel ich hörte, aus Lintz am Rhein.

„Ja," sagte Cornelius, „darin ist er auch einzig; und Keiner von Allen, die es ihm haben nachthun wollen, hat ihn auch nur entfernt erreicht."

Ich bemerkte dazwischen, daß man bei den Andern nicht selten die Absicht der Frömmigkeit durchfühle, und damit sei die reine Wahrheit unverträglich.

„Diese Absichtlichkeit ist das Schlimme, und da ist namentlich der Steinle, der will ein ganz musterhafter Katholik sein, aber er hat es mir nie angethan."

Ich sagte, daß Führich wohl auch hierher gehöre.

„Doch nicht ganz, er ist tiefer und empfindet mehr als Steinle. Dem aber kann ich seine grüne Decke in Köln nicht vergessen; und was er für Gegenstände wählt, und wie er sie darstellt!"

Eine Mittheilung der Frau Rethel über das vor einigen Tagen gefeierte hundertjährige Stiftungsfest der Akademie in Dresden führte wieder auf die Berliner Akademiefrage zurück, auf die gute Leitung dort und die traurigen Zustände hier. Cornelius erzählte nochmals, wie ihn der Minister von Bethmann-Hollweg bestürmt hätte, die Leitung zu übernehmen, wie er in Rom auch einige Neigung gehabt, wie er aber nach Berlin zurück gekommen und dann rundweg die Sache abgelehnt habe. „So lange ich noch zu leben habe, arbeite ich an meinen Kartons." Meine Ansicht, daß, bevor Jemand die hiesige Direktorstelle übernehmen könne, eine vollständige Neugestaltung nothwendig scheine, ergänzte er dahin, daß für das Gedeihen der Akademien höchst wesentlich die Ausführung monumentaler Malereien durch dieselben sei.

„So war es in München, als ich die Akademie leitete und das hat sich bewährt."

Ich bemerkte dazu, daß dieser Umstand unstreitig sehr wichtig sei, daß aber doch der eigentliche Schwerpunkt wohl in der Person des Direktors zu suchen sei.

„Ja freilich, die Person wird immer die Hauptsache bleiben, und der Direktor muß freie Hand haben. So hatte ich es in München. Als ich die Akademie übernahm, sagte der König Ludwig zu mir: Sie

haben in Rom in der Casa Bartholdy gezeigt, daß Sie zum Herrschen gemacht sind; die Anderen haben sich Ihnen freiwillig untergeordnet und da ist etwas Gutes daraus hervorgegangen. Jetzt sind Sie hier der Feldmarschall der Kunst, wählen Sie Sich nun Ihre Divisionsgeneräle. Nun er hat denn auch von den alten Professoren eine ganze Reihe quiescirt, und Die angestellt, die ich haben wollte."[1])

So etwas, meinte ich, wäre allerdings kaum je wieder zu erwarten, am wenigsten gegenwärtig in Berlin. Die weitere Verfolgung dieses Gegenstandes führte auch wieder zu der traurigen Behandlung, die den Münchener Kartons nun schon seit so vielen Jahren zu Theil ward. Er klagte wieder über Stumpfsinn und sagte:

„Ja, wenn es nicht meine Arbeiten wären, könnte ich etwas thun, so aber geht es nicht."

An die Friedhofsbilder denkend bemerkte er dann weiter:

„Es wäre etwas Gutes geworden; das Vaterland hätte Etwas daran gehabt, aber der Stumpfsinn ist zu groß."

Gewiß, entgegnete ich, möge dieser Stumpfsinn in gewissen Kreisen da und dort herrschen, aber im allgemeinen sei er nicht vorhanden. Dies beweise der große Eindruck, den damals (1859) die Kartons gemacht hatten, als sie auf kurze Zeit in der Akademie ausgestellt waren.

„Es ist wahr, ich war damals in Rom, die Nachrichten, die ich bekommen, haben mich sehr erfreut. Die Arbeiten haben einen Eindruck auf das Volk gemacht."[2])

Um wie viel schlimmer aber sei es deshalb, sagte ich, daß man diese Werke zusammengerollt und versteckt habe!

Er erkannte das Traurige an und setzte hinzu: „Auch der Schild ist versteckt; ich weiß nicht, wo er hingekommen. Das zweite Exemplar ist viel besser, als die Ausführung, die nach England gekommen ist. Nun, der Herr von Olfers wird es wohl irgendwohin gebracht

---

[1]) Vergl. den Brief des Kronprinzen Ludwig bei E. Förster I. S. 322, wo es heißt: „Wie es Menschen giebt, die zu Heerführern geboren sind, so Cornelius zum Haupt einer Malerschule."

[2]) Vergl. den Brief von Brüggemann bei E. Förster II. S. 426.

haben![1]) Daß aber die Kartons damals ausgestellt wurden, ist Grimm's Verdienst. Ohne Humboldt freilich wäre es nicht gegangen, und so haben wir es eigentlich diesem zu danken."

Ich sprach die sichere Hoffnung aus, daß diese Kartons doch nun gewiß bald aufgestellt werden müßten, und daß überhaupt der Sinn für das Bessere sich allmälich Bahn brechen möchte.

„Gewiß," sagte er, „es wird wieder besser werden, man wird zur Einsicht kommen, und zum Theil fängt man schon an."

Von dem Bildhauer Hermann Schubert, dem Sohne des Malers Franz Schubert, erzählte Cornelius, daß derselbe ein großes Werk in stark erhabener Arbeit, eine „Grablegung," gemacht hatte, welches viel Talent verrathen hätte. Er sei damals (1859) in Rom gewesen, und er habe an den Herzog von Anhalt, da Schubert aus Dessau gebürtig sei, geschrieben, der Herzog möge das Werk in Marmor ausführen lassen, dies würde der Kunst sehr förderlich sein und ihm zur Ehre gereichen.

„Nun aber wie solche Herren immer sind, — für jede Lumperei haben sie Geld, nur nicht für die Kunst — erklärte der Herzog, daß er kein Geld habe, aber einen Abguß wünsche!"

Später aber habe Cornelius einer Dame in Hamburg über die Arbeit ein Zeugniß ausstellen müssen und mit diesem in der Hand habe die Frau in Hamburg Beiträge gesammelt, und vor kurzem auch 2000 Thaler an Schubert nach Rom gesandt; weiteres sollte folgen. Cornelius war hierüber doppelt befriedigt, des Künstlers wegen und dann weil dies in Hamburg, einer nach seiner Meinung der Kunst sonst eben nicht sehr freundlichen Stadt möglich gewesen sei. Diese Dame war Frau Mathilde Arnemann geborne Stammann. Sie begann die Sammlungen 1863 und brachte sie zu einer Höhe von 8000 Thalern, womit das Werk bezahlt wurde. Am 27. Februar 1870 fand die Enthüllung des letzteren in der St. Petrikirche zu Hamburg statt.

---

[1]) Vergl. mein Cornelius-Buch S. 413.

Dienstag, den 29. November 1864.

Verschiedene Abhaltungen hatten es mir unmöglich gemacht, in der Zwischenzeit Cornelius zu besuchen. Ich fand ihn jetzt allein in seinem Zimmer, und er empfing mich gleich mit dem liebenswürdigen Willkommen:

„Wir haben nach Ihnen verlangt. Wo waren Sie denn so lange?"

Nach dem Austausche der Erlebnisse und anderen kleineren Mittheilungen sagte ich ihm, daß ich ihm die „Euphrosyne" von Goethe vorlesen wolle, von der wir neulich gesprochen hatten und die er nicht kannte.

„Ja, thun Sie das! — erwiderte er mit herzlicher Freude — Doch warten Sie einmal noch einen Augenblick."

Und damit stand der hochbejahrte Mann auf, ging in die andere Stube und brachte selbst den Wein herbei. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er dann jedes Wort des herrlichen Gedichtes an und unterbrach mich mehrere Male durch begeisterte Beifallsäußerungen. Er pries dann wieder Goethe und hob von neuem hervor, was er ihm zu danken habe, und wie Goethe den klassischen Geist wieder lebendig gemacht habe. Bei einem Seitenblick auf Schiller, bemerkte er, daß Schiller dem Volke wohl näher stände als Goethe, daß er vielleicht den größeren Ernst und das reinere Streben gehabt habe, daß aber Goethe doch gerade so hätte sein müssen, wie er war, sonst wäre er nicht Goethe gewesen. Cornelius führte viele Stellen aus beiden Dichtern wörtlich an, wobei er das sicherste Gedächtniß zu erkennen gab, und setzte bei der Stelle „das strenge Herz, es fühlt sich mild und weich" hinzu, daß der Prolog zum Faust ihn jedes Mal tief, fast bis zu Thränen rühre.

Später kam aus Anlaß der Darstellungen, die Kaulbach zu verschiedenen Goethe'schen Dichtungen gemacht hatte, wieder die Rede auf diesen Künstler, und Cornelius erzählte, daß er auf ihn einst große Hoffnungen gesetzt habe, daß er aber schon 1841, als er auf seiner Reise nach Berlin Dresden berührt habe, dort von Tieck auf die Klippe in Kaulbach's künstlerischem Wesen aufmerksam gemacht worden

sei. Tieck habe gesagt: „In Kaulbach liegt ein Zug von Gemeinheit," wogegen er ihn habe vertheidigen wollen; er habe damals eben Tieck nicht verstanden; jetzt sehe er freilich ein, wie recht jener gehabt habe. Ich fragte, was er dazu meine, ob man in kunstgeschichtlicher Hinsicht Kaulbach nicht mit Giulio Romano vergleichen könne.

„O nein, durchaus nicht. Giulio Romano ist keineswegs so gemein, er ist viel reiner und maßvoller; seine Malereien im Palazzo del Te sind ganz vollendet, und noch mehr die Handzeichnungen zu denselben in Rom."

Auf eine Bemerkung meinerseits meinte Cornelius, daß man Giulio Romano nicht entfernt nach den Bildern etwa beurtheilen könne, die damals unter seinem Namen im Berliner Museum hingen; der Palazzo del Te zu Mantua sei maßgebend, und wenn die Italiener zu Giulio Romano's Zeiten und er selbst obscön gewesen sei, so sei diese Gemeinheit doch nicht in die edelsten Kompositionen gedrungen. In der Kunstgeschichte ließe sich Kaulbach am ehesten mit Pietro da Cortona vergleichen, doch sei sein Talent immerhin viel bedeutender. Am treffendsten sei der Vergleich mit Heine, der auch eine ungewöhnliche Anlage besessen, aber in Frivolität und Gemeinheit ausgeartet sei.

„Kaulbach war anfangs tüchtig, aber als in München Alles auseinander ging, ging er mit auseinander, anstatt, daß er tief in sich hinein hätte arbeiten müssen."

Ich erzählte, daß ich neulich auf der Kunstausstellung zufällig eine merkwürdige Aeußerung Kaulbach's gehört hätte. Ich stand nämlich gerade vor einem Bilde, in dessen nächster Nähe einige Bildnisse von der Hand zweier der bedeutendsten Maler in Berlin hingen, welche Kaulbach betrachtete. Dieser sagte zu seinem Begleiter: „Das sind nun so moderne Portaits; gräßliches Zeug." Cornelius lächelte dazu und sagte:

„Ja, der weiß es recht gut, und versteht sich drauf, weil er selbst hinter dem Zaune gesteckt hat."

Cornelius war an diesem Tage etwas matt und infolge einer Erkältung, die er gehabt hatte, noch nicht ganz wohl. Die Frische und

der Glanz des Auges war nicht so wie sonst. Seine mindere Lust zu reden nöthigte mich mehr zum sprechen, und so wurde über seine Münchener und Berliner Kartons verhandelt, wie auch über die Möglichkeit sie photographiren zu lassen. Unter den Stichen nach den Münchener Werken schätzte er den Zwickel der „Nacht" von Schäffer am höchsten, die „apokalyptischen Reiter" von Thäter genügten ihm nicht ganz; es fehle die volle Empfindung, doch habe Thäter neuerdings die Platte aufgestochen und sie wesentlich verbessert. Bei der „Nacht" stellte er sich gleich alles klar vor: oben den Amor, dann die Nacht selbst, und unten die kämpfenden Ungeheuer.

„Die finsteren und verderblichen Ausgeburten der Nacht bekämpfen und vernichten sich endlich selbst. Dies ist der Gedanke."

Und dann sprach er weiter wieder vom Alterthum, und sagte dabei: „Es war ein großes Glück, daß ich damals in München die Bilder aus der klassischen Mythologie erhielt; ich war bald ganz eingelebt, und dies war so wichtig, da sonst vielleicht Alles in einen schwächlichen Pietismus ausgelaufen wäre."

Ich bemerkte, daß diese Gefahr doch am Ende nicht so groß gewesen sein könne, denn ich zweifelte nicht, daß seine gesunde Kraft zur rechten Zeit doch durchgebrochen wäre.

„Ich bin da vielleicht etwas zu weit gegangen, aber Sie wissen ja, was ich sagen will. Die Gefahr war damals sehr groß."[1])

Sonntag, den 4. Dezember 1864.

Auch heute war Cornelius noch nicht ganz auf dem Platze, ja gegen Abend befiel ihn ein heftiges Herzklopfen und er fühlte sich recht unwohl. In solchen Fällen pflegte er zu sagen: „Mi sento male," und dann wußte man schon, daß der Zustand ernstlicher war. Bald verlangte er denn auch zu Bette.

Doch ich will meinem Berichte nicht vorgreifen.

Als ich Mittags gekommen war, saßen wir vor Tische noch eine

---

[1]) Vergl. mein Cornelius-Buch S. 85.

Weile seinem „Thomas-Karton“ gegenüber, wobei ich besonders den seelenvollen Ausdruck des Christuskopfes hervorhob und an die große Schwierigkeit dieser Aufgabe erinnerte.

„Ja, es ist schwer, diese Verbindung von Milde und Erhabenheit, ohne daß der Ausdruck sentimental würde oder ohne daß olympische Anklänge mit einliefen.“

Ich bemerkte, daß allerdings diese beiden Eigenschaften Gegensätze zu sein schienen, die man vernunftgemäß nicht ohne weiteres verbinden könne, und daß nur die künstlerische Empfindung hier die Lösung zu bringen vermöchte.

„Gewiß nur der Glaube; wenn man nicht daran glaubt, ist es nichts.“

Ein Vergleich mit der klassischen Mythologie, den ich machte, veranlaßte ihn nochmals die Unentbehrlichkeit derselben für uns hervorzuheben und weitere Erläuterungen zu geben, deren Sinn darauf hinausging, daß man die Mythologie rein poetisch sich vollkommen aneignen könne, daß aber die christliche Religion zu innerlich sei, um in ihren Tiefen künstlerisch dargestellt zu werden, ohne daß der Künstler mit voller Innerlichkeit, Ueberzeugung und Glauben an ihr hinge. Daß man Christus nicht allgemein, sondern in bestimmten Lagen darstellen sollte, war auch seine Meinung.

Ueber Tische, wo als ein zufälliger Gast auch der Professor Andreas Achenbach aus Düsseldorf zugegen war, blieb Cornelius ziemlich schweigsam, doch wurde er plötzlich sehr lebhaft und erregt, als Achenbach über Leonardo eine Aeußerung gemacht hatte, die ihn sehr herausforderte. Er erzählte mir nachher, da ich wegen der Unterhaltung mit meinen Tischnachbarn nicht alles selbst mit angehört hatte, daß von Flandrin die Rede gewesen sei, von dem Achenbach behauptete, man schätze ihn in Frankreich sehr gering, während Cornelius gesagt habe, er halte ihn für einen Künstler, der fast an Overbeck reiche und der auch einige Portraits gemacht haben solle, die an Leonardo reichen. Achenbach habe darauf gemeint, daß Flandrin allerdings die graue Farbe von Leonardo habe, und als

Cornelius hiergegen aufgetreten sei, habe Achenbach den Winterhalter, der unlängst ein vortreffliches Bild seiner Frau gemalt habe, als Muster eines Bildnißmalers hingestellt. Das war natürlich wenig in Cornelius' Sinne, und er versicherte mir, daß nicht viel gefehlt habe, so wäre er grob geworden.

Ich war bemüht, die Unterhaltung von diesem, Cornelius immer mehr aufregenden Gegenstande zu entfernen, und es gelang, derselben eine Wendung auf die Gattungsmalerei, namentlich die holländische zu geben. Hierbei hob Cornelius hervor, daß die Holländer, als sie die katholische Religion abgeschafft hätten, in ihrer Konzentrirtheit und Geschlossenheit, sich doch ebenso wie ehedem ganz in die Sache, also statt wie früher in die religiösen Stoffe, nunmehr in die neuen Gegenstände gegeben hätten, daß sie aber darin ebenso als ganze Menschen erschienen. Jetzt ginge alles so vielfach auseinander, es sei soviel Absicht und wenig Tiefe vorhanden.

Später kam die Rede, als Cornelius Felix Duban, welcher die Kunstschule zu Paris gebaut hat, als tüchtigen Architekten lobte, auf Delaroche, der dort sein unter dem Namen des „hémicycle" bekanntes Wandbild gemalt hat.

„Das Gebäude ist mir aber lieber wie die Malereien," — warf er ein. Dann erzählte er, daß er Delaroche persönlich genau gekannt und ihn sehr geschätzt habe; nur sei er für monumentale und große geschichtliche Malereien nicht geeignet gewesen, und auch seine vielen Hinrichtungsscenen sagten ihm nicht zu. Cornelius habe Hinrichtungen beigewohnt, diese aber hätten ihn nicht so ergriffen wie jene unheimlichen Bilder, die das Gräßliche an die Stelle des Tragischen setzten, was allerdings noch mehr bei Gallait der Fall sei. Delaroche sei einst im Pariser Charivari als Leichenbitter abgebildet gewesen, und in der Hand habe er einen Zettel gehalten mit den Namen aller der Personen, deren Hinrichtung oder Tod er gemalt hat: Johanna Gray, Strafford, Königin Elisabeth, Herzog von Guise, Mazarin und viele Andere. Dies habe Delaroche sehr gekränkt. Gegen das Ende seines Lebens habe er gesagt, daß er zu spät das Wahre in der Kunst erkannt und daß er als Künstler sein Leben verfehlt habe. Ich fragte, ob in

der That, wie man meine, der Kopf Delaroche's mit dem Napoleon's eine Aehnlichkeit gehabt habe.

„O bei weitem nicht; der Geist Napoleon's fehlte ganz und gar. Das war ein Kopf und ein Ausdruck, an den kein Bild und keine Büste von ihm reicht. Ich habe ihn in Aachen ganz nahe gesehen."

Ueber den Pietismus sprach er auch heute wieder harte Worte, und billigte meine Aeußerung, daß bei den Pietisten Alles Absicht würde, und daß so auch der Kunst gegenüber die Unbefangenheit aufhöre.

Achenbach's Wort über Leonardo hatte ihn doch so gekränkt, daß er wiederum darauf zurückkam, den Leonardo erhob und sagte: „Alles, was er unter die Hände bekam, wurde groß." Er strafte die Modemaler, wie er sie nannte, hart, daß sie sich unterstünden, über solch' einen Meister sich mit Worten erheben zu wollen; er tadelte ihre geistige Armuth und ihren Mangel an lauterem Streben. Dann setzte er hinzu: „Die Musen geben ihre Gaben frei; aber sie sind Weiber und geben sich nur Dem ganz, der ihnen Tüchtiges entgegen bringt." Und dabei klopfte er mit der rechten Hand sich ans Herz; er sprach mit voller Ueberzeugung.

Bald danach trat das erwähnte Unwohlsein auf. Cornelius wurde zu Bette gebracht. Ich verließ voller Sorge das Haus.

Die im Herbste während eines ungünstigen Wetters unternommene Reise über Dresden und Prag nach München hatte in letzterer Stadt eine Erkältung herbeigeführt, deren Folgen zwar scheinbar nach der Rückkehr schwanden, die aber doch erneutes Unwohlsein herbeiführte, so daß der Zwischenfall mit Achenbach bei Cornelius die größte Aufregung erzeugen und nach ärztlicher Meinung die nächste Veranlassung zu seiner Krankheit werden konnte. Zwar erholte er sich am Montage etwas, doch nur vorübergehend, und schon am nächsten Sonnabend und Sonntage war die Schwäche und das Herzklopfen so bedeutend, daß er außer dem Bette aus einer Ohnmacht in die andere fiel, und endlich in Folge von Blutstockungen große Schmerzen litt. Man gab

ihn in diesen Tagen auf. Am nächsten Dienstage sprach ich ihn wieder und er sagte:

„Ich habe geglaubt, daß ich sterben würde, solche Schmerzen habe ich in meinem ganzen Leben nie gehabt."

Es ging von nun an zusehends besser, allein am 23. Dezember Abends trat ein Rückfall ein, so daß in der Nacht der Arzt geholt werden mußte, welcher den Zustand für sehr bedenklich hielt. Auf Vorschlag und Zureden der grauen Schwester, welche zur Nachtwache da war, wurde auch nach dem Beichtvater Pfarrer Herrmann geschickt. Als dieser kam, empfing ihn Cornelius mit den Worten: „Es thut mir leid, daß ich Sie in der Nacht bemühen muß, aber es ist jetzt aus mit mir." Bei der Ceremonie sprach er die Worte des Geistlichen so laut nach, daß man sie im Nebenzimmer trotz der geschlossenen Thüre hören konnte; er empfing die Sterbesakramente, und als der Geistliche ihn verlassen hatte, zeigte er die heiterste Ruhe und fiel in einen sanften Schlaf.

Anderen Mittags — es war Weihnachtsheiligabend — sagte er zu Keller: „Ich muß sterben, doch weißt Du nicht, wie glücklich ich bin; ich fühle mich wie im Himmel." Dann nahm er Abschied von ihm. Am Abend war auch ich an seinem Bette, um ihn noch ein Mal zu sehen; er wiederholte, daß sein Tod bevorstünde, doch ließ er hindurchblicken, daß er selbst wieder Hoffnung hege, wenn dies auch nur augenblicklich, durch tröstende Worte veranlaßt, der Fall war. Als ich ging, sagte er: „Gott segne Sie, Sie sind ein guter Kerl."

Der Eindruck seines Wesens auf mich war jedoch der Art, daß ich an seinen Tod nicht glauben konnte, und in der That besserte sich der Zustand von Tag zu Tag. Die wenigen, welche ihn besuchten, waren streng angewiesen, Alles zu vermeiden, was ihn tiefer anregen könnte, also namentlich Mittheilungen über neuere Kunstdinge. Dies war nicht ganz leicht durchzuführen, da er stets nach Neuigkeiten fragte, und wirklich konnte es nicht vermieden werden, daß er Kunde erhielt von dem in dieser Zeit zu Rom aufgefundenen Herkules-Kolosse. Dieser Gegenstand beschäftigte ihn so lebhaft, daß sich wieder Störungen des Blutes zeigten, die jedoch leichter vorüber gingen. All-

mälich kamen die Kräfte zurück, und Cornelius begann wieder stundenweise außer dem Bette zuzubringen. Er war in sein Arbeitszimmer gekommen, und so fragte ich ihn einmal, ob es ihm nicht die größeste Freude gemacht hätte, seinen angefangenen Karton wiederzusehen. Er antwortete:

„Ja, es ist aber doch manches drin, was mir nicht gefällt; ich habe mehreres gefunden, was ich ändern werde."

Er hatte auch Verlangen gehabt, sein Wohnzimmer wiederzusehen, und so führte ihn seine Frau dahin, erst bis an die Thüre, dann aber zum Spiegel, wo er sich sah und dazu die Bemerkung machte: „Pfui, wie ein häßlicher Kerl."

Als er wieder einmal eindringlich nach neuen Vorfällen sich erkundigte und ich dazu meinte, es seien viele unerquickliche Dinge in der Welt, fing er von den klerikalen Zwistigkeiten in Frankreich an; ich sagte, in Deutschland sei es nicht besser und sprach von Wien, München, Freiburg, so daß dann auch auf Döllinger die Rede kam. Diesen schätzte er und lobte ihn sehr. Ich bemerkte, wenn Alle so wären, könnten wir uns glücklich schätzen, aber so viel ich wüßte, hätte ja Döllinger einen Verweis aus Rom erhalten.

„Das nimmt mich nicht Wunder, denn der macht keine Umstände. Katholiken oder Protestanten, das ist ihm gleich, nur das Unwahre und Ueble greift er an, und Denen in Rom hat er doch manches gesagt über die Wirthschaft im Kirchenstaat, was dort nicht gefällt."

Ich fragte ihn dann, ob er die Encyklika und den Syllabus sich habe vorlesen lassen, was er verneinte, so daß ich scherzhaft sagen konnte, es stünden sehr erbauliche Sachen darin und wir, die Protestanten, kämen sehr schlecht weg.

„Ja, — bemerkte er gleichfalls scherzend, — Ihr seid und bleibt nun einmal die Ketzer; da hilft Euch nichts."

Inzwischen war das Buch fertig geworden, von dem ich Eingangs kurz gesprochen habe, „Grundriß der bildenden Künste," und dessen Zueignung Cornelius noch vor Beginn seiner Krankheit angenommen hatte. Ich hatte ihm jetzt dasselbe übergeben lassen. Als ich ihn dann nach einigen Tagen sprach, sagte er: „Ich habe mir Ihre Dedikation zweimal vorlesen lassen; ich weiß recht gut, welche

große Liebe Sie für mich haben, und daß Sie Verständniß besitzen. Das hat mich gefreut. Mehr kann ich nicht sagen." Ich bemerkte ihm, daß dies auch nicht für ihn geschrieben sei, und so begegnete sich unser beiderseitiges Gefühl. Mehr mag auch ich hier nicht sagen.

Sonntag, den 5. Februar 1865.

Cornelius war zum ersten Male wieder mit am Tische, aß und trank reichlich, war heiter und guter Dinge; nur behagte ihm der Sauerbraten nicht, auf den er sich die ganze Woche gefreut hatte, und er klagte und zankte darüber. Dann pries er später den Wein und sang von Commer angeregt: „Der Wein ist ein Specificum" sowie andere lustige Sachen aus „Doctor und Apotheker." Wir waren alle sehr erfreut über diese vortreffliche Stimmung. Er sprach dann von dem echten deutschen Spießerthum, das in jenem Stücke wäre, und als Commer diese Musik mit Cimarosa verglich, hob er dessen italienische Anmuth und andrerseits die Unübertragbarkeit dieses deutschen Philisteriums hervor. Überhaupt deutsches Gemüth!

Ich erinnerte an eine neue italienische Faustübersetzung, die im ganzen recht gut sei und die auch einige der gemüthvollsten Stellen nicht übel wiedergebe. Eine der letzteren war mir gerade noch im Gedächtniß und so trug ich sie vor. Sie gefiel Cornelius wohl, allein er meinte, es sei doch eigentlich etwas anderes geworden. Dabei war ihm eingefallen, daß eine jammervolle französische Faustübersetzung vorhanden sei. Er machte sie sehr schlecht und gab als Probe die Stelle: „Schwing dich auf, Frau Nachtigall," die der Franzose so übertragen hatte: „Levez-vous, levez-vous, madame la rosignolette."

Nach Tische sollte er wieder zu Bette gehen, doch hatte er keine Lust; seine Frau aber ging, ihm alles zuzurichten, und als sie wieder kam, fand sie ihn willig, den Anordnungen des Arztes zu folgen.

Mittwoch, den 8. Februar 1865.

Außer von gleichgiltigen Dingen war auch schon wieder von Kunstsachen die Rede, da die Besserung gut von Statten ging und die Kräfte sehr erfreulich wuchsen.

Mozart's Briefe, die ich mitgebracht hatte und die ihm vorgelesen werden sollten, boten die Anknüpfung zu einem neuen Ausdruck der Bewunderung für diesen großen Genius, wobei er bemerkte, daß in Deutschland so hohe Männer freventlich behandelt worden seien: Mozart habe am Bediententische gespeist, Haydn mit dem Tafeltuch unterm Arm beim Esterhazy aufwarten müssen und wie sei es auch Schiller gegangen! Ich sagte, dafür sei Goethe auch ein Glückskind gewesen. Und daß manche unsrer großen Geister solch' ungünstiges Geschick gehabt hätten, gebe dem Deutschen das Recht von sich selbst mit Stolz zu sagen: „selbst erschuf er sich den Werth." Ohne sich einen Augenblick zu besinnen fuhr Cornelius gleich mit volltönender Stimme fort:

Darum steigt in höheren Bogen,
darum strömt in volleren Wogen
deutscher Barden Hochgesang.

Ich bemerkte, wie selten es sei, daß dem Genius das Glück stets und ungetrübt lächele; die einzige Erscheinung der Art sei vielleicht Rafael, der doch von seiner Zeit wie auf Händen getragen sei.

„Ach Rafael! — sagte er — man weiß nicht, ob man mehr seinen Genius oder sein Glück bewundern soll."

Ich meinte, es fiele immer wieder auf seinen Genius zurück, daß er sein Glück so leicht und edel getragen habe. Er warf ein:

Nichts kann der Mensch so schwer ertragen
als eine Reihe von glücklichen Tagen.

Mit so sinnigen Worten ist er stets bei der Hand, und ich habe oft schon sein Gedächtniß und seine Sicherheit in dieser Beziehung bewundert. Weiter den Faden des Gespräches führend, sagte ich, daß den Geistern zweiten Ranges bei uns doch auch oft viel Glück entgegengetragen sei, man möchte nur etwa an Rauch denken. Mich mißverstehend, fiel er ein:

„Ach, Rauch gehört aber nicht in jene Reihe!" und als ich dies

berichtigt hatte, fuhr er fort: „Seine Feldherrnbilder sind recht schön, aber als ich im vorigen Jahr die Victorien in der Walhalla wiedersah, fand ich doch, daß ich sie viel besser in der Erinnerung hatte; ich habe sie früher überschätzt."

Ich bemerkte, wenn ihm es so ginge, daß er seine Kunsteindrücke in solcher Weise berichtigen müsse, was solle dann unser Einer von sich sagen?

„Ja," meinte er, „was aber dann bleibt, das gewinnt mehr und mehr, und das ist echt."

Ich sagte, daß mir solche bessere Einsicht in Bezug auf die Düsseldorfer, auf Wilhelm Schadow und dessen Schule, mehr und mehr käme. Man sei mit den Bildern Hildebrandt's und Sohn's aufgewachsen, die Arbeiten der Düsseldorfer seien in aller Welt Munde gewesen und überall gepriesen worden; so müsse man sich erst mit Bewußtsein von Vorurtheilen, die einem unbewußt in der Jugend angeflogen seien, befreien. Uebrigens sei ja diese Schule (d. h. die Wilhelm Schadow's) auch jetzt bereits ziemlich am Ende, und ein gewisses Fabrikwesen drohe Platz zu greifen.

„Das habe ich — erwiderte Cornelius — schon vor dreißig Jahren gesagt; es war ganz klar, daß es so auslaufen mußte."

Sonntag, den 12. Februar 1865.

Seine Frau hatte Cornelius einige der Briefe Mozart's vorgelesen, die ihn so gefesselt und beschäftigt hatten, daß er im Nachtschlafe gestört und andern Tages weniger wohl war. Die bevorstehende Aufführung von Figaro's Hochzeit brachte die Rede sogleich mit diesen Briefen wieder in Verbindung. Er war ganz voll von dem, was er gelesen, besonders den Jugendbriefen, und pries Mozart als den begabtesten Genius unter allen Deutschen, dem so das Höchste angeboren und dem die Ausbildung so leicht geworden sei, wie keinem zweiten. Ich fragte, ob er auch gelesen habe, wie Mozart seine deutsche Gesinnung so schön geoffenbart habe; und er antwortete: „Nein, wie das?" Ich erzählte, daß er einst zornig geworden war, als man der

Entwicklung der deutschen Oper in Wien Hindernisse bereitete, und weil man überhaupt nicht deutsch wäre.

„Das ist mir eine neue Seite an ihm; ach lesen Sie mir das gleich vor."

Und er ließ sich nur mit Mühe von diesem Verlangen abbringen, dessen Erfüllung ihm sicher geschadet hätte. Die bezügliche Stelle gehört einem, kurz zuvor (26. Dezember 1864) in der „Allgemeinen Zeitung" veröffentlichen Briefe Mozart's an und lautet:

„Wäre nur ein einziger Patriot am Brette — es sollte ein anderes Gesicht bekommen! Doch da würde vielleicht das so schön aufkeimende National-Theater zur Blüthe gedeihen, und das wäre ja ein ewiger Schandfleck für Deutschland, wenn wir Deutsche einmal mit Ernst anfingen deutsch zu denken — deutsch zu handeln — deutsch zu reden und gar deutsch — zu singen!!! — Nehmen Sie nur nicht übel, mein bester Hr. geh. Rath, wenn ich in meinem Eifer vielleicht zu weit gegangen bin. Gänzlich überzeugt mit einem deutschen Manne zu reden, ließ ich meiner Zunge freien Lauf, welches dermalen leider so selten geschehen darf, daß man sich nach solch einer Herzensergießung kecklich einen Rausch trinken dürfte ohne Gefahr zu laufen seine Gesundheit zu verderben."

Cornelius kam dann nochmals auf die Unvergleichlichkeit der künstlerischen Anlage Mozart's zurück, und ich machte als Gegensatz zu ihm auf Schiller aufmerksam, der seine Leistungen sich mit seinem Herzblute abgerungen habe. Da sagte er:

„Ja, 1749 Goethe — 1756 Mozart und 59 Schiller: das sind Kerls."

Ich meinte, die Reihe ließe sich vielleicht noch fortsetzen, 67 und 69 die beiden Humboldt; aber damit war er nicht einverstanden, denn er versteht Alexander von Humboldt nur als Menschen und stellt ihn nicht sehr hoch; dabei beruft er sich auch auf Schiller, der sehr richtig über ihn geurtheilt habe. Um so näher freilich steht ihm Wilhelm, den er, wie er bedauerte, persönlich nur flüchtig habe kennen lernen, der aber doch auch jenen Männern nicht gleich zu stellen sei.

So kamen wir auch auf das Schlößchen Tegel zu sprechen, und er fragte mich, ob ich die dortigen Bilder von Schick kenne, von

denen er mit großer Anerkennung sprach. Dagegen waren ihm die dort befindlichen Thorwaldsen'schen Zeichnungen unbekannt, und ich erwähnte namentlich die Madonna, die fast an Perugino erinnere, worauf er einwarf:

„Ah, das ist interessant, denn das war sonst eben seine Sache nicht."

Es war dann noch die Rede von den dortigen Bildwerken, besonders den beiden berühmten Venustorsen, und er fing wieder von dem herrlichen antiken Werke an, von dem er in Rom einen Abguß gesehen habe. (S. S. 30.)

„Es ist eine strahlende Schönheit, und man sollte nicht meinen, daß der weibliche Körper so schön ist. Aber ich glaube, es hat wirklich im alten Griechenland so vollendete Weiber gegeben. Freilich hätte man sie abgeformt und neben das Kunstwerk gestellt, so wären sie doch wohl zurückgeblieben."

Er sprach so lebhaft und war so in den Redefluß gekommen, daß ich mich schnell von seinem Bette entfernen und in das andere Zimmer gehen mußte, um mögliche Folgen der Aufregung zu vermeiden.

Mittwoch, den 15. Februar 1865.

Seine Genesung schritt mehr und mehr vor, so daß ich länger im Schlafzimmer, wo er zu Bette lag, bei ihm bleiben konnte.

Ein äußerer Umstand ließ von Michelangelo's Sixtinischer Kapelle reden, und dies veranlaßte ihn einige Aeußerungen über das „jüngste Gericht" zu machen, auf dem er die Hölle als etwas durchaus Vollendetes pries, dagegen mit dem Himmel nicht einverstanden war; er tadelte da die Nacktheit, „in der Michelangelo doch wohl zu einseitig geschwelgt habe" und machte auch die bekannten Ausstellungen an der Komposition. In Bezug auf die Madonna in Gent, die er als unerreicht schön schilderte, sagte er, als ich von dem jetzt allerdings abgeschlossenen Streite über die Echtheit sprach, mit Lebhaftigkeit:

„Ja, das will ich meinen, wer soll sie sonst gemacht haben?"

Eine Zwischenfrage seiner Frau führte zu Dürer, dessen „kleine Passion" er angesehen hatte. Ich hatte dies Werk früher einmal mit-

gebracht, weil Cornelius sich des Blattes mit dem ungläubigen Thomas nicht mehr erinnerte und es von Werth sein mußte, dies mit seiner eigenen Komposition zu vergleichen. Hierbei muß ich nachtragen, daß er auf meine Frage, wer die weibliche Gestalt auf diesem Karton sei, mir geantwortet hatte, es sei die Maria, und daß er auf meine weitere Bemerkung, diese sei nach dem Berichte der Evangelien doch nicht zugegen gewesen, äußerte:

„Ich sehe nicht ein, warum sie nicht dabei sein soll; bei seinem Eintritt und Austritt von der Welt war sie, sie soll auch bei seiner Wiedererscheinung sein."

So stellte er auch hier die poetische Nothwendigkeit über die einfache thatsächliche Wahrheit, die er übrigens für so unantastbar hält, daß er auf meine Aeußerung, wie überaus tröstlich aus seinem Bilde der Glaube an die Unsterblichkeit spräche, hinsichtlich des dargestellten Gegenstandes bemerkte:

„Das ist Thatsache, und das für eine Fabel oder eine Legende zu erklären, ist erbärmlich."

Von seinen heutigen Aeußerungen über Dürer möchte ich nur die anführen, daß auch er die „Dreifaltigkeit" in Wien als ein Werk ansieht, das mit der „Disputa" sich messen kann, daß er ferner, als ich ihm erzählte, ich hätte bei meinen wiederholten Besuchen zu Prag leider das „Rosenkranzfest" im Strahower Kloster nie sehen können, sagte: „Da haben Sie viel verloren," und endlich, daß er zu der bekannten Aeußerung Rafael's über Dürer bekräftigend hinzusetzte: „Ja, wenn Der die Antike gekannt hätte!"

Ich wollte ihn gerne, damit die Unterhaltung ihm nicht schade, von den tieferen Gegenständen mehr zu äußerlichen bringen und erzählte, daß Richard Wagner in München in Ungnade gefallen sein solle. Das hier sich anknüpfende Gespräch veranlaßte dann weiter auch, die Nachricht zu erwähnen, daß der junge König Gottfried Semper dorthin berufen habe. Dies lobte er als eine vernünftige Maßregel und meinte, daß es Noth thue in der Münchener Architektur endlich Ordnung zu schaffen. So kommt er immer wieder sogleich auf das sachliche und künstlerische Gebiet zurück. Er erwähnte dann auch des

Königs Max Bestreben nach einem neuen Baustyle und erklärte dies natürlich wiederholt für eine Verirrung. Ich theilte ihm mit, daß der König wegen dieses neuen Baustyles schon früher sich an Schinkel gewandt hatte, der ihm in einem sehr schönen Briefe geantwortet habe.[1])

Dies veranlaßte wieder von Schinkel zu reden, dessen Museum er für den einzigen künstlerischen Bau unserer ganzen Zeit hielt. Das Schauspielhaus konnte ihm nur weniger gefallen: „Es hat zu viel Fenster und zu wenig Masse." Als wir dann weiter vom Museum sprachen, und ich bedauerte, daß die Rafael'schen Tapeten in die Kuppel gekommen seien, frug er: „Wie können Sie das sagen?" Ich erklärte mich, daß Schinkel oben Nischen mit Figuren angeordnet hätte, und daß später die Tapeten darübergespannt worden seien, so daß für mein Gefühl die Architektur in ihrem Zusammenhange von den Säulen zur Kuppel eine Unterbrechung erlitten habe. Dies wollte er nicht Wort haben, sondern lobte sehr die Aufstellung der Tapeten auch in Bezug auf die Architektur.

Sonnabend, den 18. Februar 1865.

Durch einen Besuch des Generalarztes Dr. Böger, der ihn als Hausarzt während der Krankheit mit seltener Hingabe behandelt hatte, und anderes bedingt, beschränkte sich die Unterhaltung mit Cornelius auf Weniges. Er sagte mir von einer Rolle aus München, die wir zusammen aufmachen wollten, sprach von den Franzosen als unserem nationalen Erbfeind und sagte, als er Böger's Behandlung lobte:

„Ja, ich habe stark an die Thür der Ewigkeit geklopft, ich war hart daran — aber er hat ein Meisterstück gemacht, und nächst Gott verdanke ich es ihm, daß ich noch hier bin."

Später, als ich ging, sagte er: „Was ich Ihnen noch sagen wollte! Wissen Sie, was das Lieblingsbuch von Wilhelm Stier war?" — und als ich es verneinte — „der Ardinghello."

Ich fragte erstaunt: Der Ardinghello von Heinse?

---

[1]) Siehe Wolzogen, Aus Schinkel's Nachlaß. III. S. 333.

„Ja, den hat er verehrt wie eine Bibel."

Ich bemerkte, daß ich dies nicht recht verstünde; mir für meine Person sei es nicht möglich gewesen den Ardinghello durchzulesen, ebensowenig wie Schlegel's Lucinde.

„Als junger Mensch — da ist einem Alles rein — da habe ich ihn gelesen, und war in der damaligen allgemeinen literarischen Nüchternheit ziemlich davon begeistert; später habe ich ihn wieder vorgenommen, aber da war er mir zuwider."

Wilhelm Stier (1799—1856) war ein ausgezeichneter Lehrer an der Bauakademie zu Berlin, voll Begeisterung für die Kunst und voll persönlicher Liebenswürdigkeit. Ich selbst habe seine Vorträge über „Geschichte der Baukunst" und „antike Architektur" gehört und bewahre ihm das dankbarste Gedächtniß.

Dienstag, den 21. Februar 1865.

Frau von Cornelius befand sich in dem neben der Schlafstube belegenen Saale, in welchem Cornelius auch zu arbeiten pflegte, mit Handarbeiten beschäftigt. Er selbst war bereits zu Bette gegangen. Nachdem er meine Anwesenheit bemerkt hatte, rief er, ich möchte zu ihm kommen. Wir begrüßten uns, und er erzählte, wie es ihm gegangen sei. Dann fragte er nach dem Bildhauer Karl Fischer, von dem ihm der Professor Commer berichtet hatte, daß er wahnsinnig geworden sei. Ich bestätigte dies, jedoch nur insofern, als Fischer mehr geistesschwach als wahnsinnig sei; soviel ich gehört, sei der Grund eine Gehirnerweichung. Er lobte Fischer's Arbeiten und meinte, es sei bei ihm auch wohl ein ähnlicher Zustand wie bei Schinkel. Diesen hatte er in seiner Krankheit besucht und er erzählte davon:

„Er schlug die Augen auf und wie er mich sah, lächelte er freundlich; ich glaube, er hat mich auch beim Namen gerufen."

Als wir von Schinkel noch sprachen, sagte er: „Der Mann ist auch arg gemißbraucht worden; ich habe ihm oft gesagt: Lassen Sie sich doch nicht all' dies Zeug aufpacken; weisen Sie zurück, was Jeder

machen kann. Und da hat er denn geantwortet: Sie haben leicht reden, das geht nicht so einfach."

Ich berichtete ihm, daß ich in Schinkel's Tagebüchern gelesen, er habe die Architektur zum Grabmale Pius VII. für Thorwaldsen entworfen.[1]) Cornelius wollte dies nicht zugeben und, als ich nach dem Grunde fragte, sagte er:

„Es ist mir nicht gut genug für Schinkel; es ist papieren und sieht zwischen dem vielen barocken Zeug in der Peterskirche zu zimperlich aus. So viel ich weiß, hat das auch ein dänischer Architekt gemacht."

Ich mußte dagegen auf die Tagebücher verweisen, jedoch zugeben, daß die Ausführung nicht Schinkel's würdig erscheine.

Nun aber machte die Frau darauf aufmerksam, daß es wohl genug mit der Unterhaltung sei, und so ließ ich ihn denn allein. Nach einer Weile rief er heraus: „Frau! es ist 8 Uhr." — „„Noch 5 Minuten."" — „Meine Uhr ist acht." — „„Ja, die Suppe kommt ja schon."" Darauf hielt er mit vielem Behagen seine Abendmahlzeit, Suppe, zwei weiche Eier, einige Bratäpfel, ein Stück Pfefferkuchen, ein Glas Wein und später Wasser. Es schmeckte ihm jetzt wieder sehr gut, und das Fleisch seines Körpers war auch schon wieder kräftiger geworden. Nochmals fing er von Fischer an, und seine Frau erzählte, er sei am Montage unbeswillen weniger wohl gewesen, weil Commer ihm Sonntags den Fall erzählt und dies ihn so beschäftigt und aufgeregt habe.

Mittwoch, den 22. Februar 1865.

Cornelius hatte mich ersucht, Nachmittags zu ihm zu kommen, um die bereits erwähnte, aus München eingegangene Rolle zu öffnen und deren Inhalt zu besehen, wozu die Abendstunden nicht günstig erschienen. Sie enthielt Zeichnungen von dem Maler Xaver Barth zu einer Grabkirche, einer Art Camposanto, die gegenständlich sich sehr hohe Ziele gesteckt hatten. Die Zeichnungen wurden betrachtet und besprochen, und

---

[1]) Wolzogen, Aus Schinkel's Nachlaß. II. S. 35. 27. 37.

ich richtete danach auf Wunsch von Cornelius ein Schreiben an Barth, welches folgende, für ihn bezeichnende Stelle enthielt:

„Der Direktor verkennt keineswegs das Talent, welches sich in Ihren Entwürfen ausspricht, ja er hat sich darüber gefreut, zugleich aber meint er, Ihnen keinen größeren Dienst erweisen zu können, als wenn er ohne Rückhalt Ihnen zu erkennen giebt, Sie möchten Übertreibungen vorsichtig aus dem Wege gehen. Das Studium der älteren Meister und die Rückkehr zu deren Einfachheit müßte wesentlich dazu beitragen, aus Ihren Kompositionen die Stellungen zu entfernen und den Gewandmotiven edlere Linien zu gewähren. Auch in Bezug auf den Gegenstand selbst möchten Sie lieber weniger großartige, als hier geschehen, wählen, und sich überhaupt an das Mögliche und Ausführbare halten. Der Direktor zweifelt nicht, daß Ihr Talent, auf diese Weise durchgebildet und geläutert, Anerkennung finden, und daß Ihre Arbeiten Ihnen dann die volle Befriedigung geben würden, welche, wie es scheint, Ihrer bisherigen künstlerischen Thätigkeit fehlt.

„Auf dem einen der Bilder und seinen Randzeichnungen haben Sie den Tod als Gerippe aufgefaßt. Hiergegen erhebt der Direktor auf das allerentschiedenste Verwahrung. Die Kunst soll erheitern, erfreuen und erheben, aber nicht abschrecken. Wenn Sie sich auf die mittelalterlichen Todtentänze berufen, so denke man vor allem an Holbein; dieser aber habe in kleinen Zeichnungen die Sache humoristisch aufgefaßt und schwerlich gemeint, in denselben ein Vorbild für Einführung des Gerippes in die monumentale Freskomalerei hinzustellen. Von einer solchen Richtung müßten Sie sich also unter allen Umständen lossagen."

Darauf machte ich ihm Mittheilung von dem Berichte, welchen das Preisgericht über die Konkurrenzentwürfe zum Bau der Vorderseite des Domes zu Florenz erstattet hatte. Er sprach sich hierbei über die Schwierigkeit, den rechten Styl zu treffen, um die Domfassade zu bauen, aus und ging wieder auf die Gothik über.

„Ich komme — sagte er — immer mehr von der Gothik zurück und habe auch einmal in Köln den — wie heißt er doch? — überzeugt, daß die Gothik nicht das Höchste in der Kunst sei. Wie heißt denn der?"

Ich sagte, er meine wohl den August Reichensperger.

„Ja, den. Der hat mir doch zugeben müssen, daß es Vollkommneres gebe als die Gothik."

Dies schien mir unglaublich und ich sagte, daß ich doch sehr an dieser Bekehrung Reichensperger's zweifeln möchte; aber ich wolle glauben, daß Reichensperger geschwiegen habe, um nicht in einen Streit mit ihm zu kommen. „Kann auch sein!" meinte Cornelius. Und dann fing er wieder von den schönen niederrheinischen Kirchen aus der romanischen Zeit an, und lobte die Rundbogen-Architektur, die mit ihren Formen noch in der Ueberlieferung des Alterthums stehe, zugleich aber auch einen durchaus christlichen Grundgedanken habe; so habe sie eine sehr glückliche Natur, sei entwickelungsfähig und im antiken Sinne zu veredeln.

Später kam die Rede auf Rom und seine erste Ankunft daselbst, wo er Wächter, Koch, Overbeck, Thorwaldsen, „mit dem er so viel in Scherz und Ernst zusammen war," und Andere fand. Er erzählte dann Einiges von seinem römischen Aufenthalte und von seiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1819. „Damals gingen Sie nach Düsseldorf?" fragte ich.

„Nein, erst war ich ein Jahr in München. Dann aber ging's immer zwischen München und Düsseldorf hin und her. Wo ich das Geld zu den vielen Reisen hergekriegt habe, weiß ich noch nicht, denn ich bin herzlich schlecht damals bezahlt worden. Aber mir galt Alles die Kunst. Die Kunst habe ich geliebt mehr wie mein Leben und hab' auch mein ganzes Leben daran gegeben."

Ich bemerkte, daß aber auch nur so etwas Ordentliches erreicht werden könne, denn wenn das Trachten nach Gelderwerb die Liebe zur Kunst überträfe, sei es aus.

„Ja, ich denke, es ist auch etwas geworden, und ich weiß, so wie die Glyptothek ist nichts Zweites diesseits der Alpen."

Ich meinte, so gerade auch jenseits der Alpen nicht, aber man würde dereinst in die Glyptothek ziehen, wie in die Stanzen Rafael's.

„O! ich meine die enge Einheit von Malerei und Architektur. Die ist dort sehr gut und in Deutschland, auch in Frankreich und vollends gar in England nicht wieder. Und ich war doch der erste, der das wieder aufgenommen und eingeführt hat. Ich habe sie im vorigen Herbste wieder angesehen und war ganz zufrieden damit."

Auf meine Bemerkung, daß sich in der Ludwigskirche Malerei und Architektur leider nicht so verbänden, erwiderte er:

„Ja es ist wahr, da war der Ludwig eigensinnig, und später wollte er nicht einmal die Fenster am jüngsten Gericht vergrößern lassen. So kann man nichts sehen. Ich habe ihn jetzt durch Zieblands darum bitten lassen, allein er wollte nicht; nun hat aber der Münchener Stadtmagistrat versprochen, es machen zu lassen, wenn der Ludwig todt ist. Dann wird man erst sehen, was es ist. Und dies habe ich ganz allein gemacht. Niemand hat mir geholfen. Aber viel Aerger hat mir die Arbeit verbittert."

Auf meine Frage ließ er sich weiter aus, deutete niedrige Machenschaften seitens einiger Künstler, die nun aber alle todt seien, an. Ich äußerte, daß sein Abgang auch wohl in Bezug auf München an der Zeit gewesen, und daß er ja jedenfalls damals reiflich bedacht habe, was das Rechte sei.

„Ja, es war das Rechte, daß ich ging; leider aber glaubte ich hier mehr zu finden. Darin habe ich mich geirrt. Nun, ich bin aber doch nicht umsonst hier gewesen, und die Kartons bleiben da."

Ich sagte, dies sei gewiß wahr; eine heilsame Rückwirkung in der Kunst gegen die jetzigen Strömungen könne nicht ausbleiben, und sie würde dann dort ihren Ursprung nehmen.

„Dies kann sein. Aber die Leute, die mir nachfolgen wollen, machen es falsch, so wie es die Nachahmer von Rafael und Michelangelo gemacht haben. Denselben Weg, den ich gegangen bin, müssen sie gehen."

Inzwischen ist jene Wendung noch nicht erreicht worden. Die entgegengesetzten Strömungen haben vielmehr an Macht und Bedeutung sehr zugenommen und beinahe eine ganz ausschließliche Herrschaft gewonnen. Wann und wie der Rückschlag hiergegen eintreten wird, läßt sich jetzt wohl nicht absehen.

Freitag, den 24. Februar 1865.

Ich war Vormittags bei Cornelius mit vorgegangen, um eine Nachricht wegen einer bevorstehenden Aufführung von „Figaro's Hoch-

zeit" zu bringen, und fand einen jungen Mann aus Bergamo, G. Frizzoni, bei ihm, der den Winter in Berlin Studien halber zubrachte. Cornelius pries nun gleich wieder den Mozart, erzählte von dessen Klausur in Bologna als Knaben, und sagte:

„Das ist der Rafael der Musik, aber Ihr Italiener versteht ihn nicht, für Euch ist er ein codino. Ja, die Italiener haben auch lange genug den Rafael und Michelangelo für codini gehalten, bis die Deutschen ihnen gezeigt, was das für Kerls sind."

Frizzoni fragte einiges über Mozart, und so erzählte Cornelius noch, wie er im vorigen Sommer in dem bekannten Tivoli-Garten auf dem Kreuzberge ein Konzert gehört habe:

„Die Leute spielten recht gut und es waren ganz nette Stücke, aber mit einem Male fingen sie an und das ging mir bis ins Herz. Es war die Ouvertüre zum Don Juan, und der Mozart kam mir da vor, wie ein Gott unter den Affen."

Sonntag, den 26. Februar 1865.

Beim Mittagessen war Cornelius in vortrefflicher Stimmung, und er lobte das Essen sehr. Eine Aeußerung in einem von München angekommenen Briefe, wonach er dort planmäßig herabgesetzt würde, gab Veranlassung, daß er sagte, dies sei unwahr; er wisse, daß die jüngeren Leute dort, wie auch viele in Berlin, ihn sehr schätzten. Das habe er bei der Nachricht von seinem Tode erfahren. Ich meinte, der Briefschreiber bezöge sich vielleicht auf die Leute mittleren Alters, die naturgemäß immer weniger als die jüngeren einen gleichzeitigen großen Meister zu würdigen Neigung hätten. Die Unterhaltung bei Tische blieb allgemeiner Natur. Unter anderm sagte er:

„Mein Großvater hatte immer die Rede: iß, was gar ist, trink, was klar ist, sprich, was wahr ist."

Und als wir bemerkten, daß er sich heute, wo das Essen ihm so vortrefflich schmecke, ja ganz danach verhielte, scherzte seine Frau, es sei an ihm das beste, daß er nie lüge. Ich meinte zu ihr, sie sei ziemlich bescheiden, und Cornelius sagte:

„Da hören Sie mal. Das sind die Weiber! Auf der einen Seite hat sie mich unterm Pantoffel, die andere Seite wehrt sich aber noch. Wir wollen sehen, ob es ihr gelingt."

So ging es noch eine Weile weiter, bis seine Frau meinte, er könne sich nicht beklagen, alle Leute, die sie jetzt sähe, sagten ihr, sie hätten mit Freuden gehört, wie ordentlich sie ihn in der Krankheit gepflegt habe.

„Da sind Sie daran schuld — wandte er sich zu mir — das haben Sie meiner Frau in den Kopf gesetzt."

Ich meinte, es thue mir das sehr leid, es gebe aber tausend Mittel, die Leute eines Besseren zu belehren, worüber er denn herzlich lachte.

Dienstag, den 28. Februar 1865.

Cornelius hatte sich eben um halb sieben Uhr, als ich kam, ins Bette gelegt. Wir plauderten erst eine Weile über Mancherlei, und sprachen dann über einige seiner Werke. Da meinte er, er habe Einiges gemacht, was zu seinen besseren Arbeiten gehöre, und doch wenig verstanden und gewürdigt worden sei, so „Dante's Paradies" und den „Glaubensschild."

„Den habe ich sehr schnell gemacht; — erzählte er — ich setzte mich hin und fing an, und mit einem Male war ich im Kreise herum wieder, wo ich angefangen hatte, und das Ding paßte."

Mit dem Stiche war er zufrieden, aber durchaus nicht mit dem Druck, der viel zu matt sei. Dann sprach er von seinen Schülern und wandte Hegel's bekannte Rede: „Unter allen meinen Schülern hat mich nur Einer verstanden und der hat mich mißverstanden" auf sich an. Ich bemerkte, daß er damit natürlich Kaulbach meine.

„Gewiß, aus dem hätte etwas werden können und er war auf gutem Wege. Aber es hat nicht sein sollen."

Ich bemerkte, er müsse sich trösten, bei solchen Verhältnissen wie das seinige zu Kaulbach sei, könne es in der Regel nicht anders sein; dies lehre die Geschichte.

„Ja, freilich; ich habe auch garnichts dagegen, aber der Schacher

ist mir zuwider. Die Leute haben sich schon oft Mühe gegeben, mich mit ihm wieder zusammen zu bringen! Ich habe nichts gegen Kaulbach. Aber ich kann unmöglich mit ihm zusammen halten. Ich hatte die größten Hoffnungen auf ihn gesetzt, sein Talent war bedeutend; ich glaubte, in ihm fortzuleben, das war aber bittere Täuschung. Nach München habe ich einmal geschrieben: er hat in den Busen, an dem er gesäugt, wie eine Natter gestochen."[1])

Cornelius erzählte dann weiter, daß vor seiner Abreise von Rom im Mai 1861 die Fürstin Wietgenstein in ihn gedrungen habe, er möge sich doch Kaulbach wieder nähern. Er wäre hierauf auch gern eingegangen, denn er habe immer noch eine Liebe für ihn besessen. So hatte er einst einen Traum gehabt, daß er sich mit Kaulbach versöhnt habe, daß sie sich umarmt und er vor Freude geweint habe; als er aufgewacht, habe er gesehen, daß er wirklich geweint habe.[2]) Als er nun in München auf der Heimreise aus Italien ankam, empfingen ihn Kaulbach, Ernst Förster und Dietz auf dem Bahnhofe. Cornelius umarmte den Kaulbach und besuchte ihn auch in seiner Werkstatt, wo der Karton der „Schlacht von Salamis" stand. In den paar Tagen aber habe Cornelius von neuem die Ueberzeugung gewonnen, daß er als Mensch und Künstler mit Kaulbach nicht zusammen gehen könne; er habe den übelsten Eindruck empfangen. Bei Kaulbach schlüge das Niedrige und Höhnische immer wieder durch und erinnerte an seine schlimme Erziehung, an das Beispiel seines Vaters. Dieser habe falsche Banknoten gemacht und sei zu 20 Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Als er 18 Jahre in Werden abgebüßt, habe der Sohn, der damals durch die „Hunnenschlacht" bekannt geworden, sich für ihn verwendet und vom Könige Friedrich Wilhelm III. seine Freilassung erlangt. Der Alte sei nach München zum Wilhelm gekommen und habe dort ge-

---

[1]) Vergl. den Brief an Schlotthauer vom 10. August 1851, soweit er die Malereien an der neuen Pinakothek betrifft, bei E. Förster, II. S. 319.

[2]) Dieser Traum fällt in das Frühjahr 1858. Vergl. E. Förster, II. S. 447. Er bezeugt aufs deutlichste, daß der Zerfall mit Kaulbach durchaus gegen die persönlichen Neigungen von Cornelius und zu dessen großem Schmerze eingetreten ist. Förster's Auffassung dieses Vorfalles erscheint mir ganz schief.

wohnt. Dieser enge Verkehr habe Kaulbach sehr geschadet, und er solle zuweilen Stunden gehabt haben, in denen er schwer unglücklich über sich und seinen Zustand gewesen sei. Besonders aber seien ihm doch die Eindrücke seiner Jugend verderblich gewesen. Er selbst habe ihm davon erzählt und daß er unter sehr üblen Verhältnissen aufgewachsen sei. Dies, sagte ich, entschuldige ihn sehr in mancher Hinsicht.

„Gewiß, ich habe es auch immer bedacht."

Wir redeten dann noch über einzelne der Kaulbach'schen Gemälde, wobei er, als ich von den theatralischen Figuren auf der „Reformation" sprach, das Bild einen Maskenball nannte; die zusammenhangslose Anordnung desselben tadelte er scharf, ebenso auch die vom „Falle Jerusalem's." Das Bild vom „Thurmbau zu Babel" ließ er gelten und natürlich ganz und gar die „Hunnenschlacht." In Bezug auf diese wies Cornelius noch auf ein Gemälde P. Gérard's „Kämpfe der Helden Ossian's" hin, welches sich in der Leuchtenberg'schen Sammlung, früher zu München, befinde und das gewissermaßen das Vorbild Kaulbach's gewesen sei. Er sprach von diesem Gemälde und von Gérard überhaupt mit großer Anerkennung und sagte, es freue ihn, daß auch Gérard immer viel von ihm gehalten habe.

Freitag, den 3. März 1865.

Cornelius erkundigte sich nach den Richard Wagner'schen Vorfällen in München, von denen damals in allen Zeitungen berichtet wurde, und so kamen wir denn bald wieder in ein Gespräch über Münchener Kunstdinge. Er erzählte vom Könige Ludwig, wie derselbe in seinem festen Willen die Leute dann gerade erst recht gehalten habe, wenn sie angegriffen worden wären; so hätte man einmal gern Klenze entfernt gesehen, aber der König habe ihn daraufhin erst recht begünstigt. So wenig freilich mit Klenze los gewesen, fügte Cornelius hinzu, so gut nähmen sich doch seine Bauten unter Dem aus, was neben und nach ihm in München gemacht sei. Außer anderen Bauten tadelte er besonders die neue Pinakothek, von deren Inhalte er gerade auch nicht sonderlich erbaut war. Ich bemerkte dazu, daß die Sammlung doch

immerhin mancherlei schöne Sachen enthalte und erwähnte beispielsweise Overbeck's Bilder; auch nannte ich als merkwürdig Angelika Kaufmann's „Bildniß des Kronprinzen Ludwig," wobei er bemerkte: „Da sieht der Ludwig aus, wie der Prinz Hamlet." Dann führte ich Schorn's Sündfluth an.

„Wissen Sie — fragte er mich dabei — was der Schwind dazu gesagt hat?" und als ich dies verneinte, fuhr er fort: „Als der Schorn es ihm zum ersten Male zeigte, saß Schwind davor und sagte immer: Das freut mich! — das freut mich — das freut mich sehr! und da fragte ihn Schorn: Was freut Sie denn so sehr? — Daß die verfluchten Kerls alle da ersaufen müssen!"

Wir lachten, und als wir weiter über das Bild sprachen, nannte er es einen „Menschensalat" und stimmte der Bemerkung zu, daß Schorn solcher Riesenaufgabe nicht gewachsen gewesen sei. Der hübsche Witz von Schwind aber erinnerte ihn daran, wie treffend und vortrefflich dieser unter anderm auch Lessing's „Ezzelin im Kerker" (im Städel'schen Institute zu Frankfurt) kritisirt habe; der gefangene König sagt nämlich zu den beiden Mönchen, die zu ihm gekommen sind: „Laßt mich in Ruhe, ich muß Modell sitzen."

Ich erwähnte dann die „thronende Maria" von Heinrich Heß, deren er sich nicht mehr recht erinnerte, während er bei Schraudolph's „Kranken-heilendem Christus" die allzu matte Färbung tadelte. Ich lobte Heinrich Heß und meinte, daß er doch auch ein katholischer Maler sei und katholische Kirchenbilder gemacht habe, daß er aber immer mit natürlicher Empfindung und künstlerischem Takte arbeite, während Andere, wie z. B. Steinle, viel Absichtlichkeit merken ließen.

„Der Steinle hat mich nie warm gemacht. Da ist freilich der Heß ein ganz anderer Kerl. Und diesen Mann hat man in München wahrhaft schändlich behandelt. Er sollte damals Akademie-Direktor werden, er hatte die Geschäfte, und der Erlaß sollte nur ausgefertigt werden. Da, mit einem Male erscheint Kaulbach als Direktor und Heß muß die Geschäfte ihm übergeben. Wenn Kaulbach dem Gebote der Ehre streng gefolgt wäre, so hätte er sagen müssen: ich nehme es nicht an, der Heß muß Direktor werden; aber da spielten Kabalen und

andere Dinge mit. Der Heß aber wäre mir lieber gewesen, auf ihm läßt sich die Kunst weiter entwickeln, aber bei Kaulbach steht man wie vor einer Mauer verrannt; da läßt sich nicht gesund weiter bauen."

Wir kamen nochmals auf Steinle zurück und das Kölner Museum, wobei Cornelius wieder über den grünen Himmel scherzte. Ich meinte, der ganze Bau behage mir nicht, mir schiene es widersinnig, ein Museum oder ein Theater gothisch zu bauen.

„Ach, die Gothik steckt mir bis zum Halse."

Nachdem dieser Gegenstand noch etwas weiter verhandelt worden war, stockte das Gespräch auf einen Augenblick, und da erzählte ich ihm, daß ich vor zwei Tagen den „Don Juan" einmal wieder gehört hätte, was ihn zu erneuter Bewunderung Mozart's anregte.

„Das ist ein Kunstwerk, das ist wahre Kunst! ich habe nie Musik gelernt, aber im ‚Don Juan' verstehe ich jede Note. Da ist nichts zu ändern, jeder Ton muß so sein, wie er ist, und jeder dringt zum Herzen."

Wir tauschten noch weiter unsre Empfindungen und Ansichten über dies Werk aus. Cornelius hatte die Oper einmal in München mit italienischem Texte gehört und meinte, so schön die deutsche Sprache sei, so gewönne die Schönheit des „Don Juan" doch durch die italienische Sprache. Ich konnte Dem nur völlig beistimmen, da auch ich ihn einmal in italienischer Sprache, mit der Adelina Patti als Zerlina, gesehen hatte.

Die Liebenswürdigkeit von Cornelius selbst in kleinen und kleinsten Dingen war sehr groß. Er gab sich ganz schlicht und natürlich dem Zuge seines Herzens hin. So fragte er heute, als er in sein Bett gestiegen war und ihm seine Suppe angekündigt wurde, seine Frau: „Hast Du denn auch Etwas zu essen für unsern guten Riegel?" Und vor einigen Tagen, als ich nicht ganz wohl war, hatte er ausdrücklich angeordnet, ich solle Suppe bekommen, so daß seine Frau, als ich widerstrebte, ihren Theil zu nehmen, ihn aufrief, er solle mir sagen, daß er Suppe für mich verlangt habe.

Mittwoch, den 8. März 1865.

Da ich mehrere Tage nicht zu Cornelius kommen konnte, empfing er und seine Frau mich gleich mit dem Vorwurfe, wo ich denn gesteckt hätte; sie hätten Sorge gehabt, ob ich krank sei oder was sonst etwa gewesen.

Cornelius war sehr munter und blieb auch bis 9 Uhr Abends auf. Ein Verwandter von ihm, der Musiker Peter Cornelius, hatte eine Oper „Der Eid" gedichtet und in Musik gesetzt; ich las ihm den ersten Aufzug des Textes vor, an dem er mancherlei zu loben fand.[1])

Sodann zeigte er mir eine Photographie nach einer gleich großen Zeichnung des Erbprinzen, jetzigen Herzogs von Meiningen, nebst dem Briefe desselben. Die Zeichnung stellte die Maria als Erlöserin des Sohnes in der „Wallfahrt nach Kevlaar" von Heine dar, und war ganz sinnig ausgeführt, mit vieler Empfindung. Cornelius lobte den Erbprinzen und nannte ihn einen „edlen Menschen;" auch seine Kunstfertigkeit erkannte er vollkommen an und sagte auf das Blatt weisend: „Es sind Wenige hier in Berlin, die das so machen." Dann erzählte er: „Ich habe ihm einmal gesagt, es sei schade, daß er ein Fürst sei, er wäre ein guter Künstler geworden; aber da meinte er doch, es sei besser so."[2])

Zufällig hatte ich das „Buch der Lieder" in der Tasche, um Cornelius die beiden schönen Sonette Heine's an seine Mutter, von denen wir gesprochen hatten, vorzulesen, und so kam zuerst die Wallfahrt nach Kevlaar, die er noch nicht kannte, an die Reihe. Das Gedicht machte einen entschiedenen Eindruck auf ihn, und er sagte: „Man sollte nicht glauben, daß dies ein Jude gemacht hat." Die Ironie in dem ganzen Dinge verstand und empfand er nicht. Das erste der beiden Sonetten gefiel ihm am meisten, und er bedauerte wieder, daß ein so reiches Talent so untergehen konnte. Dabei erzählte

[1]) Der Musiker Peter (1824—1874) war der Sohn des Schauspielers Karl Cornelius, eines Vetters unsres Peter Cornelius; s. auch hinten die Stammtafel.

[2]) Der Brief des Erbprinzen ist bei E. Förster II. S. 477 abgedruckt, doch ist in der Monatsangabe irrig Mai statt März gesetzt.

er, daß er Heine einmal in München auf dem Dultplatze eines Sonntags Vormittags begegnet, und ordentlich und gerade heraus mit ihm gesprochen habe; Heine habe Alles ruhig mit angehört und endlich halb wehmüthig gesagt: „Ich bin doch am Ende nicht so schlimm als Sie meinen." Ich sprach von dem Mangel jedes dauernden, positiven Eindrucks bei Heine und nannte als vollkommenen Gegensatz davon Schiller. Da fing er an, wie Schiller ihn begeistert, wie er ihn halb auswendig gekonnt habe: Wallenstein, Braut von Messina, Maria Stuart und Jungfrau, das sei Alles erschienen in seinen Jünglingsjahren und hätte Alle hingerissen. Die reine und hohe Sittlichkeit, die gewaltige Sprache habe mächtig gewirkt. Und als nun gar erst der Tell gekommen! Das sei ein hohes Werk der Poesie, und vieles darin hätte nirgends seines Gleichen. Er beschrieb dann die Scene von Geßler's Tod und führte die Worte an: „Seht, Kinder, wie ein Wütherich verscheidet;" dann setzte er hinzu: „Das gehört zum Bedeutendsten was ich überhaupt in der Poesie kenne."

Eine Mittheilung, die ich über den Zustand des erkrankten Bildhauers Fischer (s. S. 56.) machte, gab Veranlassung von der Kosmos-Denkmünze zu sprechen, mit deren Ausführung durch Fischer er sehr zufrieden war. Ich fragte, wo die Zeichnung geblieben sei, und er meinte, daß sie wohl Humboldt erhalten habe. So erkundigte ich mich auch nach der Zeichnung zum Glaubensschilde.

„Ah — sagte er — die habe ich einmal vermauschelt; die hat mir der Hähnel in Dresden abgekauft. Da ist sie in guten Händen."

Ich bemerkte, dies sei gewiß der Fall, auch sei es nicht zu übersehen, wie gerade die Bildhauer in Dresden ihn, Cornelius, besonders verehrten; dies habe sich bei der Ausstellung der „Erwartung des Weltgerichtes" damals deutlich gezeigt.

„Ja — setzte er erklärend hinzu — ich habe meine Sachen immer, so weit es die Malerei erlaubt, plastisch gehalten; von jeder Falte und jeder Bewegung habe ich mir Rechenschaft gegeben, so daß man allenfalls danach modelliren könnte."

Später wandte sich das Gespräch wieder zu Schiller zurück, und ich hob den antiken Geist hervor, der in der Braut von Messina

walte. Dann sprach ich davon, neulich den „Agamemnon" des Aeschylos wieder einmal gelesen zu haben, worauf er freudig erzählte, wie ehedem dies Stück ihn mächtig begeistert, wie zu seiner Kassandra ihm die Aeschyleische als Vorbild gedient habe, und wie er glaube, daß auch in der seinigen antiker Geist herrsche. Er sprach sich dann weiter aus, daß er erst durch den Glyptothek-Auftrag zur antiken Mythologie gekommen sei; er sei damals mit dem Dante beschäftigt gewesen und habe ganz im Mittelalter gesteckt, so daß selbst Carstens zu jener Zeit noch nicht auf ihn erheblich gewirkt habe. Er hob aber dennoch seine Verwandtschaft mit Carstens hervor, nannte ihn den Bahnbrecher, und meinte, sie Beide hätten die klassische Mythologie doch in der Kunst wieder lebendig gemacht. Die mächtigste Anregung aber hierzu habe er kurz vor dem Münchener Auftrage durch die beiden farbigen Entwürfe des Guilio Romano zum Palazzo del Te, die in der Villa Albani zu Rom aufbewahrt werden, erhalten; diese seien vorzüglicher als die Fresken in Mantua selbst. Und hierneben habe natürlich Rafael's Farnesina gewaltig auf ihn gewirkt, die er „ein göttlich' Werk" nannte. Cornelius selbst hielt die Darstellung der „Unterwelt" in der Glyptothek für seine beste Arbeit dort.

„Das Ding ist fein, und ich glaube, es ist mir manches darauf gelungen; die Eumeniden sind gut, und auch die Todtenrichter. Und dann schließen sich so gut im Halbkreis die Gebilde der Nacht an!"

Ich meinte, ob die „Zerstörung von Troja" nicht höher zu stellen sei? Mich hätte dies von allen Bildern am meisten ergriffen.

„Ja, das mag sein; es ist vielleicht großartiger und mich selbst hat es gepackt, als ich es zuletzt im vorigen Herbste sah, aber die Unterwelt ist feiner."

Ich fragte, ob er mit Farbenskizzen gearbeitet habe, was er verneinte; es sei alles ohne solche gemacht worden, und dies sei auch die Praxis in Rafael's Schule gewesen. Freilich stellte er stark in Zweifel, ob er nicht Farbenentwürfe gemacht haben würde, wenn nicht der König Ludwig so stark gedrängt hätte. Besonders hätte er ihn bei der Ludwigskirche mit diesem Drängen entsetzlich gequält; er hätte noch gern 2 bis 3 Jahre daran gearbeitet, aber der König hätte darauf

bestanden, daß Alles vor 1840 fertig sein sollte, weil er sich eingebildet hatte, nach einer kaballistischen Weissagung, daß er 1840 sterben müsse, und nun vorher noch die Kirche ganz vollendet sehen wollte.

Beim Abendessen machte Cornelius' Frau mancherlei Scherze und er verbesserte ihr die Verse:

Trinke ich,
so hinke ich,
trink' ich nicht,
so hink' ich doch;
besser also trinken
und hinken,
als nicht trinken
und doch hinken!

Dann meinte sie später, ihr Mann sei doch ein Deutscher, aber alle seine drei Frauen habe er aus Italien geholt, worauf er scherzhaft bemerkte:

„Ja, meine Sünden haben mich immer so gequält, und da habe ich mir immer eine Buße aufgebunden, so eine Art Purgatorio."

Und als ich fragte, ob dazu die Italienerinnen so besonders geeignet seien, antwortete er:

„Natürlich, das versteht sich."

Cornelius nannte mich meist „lieber Riegel" oder auch „Meister Riegel," heute sagte er auch einmal wieder „Doktor" zu mir. Ich bat ihn, mich doch mit dem Doktor zu verschonen, worauf er meinte:

„Ja, Sie sind doch Doktor und das bin ich auch, und Doktor ist Doktor, und Philosophie ist Philosophie."

Das machte seiner Frau Spaß und sie sagte: „Dann bin ich auch Frau Doktorin und noch dazu Frau Kanzlerin." Und dann scherzte sie mit ihm, daß das kleine Männchen in dem alten Flauschrock Kanzler sei; er aber drohte:

„Du sei ruhig, in einem kleinen Töpfchen ist manchmal ganz was Gutes drin, und Du weißt, die hohen Häuser stehen oft im obersten Stock leer." Seine Frau war nämlich erheblich größer als er, und so war die Neckerei denn wieder in voller Blüthe.

Uebrigens äußerte er, daß er die Kanzlerschaft des Ordens „pour

le mérite“ nach Savigny's Tode habe ablehnen wollen, daß aber seine Freunde in ihn gedrungen seien und ihm vorgestellt hätten, daß schwerlich je wieder ein Maler oder Künstler Kanzler werden würde; so habe er es denn als eine Pflicht gegen die Kunst angesehen. Die persönliche Ehre hat er zudem bei diesem Orden nie unterschätzt. Bei der Erledigung der geschäftlichen Angelegenheiten dieses Kanzleramtes ging ihm Brüggemann, und später nach dessen Tode ein Verwandter desselben, der damalige geheime Regierungsrath Herr Joseph Linhoff zur Hand. Es wird allgemein bekannt sein, daß gegenwärtig Adolf Menzel dasselbe Amt bekleidet.

Sonnabend, den 11. März 1865.

Ich las die beiden letzten Aufzüge des erwähnten Operntextes von Peter Cornelius, dem Musiker, vor, und auch die Widmung, womit derselbe das Werkchen seinem großen Oheim zugeeignet hatte. In der letzteren ist erzählt worden, wie Cornelius als kleiner Knabe, als ihm ein Freund seines Vaters einmal ein Geldstück und ein Stück Kreide mit der Frage, was er lieber wolle, vorgehalten, begierig nach der Kreide gegriffen und auf den Dielen damit große Linien gemacht habe.[1]) Cornelius sagte dazu:

„Das ist wahr; ich erinnere mich sehr gut. Es war ein Stück weißer Kreide, und ich habe damit alles voll gemalt. Der liebe Gott hat nun einmal durchaus aus mir einen Maler machen wollen.“

Wir sprachen dann später von den Kriegen in den Jahren 1813 und 14, ich erzählte Mancherlei von York und dabei wurde Schiller's Wallenstein erwähnt.

„Ja — sagte Cornelius — es ist wunderbar, welch eine Reihe von Genien Deutschland seit dem vorigen Jahrhundert hervorgebracht hat; kein anderes Volk kann sich damit vergleichen.“

Ich meinte, vielleicht doch die Griechen zur Zeit der Perserkriege;

---

[1]) Die betreffenden Verse habe ich in meinem Cornelius-Buche S. 23 mitgetheilt.

dort seien ebenso Dichter, Künstler, Denker, Staatsmänner und Feldherren in großer Zahl und von höchster Begabung aufgetreten.

„Ja, das ist wahr; aber es ging dort zu schnell vorüber. Wenn man aber das Alterthum betrachtet, so findet man bei den Juden die Offenbarung, bei den Griechen Kunst und Wissenschaft, bei den Römern den Staat; alle diese Völker sind untergegangen, aber die Sachen sind geblieben in Religion, in Kunst und Wissenschaft, im Staate."

Wir sprachen dann noch weiter von den Befreiungskriegen. Cornelius erzählte mancherlei von Napoleon, und wie er in Rom 1813 habe Soldat werden wollen, wie aber die weite Entfernung von der Heimath ihn daran verhindert habe.

„Nun wir haben dort auch für die Freiheit mitgekämpft; wenn ich aber zu Haus gewesen, wäre ich mit in den Krieg gezogen. So hätte es kommen können, daß auch ich damals gefallen wäre."[1])

Sonntag, den 12. März 1865.

Der Maler F. H. Commans in Düsseldorf hatte den Entwurf zu einem Glasgemälde für die St. Nikolaikirche in Hamburg, eine „Kreuztragung" darstellend, geschickt. Cornelius war von der guten Ausführung überrascht, und ich schrieb auf seinen Wunsch einen Brief an Commans, den er mit seiner Unterschrift versah. Er unterzeichnete „Dr. P. v. Cornelius," schrieb langsam, mit großen Buchstaben, als wenn er zeichnete. Ich komme auf diese Angelegenheit später noch einmal zurück.

Wir sprachen von verschiedenen der lebenden Künstler und auch wieder von Kaulbach. Da erzählte Cornelius, daß einmal ein Florentiner ihn besucht und von Kaulbach gesagt habe: „Questo signore si contenta presto." Und dies sei ein sehr treffendes Wort, doch habe er Kaulbach dem Ausländer gegenüber natürlich vertheidigt, denn die Italiener hätten doch noch lange keinen Künstler, der Das machte, was Kaulbach kann. Aehnlich, nur in anderer Weise, sei es

---

[1]) Über Cornelius' Auffassung seiner Stellung zur damaligen Zeit vergl. seinen Brief vom 20. Oktober 1813 bei E. Förster I. S. 143.

mit Steinle, den er selbst vor Jahren nach Köln für die Ausführung der Engelfiguren im hohen Chore des Domes empfohlen habe; als er diese aber fertig gesehen, habe es ihm leid gethan.[1]) Ich meinte, eine gewisse absichtliche Frömmigkeit bei Steinle verletze mich, und ich nahm Bezug auf Overbeck, der doch in dieser Hinsicht ganz anders sei. Er sagte: „Na, Sie wissen ja, wie ich über Steinle denke." Und in Bezug auf Overbeck setzte er hinzu, es sei ein Unding, von einer Schule desselben zu reden.

„Wir haben an einem Overbeck genug und ein zweiter ist nicht möglich. Ich habe viel von Overbeck gelernt; wir haben zusammen Akte und Gewandungen gezeichnet, aber es ist mir nie in den Sinn gekommen, ihm etwas nachmachen zu wollen. Das geht nicht; Overbeck ist eine zu eigenthümliche Natur."

Steinle habe aber erst Overbeck und dann Veit nachgeahmt, und das ginge eben nicht. Wir redeten dann noch von Overbeck weiter und dessen religiöser Richtung, die, wie ich meinte, ihm so natürlich sei, daß er mit innerer Nothwendigkeit hätte zur katholischen Kirche übertreten müssen.

„Das versteht sich — sagte Cornelius dazu — Overbeck ist schon katholisch geboren worden."

Von den anderen Künstlern ähnlicher Richtung, die noch erwähnt wurden, zollte er Deger viel Anerkennung, meinte aber, daß Schraudolph überschätzt worden sei; es fehle demselben an guter Bildung.

Mittwoch, den 15. März 1865.

Die Nachricht vom Tode des früheren Kriegsministers Generals von Bonin hatte Cornelius angegriffen. Er nannte ihn seinen Freund und rühmte ihn als einen sehr edlen Mann. Auch fragte er, ob der Tod des Malers Johannes Zumpe in Dresden wahr sei, und meinte, dies sei ein großer Verlust für die Kunst.

Auf dem Tische lag eine kleine Photographie nach dem in der Brera

---

[1]) In Bezug auf diese Empfehlung Steinle's im Jahre 1842 vergl. die Schriftstücke bei E. Förster II. S. 204 und ff.

zu Mailand befindlichen Studium Leonardo's zu dem Christuskopfe des Abendmahles; auf dieselbe hinweisend sagte er:

„Sehen Sie mal, das hat mir der junge Italiener (Frizzoni; s. S. 61.) gebracht; es ist eine Verwandtschaft mit meinem Christuskopf darin, aber ich habe ihn nicht gekannt. Hier ist nur ein schmerzlicher und trauriger Zug, bei mir aber ist er mehr der Ueberwinder."

Er meinte dann, daß es wohl heißen würde oder könne, er habe den Leonardo nachgeahmt, und als ich sagte, das brauche er nicht zu fürchten, denn sein Christus sei eine Schöpfung ganz aus dem eigenen Innern, sagte er:

„Ja, darauf bild' ich mir auch was ein."

„„Ach du eitler Mann!"" scherzte da seine Frau mit ihm.

„Ja, Kind, dafür sind wir ja Menschen."

Diese Aehnlichkeit ließ ihm doch keine Ruhe, und er veränderte nachträglich noch seinen Christuskopf, wie ich glaube, nicht zum Vortheil des Werkes.

Ein neu angestelltes Hausmädchen wurde hereingeführt; sie brachte ihren Dienstschein, und da sagte seine Frau auf ihn zeigend, daß er der Herr wäre:

„Ja, ich bin der sogenannte Herr!" und dabei richtete er sich feierlich auf und sprach mit Pathos, so daß es sehr komisch mit anzusehen war und er selbst herzlich dazu lachte.

Es wurde dann über den Geist und Ton der Verwaltung am Museum gesprochen, und dabei bemerkte Cornelius, daß derselbe nach oben kriechend, nach unten drückend sei. Ich fügte hinzu, daß es gerade umgekehrt sein sollte: nach oben bestimmt, nach unten wohlwollend.

„Freilich — bestätigte er — so ist der echte Mann: gegen Höhere fest und voll Würde, gegen Untergebene human und freundlich."

Sonnabend, den 18. März 1865.

Es war Cornelius, wenn ich nicht irre, von dem Herrn Geheimrathe Linhoff eine Schrift Daumer's über Schiller gebracht und empfohlen worden, worin die Behauptung, Schiller sei in seinem

Herzen katholisch gewesen, aufgestellt und erörtert wird. Wir wollten das Buch und die Ansichten des merkwürdigen Mannes kennen lernen, als ich aber eben anfangen wollte, zu lesen, ließ sich Herr Dr. Alfred Woltmann melden. Es war nicht von sonderlichen Dingen die Rede, und ich las dann, später auch Woltmann ein Stück. Der Inhalt des wunderlichen Buches gefiel Cornelius in mancher Hinsicht; auch meinte er, die Negation und den Zweifel, den wilden Freiheitsdrang und das Anstürmen gegen das Kirchenthum, welche in der ersten Periode Schiller's diesen und die damalige Welt beherrscht, habe er vollkommen getheilt. Doch Schiller habe eine gänzliche Umgestaltung seines Wesens erfahren, und er selbst habe schon oft daran gedacht, wie nahe das Schiller'sche Wesen der zweiten Periode dem wahren Katholizismus stände. Ich hielt mit meiner Ansicht nicht zurück, so daß Cornelius Tags darauf scherzte, ich müsse nun zur „Pönitenz das Buch ganz durchlesen."

Sonntag, den 19. März 1865.

Cornelius erzählte, während wir bei Tische saßen, folgende reizende Geschichte: „Ich besuchte in Düsseldorf eine Volksschule.[1]) Die war aber recht gut. Und unser Lehrer, der hatte allerlei Strafmittel: eine große Brille, die auf die Nase geklemmt wurde, so daß der Kerl ganz verwünscht aussah, eine riesige Perrücke von Pferdehaar, die die Jungen aufbekamen, wenn sie sich nicht ordentlich gekämmt, oder wenn sie Läuse hatten, und so noch mehr; ich weiß nicht was Alles. Da hatte er auch einen Esel, der war aber schon so verdorben, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte. Und so sagte er eines Tages zu mir: ‚Hör' mal Cornelius Pitter, Du bist doch ein Maler, könntest Du nicht einen neuen Esel machen?' Ich sagte natürlich ja, und zu Hause brachte der Vater und ich einen leidlich reputirlichen Esel zu

---

[1]) Nach K. Strauven (Über künstler. Leben und Wirken in Düsseldorf u. s. w. S. 51.) war es die Schule des Schreibmeisters Fischer auf der Bergerstraße; die Geschichte selbst ist von Strauven weniger ausführlich und mit Veränderungen erzählt.

Stande. Als ich den nun brachte, lief die ganze Schule zusammen und schrie: ‚Seht mal, dat hat der Kleene jemacht.‘ Der Lehrer setzte mich als Ersten, aber das machte mich so aufgeblasen und stolz, daß ich viel Unsinn trieb, mit den Tintenfässern um mich warf und andres Zeug mehr. Da kam aber der Lehrer und sagte: ‚Höre Pitter, Du hast den Esel gemacht, Du sollst nun auch der Erste sein, dem er umgehängt wird.‘ Und so hing er mir den Esel um.“ Cornelius war damals etwa 8 Jahre alt.

Dieser Lehrer erzählte auch biblische Geschichte, was Cornelius so fesselte und so beschäftigte, daß er zu Hause die gehörten Geschichten in schwarzem Papier mit der Scheere ausschnitt. Brüggemann besaß noch solche Sachen von ihm.

Es war dann wieder von Heine die Rede und von Einem, ich weiß nicht wem, der ihn einmal durchgeprügelt haben sollte.

„Ich habe ihn auch einmal durchgeprügelt“ sagte Cornelius, und als wir frugen, wie denn das gekommen sei, erzählte er:

„Der Lambert[1]) ging immer um 11 Uhr aus der Akademie, um eine Stunde außer dem Hause zu geben, und da mußte ich Praeceptor spielen. Neben der Elementarklasse war das Zimmer, wo ich stand und malte; es war, ich weiß es noch genau, ein Altarbild. Die Jungen aber, statt zu zeichnen, machten furchtbaren Lärmen. Ich ging also hinein und verbot es ihnen, und so ging es eine Weile. Bald aber fingen sie noch viel ärger an. Ich stürzte also in die Klasse. In der linken Hand hielt ich die Palette wie Achilles seinen Schild, in der rechten hatte ich den Malstock, und packte mir nun den ersten, der mir in die Hände kam. Das war der Heine. Ich habe den Malstock auf ihm zerschlagen und ihn schwer geprügelt. Er erzählt, daß ich ihm die Hand beim Zeichnen geführt. Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ich ihm den Rücken furchtbar geschmiert habe.“

So Etwas erzählte Cornelius mit liebenswürdigster Harmlosigkeit und großer Lebendigkeit, freute sich darüber und lachte herzlich dazu.

---

[1]) Cornelius' älterer Bruder (1778—1823), welcher Inspektor der Akademie zu Düsseldorf war; s. auch hinten die Stammtafel.

Dienstag, den 21. März 1865.

Stüler's Tod war die nächste Veranlassung des Gespräches. Er hatte Cornelius erschüttert. Sein Urtheil über Stüler ist im ganzen das richtige; er lobte ihn sehr als Ornamentisten und sagte, daß er auf ihn in diesem Sinne beim Domhofe gehofft, aber er sprach ihm den hohen schöpferischen Künstlergeist ab. Ich erwähnte Stüler's selbstlose und treue Hingabe an Friedrich Wilhelm IV., die Cornelius sehr wohl begreiflich fand. Ja, er meinte: Niebuhr, sein Freund, sei begeistert für den König gewesen, und er selbst habe von ihm sehr hoch gedacht. Gerade die anziehende Persönlichkeit desselben, seine Liebe zur Kunst und die Hoffnung, die Cornelius hierauf gebaut, hätten ihn wesentlich bei der Uebersiedelung nach Berlin mitbestimmt. Aber der König sei kein Mann gewesen, er sei vor allem kühn Männlichen zurückgeschreckt; er habe nach Niebuhr's sachkundiger Versicherung einen organischen Fehler gehabt, und dadurch erkläre sich Vieles.

Wir lasen in Daumer's Schrift weiter. Es kam eine Stelle vor, wo von Tendenz bei Schiller gesprochen wurde, und ich sagte, es sei unsinnig bei Schiller von Tendenz zu reden, ebenso als wenn man den Bildern der Ludwigskirche Tendenz unterschieben wollte.

„Ah, davon ist aber keine Idee."

Die Tendenzmalerei war Cornelius durchaus entgegengesetzt, und er tadelte sie, wo sie ihm entgegen trat. Das freie, begeisterte und gotteingegebene Schaffen, wie es in seinem Wesen lag, konnte sich naturgemäß mit solche Richtung nicht stellen. So schloß er denn auch die heutige Unterhaltung über diesen Gegenstand mit den Worten:

„In jedem echten Dichter, wie in jedem echten Künstler liegt ein prophetischer Zug. Das habe ich auch einmal einem Engländer ins Stammbuch geschrieben."

Cornelius erzählte auch Einiges vom alten Koch, zumeist bekannte und mehrfach überlieferte Dinge aus dessen Jugendzeit, dann auch einiges Ergänzende. In Straßburg habe Koch mit um den Freiheitsbaum getanzt, sich aber vor der Guillotine nach der Schweiz zurückgezogen, wo er die Bekanntschaft eines Engländers gemacht, der ihn mit nach Italien genommen habe. In Rom sei er ein treuer Anhänger

Robespierre's gewesen, bis A. W. Schlegel ihm einst auseinander gesetzt habe, daß die Inquisition viel Ähnliches mit Robespierre's Verfahren gehabt hätte. Darauf sei er ein Verehrer des Papstthums geworden. Koch sei trotz seiner mangelhaften Erziehung ein Mann von fast gelehrter Bildung gewesen. Cornelius bestätigte noch, daß er auf einigen Bildern Koch's die Figuren gemalt habe.

Mittwoch, den 22. März 1865.

Eine Wendung in der Unterhaltung, die sich zuerst auf Persönliches und auf Tagesereignisse bezog, brachte uns auf die künstlerische Bescheidenheit und ich meinte, sie sei dem wahren Künstler ureigen. Cornelius sagte:

„Es ist mehr Demuth, das freiwillige Beugen vor dem Höheren. Die Bescheidenheit ist so oft Heuchelei, und Niemand hat den Schein der Bescheidenheit besser verstanden als die Düsseldorfer."

Ich hatte für Cornelius eine Ausgabe des Shakespeare in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung angeschafft, die ihn erfreut und in die er auch hineingeblickt hatte. Er sagte, daß er doch verschiedene der Stücke noch nicht gelesen, daß er den „Hamlet" als junger Mensch in Düsseldorf oft gesehen, vor „Richard III." aber immer ein Grauen gehabt habe. In Bezug auf „Titus Andronicus" bemerkte er zu seiner Frau: „Den darfst Du nicht lesen." Ebenso hatte er ihr früher den „Decamerone" verboten.

Sie hatte ihm aus Goethe's „Faust" etwas vorgelesen, und er freute sich, daß sie solches Gefallen an deutscher Litteratur nähme und den Faust so gut verstanden hätte. „Sie hat eine gute Bemerkung gemacht. Sie sagte, es wäre so, als wenn Goethe selbst mit dem Teufel Umgang gehabt. Und das ist auch so; der Mephisto ist sehr wahr."

Gelegentlich kamen wir wieder auf Aeschylos' „Agamemnon" und Cornelius wiederholte, daß er seine Kassandra von daher habe, daß er sie ohne dies Stück nicht hätte machen können, daß er aber die

Chöre damals nicht verstanden habe, offenbar wegen der schwerfälligen Übersetzung.

Sonnabend, den 25. März 1865.

In der nächsten Zeit beschäftigte uns vielfach noch das Lesen der Daumer'schen Schrift. Dies und mehrfache Besuche verhinderten anziehendere Gespräche. Heute ließ sich so z. B. der Graf Raczynski, Cornelius' nächster Nachbar, der die bekannte Gemäldesammlung besaß, melden. Raczynski sprach fast nur unbedeutende Sachen, erzählte von der Versteigerung der Pourtalès'schen Sammlung in Paris und beurtheilte die Bilder nach dem Tageswerthe. Als er fort war, wurde dies nicht beifällig angemerkt, so daß ich hervorhob, er habe aber doch durch die Anlage seiner Gallerie immerhin unbestreitbare Verdienste sich erworben.

„Freilich — stimmte Cornelius bei — da kann sich der deutsche Adel ein Beispiel daran nehmen. Aber bei uns machen sie sich noch breit damit, daß sie von der Kunst nichts verstehen."

Ich setzte hinzu, dies sei mit Ausnahmen nur allzuwahr; habe doch erst vor kurzem ein Graf Wartensleben im Abgeordnetenhause vor ganz Europa erklärt, Kunst und Wissenschaft mache ihn nicht warm.

Raczynski hatte erzählt, daß er auf das „Bildniß Pius VII." von David bei Pourtalès 7000 Franken habe bieten lassen. Cornelius lobte das Werk durchaus und stellte es neben die Werke alter Meister. Von andern Bildern derselben Gallerie wurde auch eine „heilige Caecilia" von Delaroche erwähnt.

„Wissen Sie was ich gesagt habe, wie ich die sah? C'est une Sainte du Faubourg Saint Germain! Es fehlen nur die Glacehandschuhe."

Auch sollte dort ehedem ein „Cromwell am Sarge Karl's I." gewesen sein, worauf ich bemerkte, solches Bild von Delaroche sei im Besitze der Stadt Hamburg, in deren Kunsthalle es sich auch jetzt befindet. So waren die Gedanken auf Hamburg gewandt worden, dessen materialistischen Geist, bei seinem großen Reichthume, Cornelius tadelte.

„Ich hab' einmal ein Spottgedicht auf Hamburg gemacht. Ich kann es nicht auswendig, aber es fängt so an:

Wer dich sah, wie bald vergißt er
dich Stadt der Phäaken und Philister

und so geht's weiter."

Cornelius war sehr angeregt und ich bewunderte seine urkräftige Natur, die sich jetzt unter dem schlimmsten Wetter nach so schwerer Krankheit so gut hielte. Er pries diese als ein großes Geschenk des Himmels, für das er nicht dankbar genug sein könne. Doch zur Arbeit habe er noch nicht Lust. Ich fragte, ob er nicht eine kleine Arbeit am Tische zeichnen wollte. Er verneinte es und sagte:

„Was man spart in schlimmen Stunden, bringt man doppelt ein in gesunden. Ich habe nie anders gearbeitet, als wenn ich mußte. Alles ist bei mir innerster Trieb gewesen."

Und so wolle er auch jetzt warten, bis er vollen Trieb und frische Kraft zur Arbeit finde. Das würde sich einstellen, wenn er erst einige Male wieder in der Luft gewesen sei.

Mittwoch, den 29. März 1865.

Cornelius ersuchte mich, an seinen alten Freund Wintergerst in Düsseldorf zu schreiben, um Erkundigungen über die künstlerische Entwickelung von Commans einzuziehen, und er erzählte dabei, daß er Wintergerst in Rom habe kennen lernen, wo derselbe einer der sogenannten „Klosterbrüder" gewesen sei und mit in S. Isidoro gewohnt habe. Auf meine Frage sagte Cornelius, daß er selbst stets für sich gewohnt, aber natürlich mit jenen viel verkehrt habe. Von Wilhelm Schadow's Talent hielt er von Anfang an nicht viel, und als ich auf dessen „kluge und thörichte Jungfrauen" in Frankfurt verwies, fragte er, ob ich sein Bild desselben Gegenstandes in Düsseldorf gesehen habe? Dies habe er damals in Rom gemalt und Schadow habe seine Auffassung wiederholt. „Ohne dies Bild wäre Schadow nie darauf gekommen." Diese Thatsache wird noch bestimmter und bündiger erwiesen durch einen Entwurf in Bleistift, welchem die An-

ordnung des Schadow'schen Bildes genau entspricht.[1]) Cornelius gab übrigens zu, daß dies Gemälde das beste Werk Schadow's sei; er tadelte die falsche Mystik im „Brunnen des Lebens" und beklagte, wohin es mit den Düsseldorfern und der heutigen Kunst überhaupt gekommen sei. Damals in München habe er große Hoffnungen gehabt, er habe geglaubt eine dauernde Kunst begründen zu können, aber das sei Täuschung gewesen.

„Ich habe mal Einem in ein Stammbuch geschrieben, als man mich so mit Handschriften von mir geplagt: Im Mittelalter waren die Handwerker Künstler, jetzt sind die Künstler Handwerker."

Er mißbilligte dann das moderne Prahlen mit der Farbe und meinte, daß die Neuzeit in Wahrheit bisher nicht einen einzigen großen Koloristen erzeugt habe; ein solcher mache sein Bild von Anfang an auf die Farbe hin, man sehe dies im Kontur schon, und Cornelius sei weit entfernt, hier die hohe Kunst zu leugnen. Die modernen Farbenhelden aber seien mit den Venezianern, Correggio und Rembrandt gar nicht zu vergleichen.

Freitag, den 31. März 1865.

Cornelius erzählte unter anderm Einiges von seinem alten Freunde Karl Mosler, der mit ihm schon in Frankfurt zusammen gewesen war und nachher während der Jahre, wo Cornelius die Akademie in Düsseldorf geleitet hat, ihm zur Seite gestanden. Bei aller Anerkennung der guten Eigenschaften und der reichen Kenntnisse des Freundes, hob er doch dessen angeborne Trägheit, die bei ihm buchstäblich eine Todsünde gewesen sei, hervor. Er erzählte auch, daß Mosler eine Arbeit über die Cappella Sistina gemacht und ihn 1848, als das große Fest in Köln gewesen, ersucht habe, es durchzusetzen, daß er zum Abschluß derselben nach Rom geschickt würde. Cornelius aber habe ihm erwidert, er solle erst etwas fertig machen, dann wolle er für ihn zu wirken suchen. Mosler aber habe nie etwas fertig gemacht. Diese Schwäche Mosler's beurtheilte Cornelius ohne die geringste Härte, er faßte sie

[1]) Siehe mein Cornelius-Buch S. 426.

vielmehr mit einem gewissen herzlichen Humor auf, und dieser letztere scheint auch besonders aus der Grabschrift zu sprechen, die er dem alten Genossen gemacht hatte:

In diesem stillen Bretterhaus
ruh' ich von meinem Ausruhn aus.

Diese Erzählungen von Mosler brachten ihn auf die alten Düsseldorfer Verhältnisse, und er bemerkte, daß dort in der Sammlung der Handzeichnungen auch Blätter vom Palazzo del Te und der Sala di Troia, die vermuthlich von Santi Bartoli herrührten, seien. Diese habe Cornelius in seiner Wohnung gehabt, als er dort mehrere Jahre lang zur Winterszeit Kartons für die Glyptothek gezeichnet habe, und diese Blätter hätten ihn sehr angeregt.

Nachher gab sich mir die Gelegenheit, von dem trefflichen Ernst Guhl zu reden, den ich als meinen eigentlichen Lehrer in der Kunstgeschichte ansehen darf und dessen früher, plötzlicher Tod — am 20. August 1862 — mir sehr nahe gegangen war. Cornelius sagte, er habe ihn nicht gekannt, obwohl er dies stets gewünscht habe, und er setzte hinzu: „Der hat ein sehr großes Verdienst durch die Herausgabe der Künstlerbriefe sich erworben; das ist mehr werth als ganze Bände von Kunstrezepten."

Von Alexander von Humboldt sagte er, daß dieser nur gar zu oft seinen großen Einfluß benutzt habe, um in die Kunstdinge zu pfuschen. Er habe Leute begünstigt und unterstützt, die nicht geeignet oder geradezu unwürdig gewesen seien. Auch habe Humboldt, als Cornelius mit ihm und Rauch einmal nach Potsdam zur Tafel des Königs gefahren seien, erzählt, daß er Rumohr's Ernennung zum General-Direktor der Museen hintertrieben und Olfers in diese Stelle gebracht habe. Dies bedauerte natürlich Cornelius höchlichst, da der General-Direktor von Olfers ihm als die Verkörperung aller übeln Einflüsse erschien, sowohl in Hinsicht seiner Person, wie der Kunstangelegenheiten überhaupt.

Mit Schelling ist Cornelius in München viel umgegangen; er hat ihn sehr geschätzt und meinte:

„Ich habe vieles von ihm, das heißt aus den Gesprächen mit

ihm gelernt; gelesen habe ich, glaube ich, nichts. Aber ich habe ihm manches zu danken."

In Berlin seien sie auseinander gekommen.

„Schelling war erstarrt, als hätte ihn die Medusa angeblickt; wir stimmten nicht mehr zusammen."

Als einen Grund zu Schelling's bekannter Eitelkeit wies er auf die Frau, eine ehemalige Hofdame, hin, die ihn ins Vornehmthun hineingebracht habe. Schelling und Cornelius als die Häupter der Wissenschaft und Kunst in München, seien nicht hoffähig beim König Ludwig gewesen; in München habe Cornelius nie beim Könige gespeist oder sei sonst bei Hofe gewesen, während jeder Engländer, sogar einmal ein Schneider, eingeladen wurde. Er sei darüber sehr froh gewesen, denn der Hof sei nicht sein Feld. Bei Friedrich Wilhelm IV. aber sei er gern zur Tafel gewesen, dort hätte sich viel geistiges Leben entwickelt.

Wir kamen auf Stüler und ich sagte, Schinkel habe mit seinen Schülern verhältnißmäßig mehr Glück gehabt als Cornelius. Stüler sei, wie man auch immer urtheilen möge, doch eine edlere Künstlernatur gewesen. So lag es nahe, daß das Gespräch wieder auf Kaulbach einlenkte, und Cornelius erwähnte das „Pereat den Schacherjuden in der Kunst," das er im Jahre 1853 zu München ausgebracht hatte und das er noch heute ebenso aussprechen würde.[1]) Auch erzählte er, daß Kreling, Kaulbach's Schwiegersohn, ihn vor mehreren Jahren aufs inständigste gebeten habe, sich mit seinem Schwiegervater zu versöhnen, aber so hätten die Dinge garnicht gelegen.

„Da sprechen die Leute immer von einer Feindschaft zwischen mir und Kaulbach. Ich habe keine."

Ich bemerkte, daß Kaulbach auch wohl nie ihm persönlich zu nahe getreten sei.

„Niemals, eher war es umgekehrt der Fall."

Cornelius' Tadel trifft immer nur den Künstler, und mehr noch, wie er sich ausdrückt, die Schacherei. Er führte Schiller's Distichon mit einer kleinen Aenderung an:

---

[1]) Vergl. mein Cornelius-Buch S. 241.

Einem ist die Kunst die himmlische Göttin, dem Andern
eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt,

und meinte, dies paßte hier in gewissem Sinne.

Später erzählte Cornelius, daß seine Köchin ihm geklagt habe, sie müsse einen Mann, der roh und auffahrend sei, heirathen, und daß er das tiefste Mitleid mit ihr empfinde; er habe sie zu trösten gesucht und ihr gesagt, sie solle als Weib schweigen lernen, dann würde es auch gehen. Es war ein schöner, echt menschlicher Zug in dieser Erzählung.

Wir lasen dann wieder ein Stück in Daumer's Schrift. Es kam eine wunderliche Deutung der „Jungfrau von Orleans" vor, wobei ich bemerkte, was Schiller wohl zu solchem Zeuge sagen würde? Cornelius müsse ja auch ähnliche gewaltsame Deutungen seiner Werke erfahren haben.

„Ach wie viel! Was ist da Alles hineingelegt worden und oft der größeste Unsinn!"

Ich meinte, eben solch' ein Unsinn scheine mir auch die Daumer'sche Auslegung zu sein.

In Bezug auf den König Ludwig stimmte mir Cornelius bei, daß eine Haupttriebfeder seines Thuns sein Ehrgeiz gewesen sei, und bekräftigte dies dadurch, daß er sagte, der König habe den Ruhm seiner Künstler nicht gern gar zu sehr wachsen gesehen, er habe auch diesen auf seine Person übertragen zu sehen gewünscht. So z. B. als Cornelius 1838 in Paris gewesen und dort mit großer Auszeichnung aufgenommen worden sei, habe der König dies übel vermerkt. Er erwähnte dann auch das Verhältniß mit der Lola Montez und erzählte, daß, als der Fürstbischof von Breslau, Diepenbrock, Cardinal geworden sei, der König Ludwig ihn beglückwünscht und hinzugefügt habe, sein Verhältniß zur Lola sei geistig und edel, er bedürfe solch' eines weiblichen Wesens. Darauf habe aber Diepenbrock geantwortet, wenn letzteres der Fall sei, so möge er sich eine würdige Dame zur Freundin erwählen, aber nicht mit einem hergelaufenen Frauenzimmer sich abgeben. Dies hätte Ludwig eingesteckt. Aber Diepenbrock sei noch ein Bischof nach der alten Art gewesen, ein ganz

vortrefflicher Mensch, der auch mit Friedrich Wilhelm IV. sehr befreundet gewesen. Seine Einkünfte habe er für hohe und edle Zwecke verwandt.[1]) Aber trotz aller Fehler, die der König Ludwig gehabt, trotz aller Streiche, die er ausgeübt habe, meinte Cornelius: „Was wäre es ohne ihn mit der Kunst geworden? Dies darf man nie vergessen!“

Cornelius sprach dann noch von seiner letzten Reise und erzählte, daß in Prag ein Zuchthaus sei, wo Nonnen die Aufsicht und Obhut hätten; es seien ihrer zwölf. Die Verbrecher seien alle weiblich und meist in Ketten liegend. Er pries die Aufopferung dieser Frauen, ihre Liebe um Gottes willen und sagte:

„Was ist alle Berühmtheit und alle Größe hiergegen? Es ist sehr gering; es ist nichts!“

Wir erwähnten dann die barmherzigen Schwestern und Cornelius nannte die heilige Elisabeth, welche er sehr verehrte. Er sagte, es hätte ihn gerührt, wie „in Thüringen diese guten Protestanten das Andenken der heiligen Elisabeth ehrten und wie sie Alles, was darauf Bezug hätte, schützten oder herstellten;“ diese Verehrung sei reiner, historischer als ähnliches in katholischen Landen, denn man sehe hier gar zu oft entsetzliche Dinge. Wenn man so z. B. in Altbayern Dorfkirchen besuche, glaube man nicht in eine christliche Kirche zu treten, sondern eher in einen Tempel von Fitzliputzli. Dies sind buchstäblich seine eigenen Worte.

Montag, den 3. April 1865.

Ich sah heute mehrere sehr anziehende Skizzen und Studien von Cornelius, so eine kleine Federzeichnung, die er 1811 in Rom gemacht hatte, von deren weiterer Ausführung er aber abgestanden war, weil sie Overbeck nicht gefallen hatte. Es ist „Christus mit acht Jüngern bei Maria und Martha.“ Am gelungensten an und für sich ist Petrus und jede der beiden Frauen, am wenigsten Christus selbst,

---

[1]) Vergl. den Brief von Cornelius vom 3. Dezember 1845 bei E. Förster II. S. 272, soweit er sich auf Diepenbrock bezieht.

der typisch mit schwerem Heiligenscheine gehalten ist. Die Anordnung aber ist vortrefflich, die Komposition ganz eigenartig und von der sonstigen Auffassung desselben Gegenstandes schon durch die Einführung der Jünger abweichend. Der Gegenstand ist jedoch nicht genügend klar ausgedrückt, und namentlich sind die Gestalten der Maria und Martha nicht charakteristisch genug unterschieden. Ueber die Maria sagte Cornelius: „Das Figürchen ist nicht übel."

Dann kam ein flüchtiger Entwurf zum Schiller-Goethe-denkmal für Weimar an die Reihe, den Cornelius für Rauch gemacht hatte. Derselbe unterscheidet sich von Rauch's späterer Ausführung dadurch, daß die mehr heroische Gestalt Goethe's, der mit der Linken das Bild der ephesischen Artemis berührt, kühn ins Leben schreitet und die Figur Schiller's, der eher wie ein Genius als ein Mensch aussieht, eine allzu anlehnende Haltung hat. Bei Rauch hat Schiller gewonnen, Goethe verloren. Goethe's Gewandung auch bei Cornelius ist viel edler als die Schiller's. Der Kranz fehlt. Die Sache ist darum wichtig, als der Gedanke der Gruppe somit auf Cornelius zurückzuführen ist. Bekanntlich wurde der Rauch'sche Entwurf nicht ausgeführt, sondern die Arbeit auf Rauch's Vorschlag Rietschel'n übertragen.

Ferner lag ein etwas weniger flüchtiger Entwurf zu der gewerblichen Denkmünze vor, welche jedoch so nicht ausgeführt wurde: Pallas und Hephästos, über denen eine Nike, alles architektonisch geordnet, schwebt.

Mehrere Akte, darunter auch ein weiblicher zur Daphne in der Glyptothek, gelangten zur Betrachtung, und danach drei erste ganz flüchtige Entwürfe zur „Wiedererkennung Joseph's," die der Ausführung im Bartholdy'schen Hause zu Rom sehr nachstehen. Als ich mich über diese Versuche wunderte, sagte Cornelius, sie hätten damals wohl gefühlt, was es gelte, hätten nicht geruht, bis das Beste entstanden sei, und sich gemüht, einer den andern zu übertreffen. Er stimmte ein, als ich meinte, es sei damals in Rom ein Streben von der seltensten Reinheit gewesen, und er wies auch auf die Farbe in seinen beiden dortigen Fresken hin, die er als gelungen bezeichnete.

Als seine Frau mit diesen Sachen gekommen war und sagte: „Da will ich Ihnen etwas zeigen," fuhr Cornelius dazwischen: „Ach laß doch den Plunder." Ich erwiderte, für ihn möge das Plunder sein, für uns nicht, und meinte, gerade solche Arbeiten hätten für die kunstgeschichtliche Betrachtung sehr hohen Werth. Er sah sie aber dann selbst auch mit Liebe an, und wir sprachen über jedes Einzelne leider nicht so ausführlich, wie ich gewünscht hätte, da inzwischen die Zeit zum Abendessen gekommen war. Als wir in das andere Zimmer gingen, nahm Cornelius den weiblichen Akt, welcher zufällig oben auf lag, und legte ihn unter ein anderes Blatt.

Bei Tische erzählte er, daß in seiner Jugend, vor der Faustzeit, ihn Le Sueur begeistert hätte, den er in Stichen habe kennen lernen.

Mittwoch, den 5. April 1865.

Es ging das Gerücht, daß an der Königsgruft weiter gebaut werden sollte, aber Cornelius schenkte demselben keinen Glauben. Dabei sprach er in seiner entschiedenen Weise über die herrschenden Strömungen in Kunstdingen und hob den Gegensatz gegen die Zeiten König Friedrich Wilhelm's IV. hervor. Er beklagte tief, daß der Bau der Königsgruft nicht wieder aufgenommen würde, und sagte, mit Bezug auf die malerische Ausschmückung derselben:

„Es ist ein so schöner Gedanke vom vorigen König gewesen — er rührt ganz von ihm her! Wie könnte auch eine Gruft erhebender geschmückt werden, als mit Bildern, die Trost und Hoffnung gewähren?"

Freitag, den 9. April 1865.

Als ich eintrat, ging gerade der Bildhauer Graf von der Recke fort, und Cornelius sagte, jener habe ihn gebeten, ihm zu gestatten, in einem der unteren Räume seines Hauses eine Arbeit aufzustellen, die dort der König sehen solle. Der Frau von Cornelius, die hinzu kam, war dies nicht recht; sie meinte, wenn der König nicht Cornelius' wegen in sein Haus komme, brauche er es überhaupt nicht zu thun.

„Nun," sagte Cornelius mit einer gewissen Heftigkeit, „wenn er kommt und verlangt mich dann zu sprechen, bin ich nicht zu Hause."

Es wurde dann berührt, daß der König selbst einmal erklärt habe, er verstünde von Kunstdingen nur wenig. Cornelius faßte das mit Schärfe auf und konnte nicht begreifen, daß ein König keine Vorstellung von der Bedeutung der Kunst habe, und nicht den Wunsch hege, ihr zu dienen. Hiergegen wurde bemerkt, daß der König doch sehr wohl wisse, welche Bedeutung der Kunst im nationalen Leben zukomme, und wie er der Pflicht sich als König bewußt sei, ihr Schutz angedeihen zu lassen; auch sei es ja bekannt, wie der König ausgezeichnete Künstler zu achten und ehren verstünde.

Ich berichtete dann, daß ich von Wintergerst in Düsseldorf die Antwort auf meine Anfrage empfangen hätte, und daß derselben ein Lebenslauf des Malers Commans, von diesem selbst geschrieben, beigefügt gewesen sei. Beides wurde vorgelesen. Cornelius sagte, es gefalle ihm nicht, daß der junge Mann mit so vielem Selbstgefühle auftrete; darüber ginge das Talent unter.

„Ich rathe ihm, sich der Demuth zu befleißigen; er spricht da von Religiosität, aber ich meine, er solle dann gerade recht demüthig sein. Ich möchte ihn das wohl wissen lassen."

Ich meinte, so Etwas könne nur er oder allenfalls Brüggemann an Wintergerst schreiben.

„Nun, wir sprechen noch darüber."

Später kam die Rede auf Dante, und ich erwähnte die neuen Ausgaben desselben von Karl Witte, die er noch nicht kannte. Darauf erzählte Cornelius, Witte sei das sogenannte Wunderkind gewesen; er sei sehr frühe schon, fast noch Kind, Doktor geworden, und daher habe er den Namen erhalten.

„Später habe ich ihn einmal in Rom gesehen. Da war er so ein Mensch etwa von 19 Jahren. Ich hab' damals gesagt: Das Wunder ist weg, aber das Kind ist geblieben."

Cornelius hob dann Witte's höchst ausgezeichnete Dante-Kenntniß hervor, und meinte, Dante sei erst wieder durch die Deutschen

lebendig geworden. Mit dem Aufhören der hohen Kunst habe in Italien auch das Dante-Verständniß aufgehört.

„Ich empfehle Ihnen das Studium des Dante. Der ist für das Mittelalter, was der Homer für das Alterthum ist. Und ohne den Dante kann man die alte Malerei nicht verstehen, ebenso wenig wie ohne den Homer die alte Kunst."

Im Dante berühre sich auch das Altklassisch-mythologische mit dem Christlichen auf eine ganz naive Weise, ebenso wie Rafael in den Loggien rings um die Gestalten seiner Bibel mythologisches Beiwerk angebracht habe. Denn in der Mythologie sei auch ewig Wahres, und er, Cornelius, habe ebenfalls einst ganz in ihr gelebt. Dante sei aber so naiv, daß er Gott Vater den sommo Giove nenne. Sie seien einmal auf dem Kapitol bei Bunsen gewesen und Niebuhr habe mit Thorwaldsen angestoßen, wie er in seinen Briefen erzähle. Cornelius habe zugestimmt und als er mit Niebuhr angestoßen, habe dieser gesagt: „Il sommo Giove."[1])

„Da waren aber Mehrere, die mich für einen argen Ketzer hielten, besonders die Konvertiten haben mich angeguckt. Auch der Döllinger hat mich lange für einen Ketzer gehalten, ehe er so dachte wie jetzt; so wie er aber jetzt denkt, habe ich schon vor vierzig Jahren gedacht."

Als wir am Abendtische saßen, war viel von Schiller und dann auch von Kant und andern Philosophen die Rede, und Cornelius äußerte dabei, daß er niemals philosophische Schriften gelesen habe. Die Sprache habe ihn abgestoßen und, so viel er Philosophie gebraucht, habe er sie wo anders hergeholt; doch sei ihm auch der Umgang mit Schelling in München sehr nützlich gewesen. Als das Gespräch dann wieder auf Schiller zurückkam, meinte er, eines gefiele ihm an demselben nicht, daß er nämlich den armen Bürger so schonungslos vernichtet hätte; die „Lenore" sei doch vortrefflich. Und als ich auch den „Abt von St. Gallen" nannte, trug er zu meinem nicht geringen Erstaunen mehrere Strophen wörtlich ohne anzustoßen in sehr launiger Weise vor, namentlich die mit den zweimal 12 Stunden und den 29 Silberlingen.

---

[1]) Vergl. mein Cornelius-Buch S. 65.

Cornelius litt stark am Eisenbahnfieber, wie er es nannte, d. h. er bekam vor der Abfahrt des Zuges solche Unruhe, daß er schon zuweilen anderthalb Stunden zu früh auf dem Bahnhofe war. So einmal in Magdeburg, wo er auf den Anschluß warten mußte. Es war noch reichlich Zeit, er ging deshalb mit seiner Frau aus dem damaligen, am Fürstenwalle belegenen Bahnhofe fort, um den benachbarten Dom zu sehen; als sie jedoch auf dem Platze vor demselben ankamen, sagte er, es würde doch wohl nicht mehr angehen, hinein zu treten, und so kehrten sie um, fanden aber auf dem Bahnhofe die Wartezimmer noch geschlossen und mußten in der Packkammer anderthalb Stunden kläglich warten. Aehnlich ging es auch einmal in Braunschweig, als seine Frau, während der Zug Aufenthalt hatte, ausgestiegen war, um eine der berühmten Braunschweiger Würste zu kaufen, und er, als sie nach seiner Meinung zu lange ausblieb, immerfort schrie: „wo ist meine Frau, wo ist meine Frau?" sodaß die Leute ihm sagten, es ginge noch nicht ab, er solle nur ruhig sein. Beim Aussteigen in Berlin, so setzte er bei der Erzählung dieser Geschichte noch hinzu, hatte er die Wurst in der Hand, und Professor Commer, der sie auf dem Bahnhofe erwartete, fragte natürlich gleich: „Was haben Sie da?" Cornelius antwortete sehr feierlich:

„Eine Manuskriptenrolle; wenn Sie recht aufpassen, können Sie sie tragen."

So trug denn Commer die Wurst andächtig nach Hause.

Cornelius war an diesem Abende so munter, wie seit seiner Krankheit noch nie; er scherzte und neckte mit seiner Frau. So hatte letztere, während er einmal hinausgegangen war, auf einen Augenblick seinen Platz eingenommen; als er aber das sah, fuhr er sie sehr drollig an: „Fort da. Du usurpirst den Stuhl Petri." Dann stellte er sich wieder so, als ob er ihr zu viel gethan und sagte wehmüthig, indem er sich reuig an die Brust schlug, in einem Gemisch von Lateinischem und Italienischem die Formel: „Confesso mea maxima colpa."

Mit Daumer's Schrift waren wir auch fertig geworden. Im ganzen war Cornelius der festen Meinung, daß die katholischen Stellen bei Schiller mehr als bloße Poesie seien, daß sie in seinem religiösen

Bewußtsein wurzelten. Ich begreife dies. Denn es scheint mir natürlich, daß ein kindlich frommer Katholik, wie Cornelius war, überhaupt nicht verstehen kann, daß Dasjenige, was ihm im Innersten heilig und göttlich ist, bei einem Andern nur Gegenstand rein dichterischer Erregung sein könne. Dies widerstreitet dem einfachen natürlichen Gefühle. Cornelius hat nie über Religion und Christenthum im wissenschaftlichen Sinne philosophirt. Er kann beim katholischen Kultus die ästhetisch so bedeutend wirkende Form von dem dogmatischen Inhalte in seinem Glauben nicht trennen, und so ist es klar, daß wo er jene Form so hinreißend geschildert findet, wie in der „Maria Stuart," er auch diesen Inhalt beim Dichter nothwendig voraussetzt. Mit Gründen ist hiergegen nicht aufzukommen, denn diesem Glauben würde zugemuthet, sich selbst aufzugeben, wenn man ihm das Gegentheil davon vernunftmäßig beweisen wollte. Nur die Thatsache kann allenfalls wirken, und so las ich Cornelius mehrere Stellen aus Schiller's Gedichten und zwei sehr ketzerische aus „Maria Stuart" vor. Da meinte er denn allerdings doch: „Ja, seine wahre Religion war die Kunst." Aber trotzdem hielt er an jener Ansicht, daß Schiller dem Katholizismus in seinem religösen Glauben nahe gestanden habe, fest. Entschieden erklärte er sich gegen Danner insofern, als dieser immer bei Schiller von Tendenz spricht. Er fand dies abgeschmackt, da Schiller dazu doch zu rein und edel sei.

Sonntag, den 9. April 1865.

Die kleine Mittagsgesellschaft war ziemlich beisammen, als auch Commer eintrat. Cornelius fragte ihn gleich, ob er das neue Testament von Kistemacher, das er ihm versprochen hatte, mitgebracht habe. Dies war eine katholische Ausgabe, und Cornelius bemerkte deshalb, er wolle etwas mit dem Luther'schen Texte vergleichen und habe keine katholische Bibel im Hause. Er habe immer Luther's Uebersetzung benutzt, weil die Sprache so herrlich sei und die theologischen Abweichungen ihn nicht kümmerten. Er meinte dann, der Luther müsse doch ein tüchtiger und grundgelehrter Mann gewesen sein, da er aus

dem Hebräischen und Griechischen eine so große und ausgezeichnete Uebersetzung geliefert habe.[1])

Commer zog dann eine damals eben erschienene Schrift von Rogeard „Propos de Labiénus," welche Napoleon III. sehr scharf angriff, heraus und las den Schluß derselben vor. Cornelius horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu und zollte lebhaften Beifall. „Ich hasse den Napoleon wie den leibhaftigen Teufel," und als seine Frau scherzend meinte, dies sei garnicht christlich, setzte er hinzu: „Das ist schlimm, aber es ist so." Und später äußerte er, von innerem Zorne angeregt, sogar, daß diese Schrift dem Napoleon den Hals kosten könne.

Cornelius war in bester Stimmung und überaus wohl. Ueber Tische erzählte er mehrere, ziemlich harmlose und nicht immer neue Scherze, unter andern auch den folgenden. Der Kapellmeister Himmel habe immer stark bei Luther und Wegener, einer bekannten Weinstube in Berlin, gekneipt und sei oft im Rausche fortgegangen. So sei er auch einmal Abends in den Rinnstein gefallen. „Kaum aber hat der dagelegen, ist ein Anderer gekommen und über ihn gestolpert. Der lag nun auch an der Erde und fing an zu zanken. Himmel aber sagte: wie können Sie sich unterstehen, mich zu stören, lassen Sie mich ruhig in meinem Bette liegen. Nun wurde der Andere grob und sagte: Herr, wer sind Sie denn? Haben Sie etwa hier ein Vorrecht? — Allerdings, ich bin der Kapellmeister Himmel. — Da wurde der Andere sehr höflich und sagte: Ach das ist mir sehr lieb, daß ich Sie treffe, ich habe ein Empfehlungsschreiben an Sie abzugeben." Derartiges trug Cornelius mit großer Lebendigkeit und Sicherheit vor. Wir lachten alle herzlich, und er gab die Fortsetzung zum besten. Der Wirth bei Luther und Wegener habe ihm immer geborgt und ihn nie gemahnt, weil Himmel viele Gäste nach sich zog. Eines Neujahrstages aber einmal brachte

---

[1]) Cornelius benutzte die Johann Friedrich von Meyer'sche Ausgabe der Luther'schen Uebersetzung der „Heiligen Schrift," die in drei Bänden gr. 8° in zweiter Ausgabe 1823 zu Frankfurt a. M. erschienen war. Das Exemplar befindet sich jetzt in meinem Besitze.

der Wirth die Rechnung in zwei Hälften, jede besonders ausgeschrieben. Nun fing er eine Rede an, entschuldigte sich, dankte viel und sagte endlich, er wolle auf die eine Hälfte freiwillig verzichten und warf die eine Rechnung ins Feuer. Himmel aber redete stolz: „Ich werde mich nicht von einem Gastwirthe in der Großmuth übertreffen lassen;“ — und warf die zweite Rechnung ins Feuer.

Nachmittags, nachdem Cornelius sein Schläfchen gemacht hatte, saß ich mit ihm seinem Karton gegenüber. Durch verschiedene Bemerkungen kamen wir auf das Nibelungenlied. Ich fragte, ob er den „Hagen, wie dieser den Schatz versenkt“ gemacht habe, als er vielleicht durch das Gedicht von neuem angeregt worden sei. „Nein, das habe ich nur so aus der Erinnerung gemacht.“ Das Oelbild bei Wagener, jetzt in der National-Gallerie zu Berlin, sei ganz dieselbe Darstellung wie die Zeichnung in Antwerpen. Auf meine Bemerkung, daß das Oelbild mir nur wie eine farbig angelegte Zeichnung erschienen sei, sagte er, es sei eigentlich nicht fertig, und er möchte es gern noch einmal übermalen; er hätte es während der Todeskrankheit seiner zweiten Frau gearbeitet und dann allen Sinn dafür verloren.[1])

Wir sprachen dann von Oeltechnik und Färbung, und Cornelius erzählte, daß er in Düsseldorf, während er an dem Karton der „Nacht“ für die Glyptothek gearbeitet, eine „Grablegung“ in Oel gemalt habe, gerade um sich zu üben, seine Gedanken in Oelfarbe auszusprechen, und er meine, das Bildchen sei in der Färbung nicht übel. Er habe es einem nordischen Manne verkauft, der fallirt habe, und so habe es Thorwaldsen erworben; jetzt sei es in dessen Museum zu Kopenhagen, wo die Leute aber sagen, es sei ein katholisches Bild, was es garnicht sei, da es nur evangelische Geschichte darstelle. Auch meinte er, die „zehn Jungfrauen“ in Düsseldorf seien nicht ganz unglücklich, obwohl sie nicht vollendet seien. Ich fragte ihn, ob er das zweifarbig Schillernde in den Gewandungen, wie es dort sich stark zeige, jetzt noch festhielte.

„Ei gewiß, für solche ideale Kompositionen ist es nicht zu entbehren, aber es hätte dort noch sehr gemildert werden müssen.“

[1]) Vergl. die betreffenden Stellen in den Briefen vom 13. Mai 1856 und 6. September 1858 bei E. Förster, II. S. 382 und 407.

Ich wies auf das Bild bei Raczynski in Berlin „Christus in der Unterwelt" hin, wo es ganz milde angewendet sei, und er sagte, so hätte jenes auch werden müssen. Mit diesem Werke aber war er in der Farbe ganz zufrieden, und fragte mich noch:

„Sagen Sie mir doch, wer macht denn solch' ein Bild in der Farbe besser?"

Ich fragte dann nach der „heiligen Familie" aus seiner Frankfurter Zeit, deren Farbenhaltung er lobte; und als ich sagte, dies Bild solle angeblich verschollen sein, meinte er:

„Ach das wäre schade, das hat es nicht verdient."

Ich erzählte ihm darauf, seine Frau habe mir einmal von einem Bilde gesagt, das eine Dame in Petersburg gesehen haben wolle, ob dies etwa die heilige Familie sein könne?

„Nein, in Petersburg ist, Gott sei Dank, nichts von mir; darauf bin ich stolz; es wird hier wohl eine Verwechselung mit dem Bilde in Kopenhagen sein."

In Bezug auf jenes Frankfurter Gemälde aber befand ich mich damals auf Grund einer Nachricht in Förster's „Geschichte der deutschen Kunst" (IV. S. 201) im Irrthume; es war im Besitze der Stadt Frankfurt und befindet sich jetzt in den städtischen Sammlungen daselbst.[1])

Ich äußerte dann weiter, daß bei einer solchen Durchführung der Zeichnung, wie er sie gebe, überhaupt von einer andern Färbung, als die seinige sei, nicht wohl die Rede sein könne. Es sei mir dies recht klar geworden durch einen Vergleich seiner durchgeführten, besonders im Nackten so verständnißvollen Zeichnung auf dem Bilde bei Raczynski gegen die flachen Gestalten auf der daneben hängenden „Hunnenschlacht" von Kaulbach, welche fast nur Umrisse seien; und jenes sei ein Oelbild, dies eine Zeichnung.

„Haben Sie das auch bemerkt? Und da sagt der Raczynski, dies Bild wäre das schönste künstlerische Erbtheil für seine Nachkommen."[2])

Ich bemerkte, der Graf Raczynski habe große Verdienste, aber

---

[1]) Siehe mein „Cornelius-Buch" S. 383.

[2]) In dem Verzeichniß seiner Bildersammlung zu Nr. 3.

sein wunderlicher Katalog habe mir von jeher eine ungünstige Meinung über ihn beigebracht, und diese sei bestärkt worden, seitdem ich ihn persönlich kennen gelernt hätte. Cornelius meinte, wirkliche Begeisterung für die Kunst sei nicht da, davon habe er sich nachgerade und endlich vollständig überzeugt, aber man müsse immer anerkennen, wenn bei uns ein Graf sich schon für Kunst überhaupt interessire.

„Da war neulich auch ein Graf hier; ich brauche nur die Anfangsbuchstaben zu sagen, er fängt sich mit Recke an. Der hat hier vor dem Karton gestanden, als wenn er den Stuhl da ansähe. Ich befleißige mich, recht demüthig zu sein, aber wenn mir so Etwas vorkommt, schwillt mir doch der Kamm. Und dabei hat er mir von seiner Gruppe, die er gern da unten in den Sälen aufstellen will, o Gott! so viel vorerzählt. (S. S. 87.) Es ist schrecklich, wenn die Grafen in die Kunst kommen."

Ich bemerkte, neulich hätte auch im wissenschaftlichen Kunstvereine der bekannte Graf Blankensee neben mir gesessen, der eine Gallerie habe und doch ein großer Kunstkenner sei. Da seien Photographien der Sixtinischen Fresken herumgereicht worden, und dieser Mann habe sich dabei über Zeichenfehler in diesen Werken des Michelangelo aufgehalten.

Cornelius sagte sehr lebhaft: „Das ist ja ein Anlaß zum Duell. Solchem Kerl muß man gleich ins Gesicht sagen: Herr, Sie verstehen von der Kunst auch nicht so viel."

Wir betrachteten wieder den Karton und ich äußerte, den Christuskopf möchte ich wohl einzeln haben in einer Photographie.

„Ja, ich glaube es ist Etwas drin. Und der ist mir so leicht geworden; ich habe ganz kurze Zeit daran gearbeitet."

Ich meinte, dies mache, weil die ganze Seele darin liege, und dies ginge auch wieder in die Seele; besonders der rührende Ausdruck der Milde sei mir so lieb.

„Ja freilich Milde, aber es ist auch Hoheit darin. Die andern Alle müssen von ihm abhängen. Bei uns am Rhein hat man ein Sprüchwort: Dat is de Bars, — und er ist auch der Bars."

Ich sagte, ein Christus sei gar so schwer darzustellen und die

neueren Versuche befriedigten mich nicht entfernt; hier aber würde ich ergriffen wie von demjenigen Leonardo's. Ich fragte noch nach einigen Einzelheiten und einer Stelle, wo er gewischt hatte. Er meinte, er wolle noch Manches ändern, das sei so bequem und prächtig; und deshalb habe Leonardo wohl das Fresko nicht geliebt, weil man da nicht nachhelfen könne. Er kenne nur ein kleines Fresko von ihm, die „Madonna mit dem Stifter" in S. Onofrio zu Rom; das sei zwar sehr herrlich, aber noch aus seinen jüngeren Jahren. Wir redeten noch weiter über Leonardo, besonders das Oel-Wandbild des Abendmahles in Mailand, und Cornelius erklärte, dies und die „Madonna Sixtina" in Dresden seien wohl überhaupt die beiden höchsten Werke der christlichen Kunst. Der Leonardo sei unvergleichlich; er führte hierbei aus dem Kopfe ohne Anstoß und Fehler Platen's Distichon an

Nennt den Urbiner den ersten der Maler; allein Leonardo
Ist zu vollendet um bloß irgend ein Zweiter zu sein,

und stimmte ihm völlig bei. Deshalb habe er auch Leonardo mit Rafael und Michelangelo als den Gipfel der Malerei in den Fresken der Pinakothek dargestellt. Diese drei seien ebenbürtig, und man kann nicht sagen, wer der größere sei. Ich meinte, man könne auch weiter neben sie keinen Andern stellen, denn Tizian, bei aller seiner Größe, stände doch eine Stufe tiefer. Da stimmte er sehr lebhaft ein, und als ich zum Vergleich die „Himmelfahrt Mariä" nannte, sagte er:

„Ja, der obere Theil, die Maria und der Himmel, das ist ganz vortrefflich, das kann man nicht schöner wünschen, aber die Apostel da unten, das sind ganz gemeine venezianische Barcaruoli, ganz gewöhnliche Kerls."

Ich fragte, ob er nicht meine, daß doch aber Tizian und seine Schule in Bezug auf das Bildniß eine unbedingte Höhe einnähmen? Dies verneinte er entschieden und meinte, Rafael und Leonardo, wo sie neben Venezianern hingen, schlügen diese doch; besonders war Cornelius von der „Mona Lisa" begeistert, deren Reize auch ihm unwiderstehlich erschienen.

Dann kam er zurück auf Rafael und erzählte, welchen großen

und einflußreichen Eindruck die Kartons zu den Tapeten, die er 1841 zu Hamptoncourt gesehen, auf ihn gemacht hätten. Ich fragte bei dieser Gelegenheit nach den Parthenon-Werken und ob er diese, die doch auf derselben Reise so mächtig auf ihn eingewirkt hätten, schon früher gekannt habe. Er erwiderte, daß er allerdings früher in Rom Abgüsse gesehen, daß er aber die Schönheit dieser Werke doch erst in London vollkommen erfaßt habe. Man sehe am Marmor noch die Hand des Phidias.[1])

„Ach der Phidias steht so hoch über den andern Antiken! Nun, wie müssen sein Zeus und seine Athene gewesen sein? Ich weiß nicht, welcher alte Schriftsteller es erzählt, ich glaube Pausanias; der sagt: Wer den Zeus in Olympia gesehen, könne nie wieder unglücklich werden. Ich bin immer zufrieden mit Dem, was der liebe Gott thut; aber das war doch auch sein Werk, daß der Zeus und die Athene entstanden. Und das hat er alles wieder untergehen lassen. Wenn nur etwas übrig geblieben wäre, nur ein Stückchen. Wenn ich daran denke, werde ich dem lieben Gott ordentlich gram."[2])

Montag, den 10. April 1865.

In unserer Unterhaltung hatten wir wiederholt die alten Dichter berührt, deren Besprechung Cornelius stets innig fesselte. Einmal hatte ich mancherlei über den „Agamemnon" des Aeschylos gesagt und Cornelius hatte dabei bemerkt, daß er dies Stück in der Humboldt'schen Uebersetzung gelesen, als er die Glyptothek gemalt, daß er aber die Chorgesänge nicht verstanden habe.[3]) Ich hatte erwidert, dies müsse an der Uebersetzung gelegen haben, und mich erboten, ihm den „Agamemnon" vorzulesen. Mit lebhafter Freude hatte er dies angenommen und so wurde denn heute der Anfang gemacht. Ich hatte die Uebersetzung des Aeschylos von Johannes Minckwitz mitgebracht. Er hörte mit der

[1]) Vergl. oben S. 16.

[2]) Cornelius schwebte, wie es scheint, die bekannte Stelle beim Dio Chrisostomos vor. Pausanias sagt Derartiges nicht.

[3]) Vergl. oben S. 78.

gespanntesten Aufmerksamkeit zu und bemerkte dazwischen mehrere Male: vortrefflich, herrlich und dergleichen mehr.

„Was sie da immer von Heiden sprechen. Hier steckt ja schon so viel Christenthum darin. Aber die Götter beim Aeschylos und Sophokles sind auch andere als beim Homer."

Ich sagte, beim Homer seien es mehr sinnliche Naturpersonifikationen, bei jenen aber wäre auch ein tief ethischer Kern vorhanden; hinter diesen Göttern stecke der „unbekannte Gott," von dem Paulus rede.

„Freilich, diese Alten standen Gott sehr nahe."

Und darum, bemerkte ich, sei auch die christliche Lehre von der sogenannten Niederfahrt Jesu, also der Erlösung der Vorchristen, wie Cornelius selbst sie ja gemalt habe, so begründet und so versöhnend.

„Ja — erwiderte er — das kann aber auch nicht anders sein."

Die großartige Dichtung ergriff den noch immer nicht ganz Genesenen, dessen 82 Jahre doch auch ihr Recht verlangten, so mächtig, daß ich nur immer kürzere Stücke las, um ihn nicht aufzuregen und nachtheilige Folgen zu ermöglichen. Er verstand jetzt die Chöre vollkommen und sprach von der Kassandra, die ihn schon damals mächtig begeistert habe und die das Urbild seiner Kassandra auf der „Zerstörung von Troja" sei. Ohne den Aeschylos hätte er diese nicht machen können, sie sei ganz daher. Dann erwähnte er den Virgil, der ihn aber immer kalt gelassen habe; er habe nur ein Motiv ihm entlehnt, die Flucht des Aeneas aus dem brennenden Troja. Durch diese Gruppe habe er zugleich eine Andeutung geben wollen, daß man durch die darunter liegende Thüre zu den römischen Alterthümern gehe.

Dienstag, den 11. April 1865.

Unser Vorhaben, im Aeschylos weiter zu lesen, wurde durch Brüggemann's Anwesenheit vereitelt. Dieser hatte jedoch eine Nummer des in Stuttgart erscheinenden „christlichen Kunstblattes" mitgebracht, um einen dort enthaltenen Aufsatz über den Domhof Cornelius mitzutheilen. Derselbe erfreute letzteren insofern, als er meinte, das Verständniß dieser Werke breite sich doch mehr und mehr aus; aber eine Zeit lang sei der Zustand sehr peinigend gewesen, so

daß Friedrich Wilhelm IV., dessen Kraft bei Widerstand bald gebrochen war, sehr niedergeschlagen ihm einst gesagt habe, es seien Perlen für die Säue. Wir kamen darin überein, daß der Verfasser des Aufsatzes ein kunstliebender Geistlicher, wahrscheinlich in Süddeutschland sein müsse, da wir das Theologische im Verhältniß zu dem sich aussprechenden künstlerischen Verständniß sehr stark betont fanden. Diese Vermuthung war jedoch irrig, da die Fortsetzung mit H. v. Blomberg unterzeichnet war, dem Namen eines damals in Berlin lebenden Malers und Schriftstellers.

Mittwoch, den 12. April 1865.

Wir lasen weiter im Agamemnon. Cornelius sprach seine höchste Bewunderung aus vor der Größe dieser Dichtkunst und verglich diese Tragödien mit den Werken des Phidias. Bei zwei oder drei Stellen warf er ein: „Das ist ganz christlich.“ Auch erzählte er, daß er in seiner Jugend geglaubt, die griechische Kunst sei nur heiter und lustig, aber als er die Tragiker und Homer gelesen, habe ihn der hohe Ernst und die gewaltige Größe überwältigt, an der nur wie ein Ornament das Heitere sich herumranke. Auch sei ihm damals schon aufgefallen, wie die ursprüngliche und tiefe Dichtkunst das Tragische erfasse und es in seiner übermenschlichen Gewalt hinstelle; darin liege der mächtige Zug der Religiosität.

Charfreitag, den 14. April 1865.

Ich war von Cornelius, halb aus Scherz, zum Laberdan am Charfreitag eingeladen worden und fand ihn um $\frac{1}{2}$2 Uhr allein. Auf dem Platze vor dem Hause waren die Vorbereitungen zur Grundsteinlegung des Siegesdenkmals, das man damals Düppelsäule nannte, gemacht. Cornelius sprach in den härtesten Worten über diese Unternehmung.

„Was ist denn das für eine große Sache mit dem kleinen Dänen? Viel zu viel Wirthschaft wird damit gemacht, all' diese Festlichkeiten und Orden und Denkmäler. Aber man will diesen Sieg gern über die Freiheitskriege setzen; und das war doch ein ganz anderes Werk. In dieser Schauspielerei liegt so etwas Abenteuerliches. Unser

preußisches Volk ist wahrhaftig zu gut und tüchtig, als daß man mit seinen Thaten solches Spiel treibt. Aber es soll jetzt mit Gewalt das vollste Soldatenthum blühen. Das kommt daher." Und dabei wies er mit einer bekannten Geberde auf die Stirne.

Ich erzählte von Friedrich dem Großen, wie dieser nach dem siebenjährigen Kriege in der Schloßkapelle zu Charlottenburg allein gesessen und Graun's Oratorium gehört habe.

„Ja — sagte Cornelius — der hat Gott die Ehre gegeben, und das war recht."

Ich bemerkte, daß gerade dieser Mann von gewisser Seite mit so vielem Behagen immer für einen sogenannten Atheisten ausgeschrien würde.

„Ach — erwiderte Cornelius — dazu war er viel zu klug. Das ist gerade so wie mit den sogenannten Heiden, die immer sich in Demuth vor den Göttern oder vor Gott gebeugt haben. Wie der Agamemnon, als er die Schuhe ablegt und dann er erst, doch noch mit Zagen, die Purpurdecken betritt: das ist Frömmigkeit."

Der Leser muß, um diese politischen Aeußerungen richtig zu verstehen, der damaligen Zustände genau sich erinnern. Es war die Hochfluth der sogenannten Konfliktszeit. Ueberall waren neue Regimenter gebildet worden, und die später enthüllten politischen Ziele lagen noch in Nacht und Dunkel. Irrthum, Mißverständniß, Unzufriedenheit und Entrüstung herrschten überall. Nimmt man dazu noch die Art von Cornelius, nach seinem Gefühle immer entschieden und selbst ausschließend zu urtheilen, so wird man das Mitgetheilte leicht begreiflich finden. Er redete so, weil er ein warmes vaterländisches Herz hatte, und weil Das, was er sah und hörte, der Empfindung dieses Herzens nicht entsprach.

Ostersonnabend, den 15. April 1865.

Es war der Tag, an dem Cornelius vor vier Jahren Hochzeit gemacht hatte. Ich ging, da ich Abends nicht Zeit hatte, Nachmittags bei ihm mit vor, um ihm Glück zu wünschen. Brüggemann war

zugegen und in großer Entzückung über den Osterdienst der katholischen Kirche; er erzählte viel von Messen, Weihen, Gebräuchen und anderen Dingen. Cornelius hörte alles ruhig mit an; nur als Brüggemann von einem Kardinal-Legaten erzählte, der allzu gut gelebt habe, sagte er: „Das war der Falstaff unter den Kardinälen," und dann bei einem andern, der Kardinal und Kapuzinergeneral gewesen war, bemerkte er: „Ja, wenn der Papst geworden, der hätte aufgeräumt wie Sixtus V.; der wußte, wo der wunde Fleck sitzt."

Brüggemann erzählte weiter von dem Ceremoniell der Cappella Sistina, der Rangordnung, den Eintrittskarten und dergleichen mehr. Dabei ließ Cornelius ein paar Scherze los. Er erzählte, wie einst ein Engländer sich der Reihenfolge beim Eintreten nicht habe fügen wollen, und wie der päpstliche Schweizer ihn mit den Worten a destra zurückgeschoben habe; da sei der Engländer so wüthend geworden, daß er mit der Faust auf den Schweizer losgeschlagen habe; er habe aber den Grat des Brustharnisches getroffen, der Schweizer und alle Umstehenden haben laut gelacht und der Engländer seine blutig verwundete Hand traurig angeguckt. Ein anderes Mal habe er, Cornelius, keine Karte gehabt und den Schweizer auf italienisch gebeten, er möchte ihn hinein lassen. Der aber habe ihn stolz bei Seite geschoben: „a destra"; nun habe er ihm gesagt: „Ach lassen Sie mich doch hinein!" „Na, warum sprecht 'r nit glich dütsch" — und damit habe er ihn hineingeschoben.

Später kamen wir auch noch auf Kunstdinge zu sprechen. Cornelius sagte, er habe nur ein Mal die „Bekehrung Pauli" von Michelangelo in der Cappella Paolina gesehen, aber an den nackten Figuren genug gehabt. Dann war von Sebastiano del Piombo die Rede und Cornelius bemerkte, das Berliner Bild, der „Leichnam Christi," sei ein ganz ausgezeichnetes Werk und bei weitem der beste unter den vielen Ankäufen Waagen's. Dann wurde auch von der Wiederherstellung und Uebermalung einiger Bilder gesprochen. Da fing Cornelius an und sagte, es sei furchtbar, was hierdurch verdorben und vernichtet worden sei; und wenn er daran denke, könne er die Nacht nicht schlafen, so sehr ginge ihm das ins Herz. Er habe z. B. ein Bild noch in Italien gesehen,

ganz unversehrt, und es sei herrlich gewesen, dann sei es hier in Berlin aufgestellt worden, und wenn er es jetzt sehe, so möchte er weinen: so barbarisch sei es zugerichtet. Cornelius wußte das Bild nicht genau zu bezeichnen, ich vermuthe aber, daß er die „Maria, das Jesuskind verehrend" aus der Schule von Perugia (Nr. 138) gemeint habe.

Dienstag, den 18. April 1865.

An diesem Tage, ein Jahr nach der Erstürmung der Düppeler Schanzen, wurde der Grundstein zu dem Denkmale auf dem Königsplatze gelegt, das später, in erweiterter Bestimmung, als Siegesdenkmal auch für die Feldzüge von 1866 und 1870/1 aufgeführt wurde. Die Feierlichkeit ging unter den Fenstern der Cornelius'schen Wohnung vor sich, aber er war derselben, wie schon berichtet, innerlich abhold, und wollte nun auch nichts von ihr sehen. Während der ganzen Zeit hatte er auf dem Sopha gelegen.

Nach dieser Mittheilung und dem Austausche einiger anderer Neuigkeiten war kurz die Rede von Rafael Mengs. Cornelius meinte, daß der „Parnaß" in der Villa Albani zu Rom zwar in der Farbe leidlich sei, aber ganz ohne Komposition; die Figuren seien wie Puppen neben einander gestellt. Mengs habe ihn überhaupt niemals auch nur entfernt erwärmt. Sein bestes Werk, fleißig und vortrefflich durchgearbeitet, sei sein Selbstbildniß in den Uffizien zu Florenz.

Dann fuhren wir im „Agamemnon" fort. Als ich ein Stück gelesen hatte, war Cornelius von der scharfen Aufmerksamkeit und der geistigen Arbeit des Aufnehmens etwas angegriffen. Er staunte das Werk als ein titanenhaftes ehrfurchtsvoll an, und fragte:

„Wie muß das im Alterthum gewirkt haben? Von diesem großartigen Eindruck haben wir keinen Begriff."

Ich bemerkte, eine solche Darstellung sei ja zugleich Gottesdienst gewesen; und wo hätte man wohl sonst irgendwie diese Vereinigung hoher Dichtung, echt nationalen Stoffes und tiefsinniger Religion?

„Das — fiel er begeistert ein — ist es eben; alle wahre Kunst kommt aus der Religion. All' das andre Zeug ist Spielerei und kaum noch Kunst."

Er verglich dann Aeschylos und Shakespeare; besonders hob er den Macbeth als ein geistesverwandtes Erzeugniß hervor, und als ich hierzu, in gewissem Sinne, auch die Nibelungen aufführte, meinte er: „Freilich der Hagen, das ist ganz so ein Kerl." Cornelius sprach dann die Ansicht aus, daß alle wahre und folglich ursprünglich tiefe Dichtkunst nur aus dem griechischen oder germanischen Geiste stamme, und als ich ihn durch den Hinweis auf Dante hier zu einer näheren Erklärung veranlaßte, sagte er, Italien sei damals unter deutscher Herrschaft, Dante ein Anhänger des Kaisers gewesen, und die ganze Grundlage seiner Bildung sei eine deutsche; dem Geiste nach sei die divina commedia durchaus mittelalterlich deutsch.

Während des Abendessens ging es wieder recht munter her. Es wurden mancherlei Schnurren und Witze erzählt. Cornelius brachte unter anderm folgendes vor:

„Da war in München ein Kerl, der hieß Krenkel. Er handelte so mit Pferden. Dem hat der König Ludwig einmal gesagt: Hören Sie mal Krenkel. — Nun sagte der, Majestät, was befehlen Sie? — Wissen Sie was; wenn Sie einen Kerl finden, der noch gröber ist, wie Sie, den können Sie todtschlagen."

Dann erzählte er weiter: „Derselbe Kerl hatte auch einen Sohn, der mit aller Gewalt Maler werden wollte; der Alte aber wollte das nicht. Endlich gab er nach, und da sagte er zu seinem Sohne: Höre, meinethalben kannst Du Maler werden, aber das sag' ich Dir, wenn Du Kerl mir nicht ein Cornelius wirst, schlag' ich Dir die Knochen im Leibe entzwei."

Auch eine alte, im Rheinlande geläufige Geschichte gab er zum besten: „Da ist einmal ein Baron durch ein Kornfeld gegangen und fragt den Bauer: Nun, steht's Korn gut? — Na — sagt der — es sind so viele Junker zwischen! — Der Baron wird ärgerlich und denkt der Bauer will ihn höhnen; da fragt er grimmig, was das heißen soll? Sehen Sie — antwortet der Bauer — die Aehren, wo was

drin ist, die lassen den Kopf hängen; die leeren aber, die halten ihn ganz hoch: und das sind die Junker."

Freitag, den 21. April 1865.

Frau von Cornelius war ausgegangen, um einen Besuch zu machen, und so redete ich lange mit Cornelius allein. Er begann gleich mit politischen Dingen und war sehr aufgebracht über die Rede, welche der Prediger Thielen bei der erwähnten, am 18. stattgehabten Grundsteinlegung zum Düppeldenkmale gehalten hatte. Cornelius sagte manches harte und bittere Wort, und ich suchte das Gespräch auf ein andres Feld zu leiten. Ich erzählte ihm also, daß ich soeben einen Stich von Schäffer gesehen habe, der den „Thomas" nach Philipp Veit darstelle. Er kannte dies Werk nicht, und so beschrieb ich ihm die Darstellung, wo Christus in einer Glorie sich zeigt; ich meinte, es sei in ritueller Auffassung gehalten.

„Das ist so mehr symbolisch. So ist aber mein Thomas nicht."

Ich bemerkte, derartige Darstellungen hätte er überhaupt nie gemacht.

„Wenn ich ein Altarbild zu machen hätte! Und dann ist ja auch meine ‚Erwartung des jüngsten Gerichtes' symbolisch."

Cornelius hielt hier offenbar das Rituell-kirchliche von dem Symbolischen nicht auseinander, und so sagte ich, daß sei doch noch etwas anderes.

„Ja, ich weiß wohl, das gefällt Ihnen nicht!" sprach er sehr lebhaft.

Ich entgegnete, bei einem derartigen Werke könne man nicht wohl von „Gefallen" reden, daß ich aber das Bild sehr hoch stelle, brauchte ich nicht zu versichern. Mir sei es besonders in der Komposition, dem Aufbaue des Ganzen so groß, und ich wüßte es in diesem Sinne nur mit Dürer's „Dreifaltigkeit" zu vergleichen.

„Nun, damit kann ich zufrieden sein," warf er lächelnd ein.

Dann aber, fuhr ich fort, sei ich mir auch der Schönheit im Einzelnen vollkommen bewußt, und nicht minder schätzte ich das Bild

in Bezug auf die Farbe, allein das müsse er doch zugeben, daß ein Werk wie dieses in einer protestantischen Kirche von der Gemeinde als solcher nicht unmittelbar verstanden werden könne. Dies gab er zu, meinte aber, mit dem beweglichen Protestantismus, der bei jedem Einzelnen immer ein anderer sei, könne er nichts anfangen, und deshalb sei es ihm auch unmöglich gewesen, den Luther in dies Bild zu bringen, — ebenso wie die Jesuiten: das paßte beides nicht dahin. Ich sagte, daß alle aufgenommenen Personen der Kirchengeschichte vor der Reformation angehören, und daß an sich betrachtet gegen den Inhalt auch vom evangelischen Standpunkte aus gewiß nichts einzuwenden sei, daß jedoch dieser Inhalt dem Volke nicht geläufig sei. Cornelius versicherte, daß protestantische Theologen ihm erklärt, sie hätten gegen die Ausführung des Bildes in einer protestantischen Kirche nichts einzuwenden. Nun erzählte er von der ehedem beabsichtigten Ausführung. Er hielte was auf dies Bild, und würde sich gefreut haben, den Karton im Großen auszuführen. Da hätte er die reinste griechische Schönheit hinein arbeiten wollen, und dann hätte das Werk noch anders aussehen sollen. Es sei für die halbkreisförmige Absis des Domes gedacht, so daß sich die horizontalen Anordnungen in der Ansicht gekrümmt dargestellt hätten; dies habe er im Aquarell nicht geben können, aber im Großen hätte dies sehr wesentlich sein müssen. Der König Friedrich Wilhelm IV. sei auch nicht abgeneigt gewesen und habe mit ihm unterhandelt; er habe aber 10000 Scudi für den Karton verlangt, und das sei dem Könige zu viel gewesen. Dies sei jedoch irrig; er hätte diese Arbeit nur in Rom machen können, würde auch längere Zeit in Ravenna und in Palermo wegen der alten Mosaiken haben verweilen müssen, und natürlich das Camposanto aufgeben.

Er sprach dann wieder von der hohen griechischen Schönheit und dem Phidias, so daß ich ihn fragte, wie und wo ihm denn das volle Verständniß des Phidias aufgegangen? Er wußte darauf nicht Rechenschaft zu geben. Ich führte deshalb weiter aus, daß der Einfluß des Phidias doch zuerst in den ältesten Domhofkartons zu erkennen sei; das tiefe Studium der Antike nehme man auch in den früheren Werken wahr, aber diese hohe Schönheit sei denselben doch nicht eigen,

deshalb seien auch in diesem Betrachte die hiesigen Kartons bedeutender als die der Glyptothek.

„Freilich, das will ich meinen," warf er bestätigend ein.

Da dies nun so sei, da der Phidias erst mit dem Domhofe bei ihm lebendig geworden, so möchte ich wissen, wie das zugegangen. Cornelius wußte es selbst nicht. Und so sagte ich: „Das ist ein Augenblick innerster Empfindung; es kommt wie eine Offenbarung und man besitzt es für immer."

„So ist es ganz wie Sie sagen — entgegnete er lebhaft — mit einem Male war es mir klar, und ich weiß selbst nicht, wie es zuging. Dieser griechische Genius ist mir immer näher und näher gekommen, und ich habe ihn jetzt ganz wieder empfunden, als Sie mir den Aeschylos vorlasen. Es ist eine ewige Hoheit und Einfalt in dieser Kunst!"

Es ist unzweifelhaft, daß der Anblick der Originale in London, an denen man, wie Cornelius sagte, die Hand des Künstlers sieht, von dem bestimmendsten Einflusse war. Zwar meinte er immer, wer die Abgüsse nicht versteht, versteht auch die Originale nicht, aber er hob doch zugleich den großen Abstand zwischen Marmor und Gyps hervor.[1])

Wir sprachen dann über einige antike Werke, als seine Frau eintrat und uns unterbrach.

Als sie wieder fortgegangen war, gab die inzwischen erfolgte Erwähnung Bendemann's, der Cornelius besucht hatte, Veranlassung von Wilhelm Schadow zu reden. Ich erzählte, was dieser Alles über Thorwaldsen in seinem „modernen Vasari" sage, und Cornelius warf ein: „Der Mensch ist ja garnicht im Stande, Thorwaldsen zu verstehen." Ich fragte dann auch, was an der Rede, die Schadow so breit trete, sei, daß Thorwaldsen so voll Geiz und Mißtrauen gewesen; ich hätte davon keine Vorstellung.

Cornelius antwortete: „Das war ein edler Geiz. Alles, was er zusammengebracht, hat er seinem Vaterlande geschenkt. Uebrigens kann man das nicht Geiz nennen. Er hat es wie der König Ludwig gemacht.

---

[1]) Siehe oben S. 16 u. 97.

Mal hat Der um einen Kreuzer gegaunert, und dann hat er wieder Millionen hingegeben. So war Thorwaldsen auch."

Und dann erkundigte ich mich nach der Faulheit, die Schadow so tadelte.

„Das war eine göttliche Faulheit! Der Thorwaldsen hätte garnicht anders sein dürfen. Lieber nichts machen, als nichts Gutes." Damit spielte er auf die ersten Jahre in Rom an.

Ich erzählte dann noch von Schadow's Eifer, wie er Thorwaldsen und Schinkel'n Unglauben vorwerfe und auf Beide losschlage. Da fiel Cornelius ernsthaft ein: „Was geht ihn das an? Hat er darüber zu richten?" Dabei habe er aber nicht den Muth, offen zu sagen, daß er katholisch geworden, und es gewinne mehr und mehr den Anschein, daß er manche versteckte Absichten gehabt habe.

„Allerdings," sagte Cornelius, „er hatte immer eine Absicht."

In Bezug auf Thorwaldsen theilte er noch mit, daß derselbe keine Sprache richtig und gut gesprochen habe, dänisch habe er viel verlernt, deutsch und italienisch nur mit Fehlern gesprochen; Briefe habe er nie selbst geschrieben, er habe immer so eine Art Sekretär gehabt. Deutsche Literatur habe er sich gern vorlesen lassen, und ein Däne im modernen Sinne sei er ganz und gar nicht gewesen. Er habe nicht die Spur von dem sonstigen dänischen Hochmuth gehabt.

Wir sprachen dann weiter von Schadow's verhältnißmäßig schwachem Talente, und ich fragte, wie es gekommen, daß derselbe Direktor der Akademie in Düsseldorf geworden sei. Cornelius erwiderte, daß er damals, als er Düsseldorf verließ, dem Minister von Altenstein Schnorr vorgeschlagen, daß Altenstein aber von ihm in erster Linie den Vorschlag Jemandes verlangt habe, der geborner Preuße sei. Darauf habe Cornelius garnicht oder einfach seinen früheren Vorschlag wiederholend geantwortet. Ich bedauerte, daß dies nicht Wirklichkeit geworden sei. Diese Angelegenheit habe ich später auf Grund von Urkunden in meinen „kunstgeschichtlichen Vorträgen und Aufsätzen" ausführlich behandelt.

Nun kam seine Frau wieder zurück und brachte aus dem Garten einen kleinen grünen Zweig mit, den sie ihm gab. Er sahe ihn lange

an, und sagte dann mit tiefer Empfindung: „Die ersten Kinder des Frühlings!"

Als wir aßen, war von seinem Befinden die Rede, das seit einigen Tagen nicht günstig war; ein Fisch, den er zu essen verlangt hatte, mußte ihm nicht recht bekommen sein. Seine Frau schalt ihn darum, halb im Scherz, wegen dummer Streiche; da lachte er:

„Ah, das freut, daß ich noch dumme Streiche machen kann, das erinnert mich an meine Jugend."

Seine Frau wollte dann, daß er wieder, wie während der Krankheit, des Morgens um 4 Uhr Kaffee mit Brod nehmen solle, weil ihm dies stets außerordentlich gut gethan hatte, und so half ich bitten und vorstellen. Er war aber ganz still, sodaß seine Frau sagte: „Nun ärgerst Du Dich wieder?" — „Wie werden Sie das — bemerkte ich — Sie wissen ja wie das gemeint ist!" — „Wenn ich das auch nicht wüßte, würde ich rasend." So gab es was zu lachen und necken. Bald aber faßte seine Frau seinen Puls und bat mich, ihm auch daran zu fühlen; ich meinte aber, das verstünde ich nicht recht. „Das versteht er nicht. — sagte Cornelius — Der weiß aber, wo es zum Sommerkeller hinaus geht." Das bezog sich auf den bekannten Witz in den fliegenden Blättern, wo der Münchener im Elysium die Grazien und Sylphiden fragt, wo's zum Summakeller 'naus geht. Seine Frau meinte, das wäre doch eine Beleidigung; er aber lachte: „Ach! das ist eine Schmeichelei." — Das Unwohlsein ging in wenigen Tagen leicht vorüber.

Bei meinen nächsten Besuchen am 24. und 26. April kam es nicht zu bemerkenswertheren Unterhaltungen; zum Theil waren noch andere Personen zugegen, zum Theil lasen wir.

Ich glaube aber an dieser Stelle gleich Folgendes berichten zu sollen.

Während der Krankheit von Cornelius hatte ich den Entschluß gefaßt, etwas Umfassenderes über ihn zu schreiben, und ich hatte mich alsobald an die Arbeit gemacht. Dieselbe wuchs mehr und mehr und nahm endlich die Gestalt an, wie sie in meinem Buche „Cornelius der Meister der deutschen Malerei" vorliegt. Ich machte Cor-

nelius erst, als die Arbeit schon ziemlich weit vorgeschritten war, Mittheilung von meinem Vorhaben, das ihn natürlich erfreute. Eine unmittelbare Einwirkung oder einen unmittelbaren Einfluß auf diese meine Arbeit hat er in keiner Weise und nach keiner Richtung hin ausgeübt. Ich hielt mich zurück, versagte es mir aber natürlich nicht, in Bezug auf einzelne Thatsachen durch gelegentliche Fragen eine richtige Auskunft von ihm zu erhalten. Nur einmal ging ich weiter, und zwar aus der Absicht, seine Meinung über meine Auffassung der „Erwartung des Weltgerichtes" zu ändern. Wie bemerkt, glaubte er, daß ich von diesem Werke nicht viel hielte; ich las ihm deshalb aus der Handschrift meine Ausführungen über dasselbe vor. Zuerst weigerte er sich zwar, sie zu hören, als ich ihm aber sagte, die Sache sei ganz unverfänglich, gab er sogleich nach. Mit vieler Freude hörte er mich an, billigte meine Auffassung und Beurtheilung, und nur an zwei oder drei Stellen machte er kleine Berichtigungen oder Ergänzungen, die ich natürlich berücksichtigt habe.

Sonnabend, den 30. April 1865.

Cornelius war sehr heiter und scherzte viel mit einer befreundeten Dame, die anwesend war. Auch erzählte er, daß sein Hausarzt, Dr. Boeger, ihn heute besucht habe, und er klagte, daß dieser ihm seine Frau, durch das Lob über ihre Pflege während seiner Krankheit, vollends verderbe.

„Aber der soll mir nur einmal unter die Hände kommen, dann geh' ich mit ihm um, wie die Sau mit dem Bettelsack."

So etwas sagte er immer mit feierlichem Ernste und erst, wenn die Andern sich wunderten oder lachten, lachte er mit und zwar recht herzlich.

Später sprachen wir über eine von meinen Angelegenheiten, und ich las ihm einen an mich gerichteten Brief vom Professor W. Camphausen in Düsseldorf vor, der ihn sehr erfreute. Er kam dann auf Mosler zurück und rühmte dessen Kenntnisse und Tüchtigkeit. Passavant habe diesem das Wesentlichste seiner kunstgeschichtlichen Ausbildung

zu danken gehabt, aber Mosler sei leider gar zu faul gewesen; Wilhelm Schadow's Frau selbst habe für ihn manche dienstliche Geschäfte besorgen müssen.

Dann war von Klenze die Rede, und Cornelius erklärte rundweg, daß Klenze die höchste Achtung vor Schinkel gehegt und sich diesem keineswegs gleich gedünkt habe; auch bestätigte er, daß der Gedanke zur Decke der Walhalla von Schinkel herrühre.[1]) Der Gedanke und die Architektur des Leuchtenberg-Denkmals in München sei von Klenze angegeben worden, und es sei zu bedauern, daß Thorwaldsen ihm darin so ohne weiteres gefolgt sei. Von Thorwaldsen gefiel ihm am besten der Merkur. An den Gewandungen tadelte er den geringen Umfang der Motive, und die Tegel'sche Hoffnung nannte er fast zu ägyptisch. Auch das Grabmal Pius VII. in Rom wirke nicht so großartig wie man meine. Dies alles sagte Cornelius unbeschadet der hohen Meinung, die er von Thorwaldsen als einer „echten und wahrhaften Künstlernatur" hegte. Auf Schwanthaler aber war er schlecht zu sprechen. Dieser habe zuerst nach seinen Angaben die Reliefs für die Glyptothek gearbeitet, und als diese gut ausgefallen, sei er von Klenze mit Aufträgen überhäuft und ein Schnellmacher geworden.

Auf dem Tische lag das Rambouxʼsche Werk mit byzantinischen und altitalienischen Madonnenbildern, das der Herausgeber Cornelius geschickt hatte. Ich blätterte in demselben und freute mich über diese Darstellungen. Er stimmte ein, indem er die Auffassung der alten Maler pries. Da sei die Maria als Mutter des Heilandes behandelt; aber später besonders bei Rafael, mit Ausnahme der Sixtina und etwa der Madonna del pesce, sei dies nicht mehr der Fall. Ich wies auf die vor uns hängende Madonna della sedia hin und bemerkte, hier sei die Auffassung allerdings eine rein menschliche und Manchem erschiene das zu weltlich. Cornelius meinte, das sei eine Mutter mit ihren zwei Knaben, aber nicht die Mutter Christi. Er habe neuerdings wieder in der Bibel gelesen und sei über die Großartigkeit erstaunt, mit der dort die Maria gezeichnet sei. Mit ihr sei zuerst die sittlichende

[1]) Vergl. meine „Deutschen Kunststudien." S. 200.

Veredelung des Weibes überhaupt in die Weltgeschichte getreten. Ich gab dies Alles im allgemeinen zu und hob namentlich die Unersetzlichkeit der Madonna für die Kunst hervor. Ob man Katholik sei oder Protestant: dies bleibe sich gleich, denn die tiefe Poesie, die in diesem Stoffe liege, sei entscheidend.

So befanden wir uns auf dem religiösen Gebiete, und Cornelius sagte, ehedem habe er mehr vom Protestantismus gehalten als jetzt, er habe damals nur ausgezeichnete Männer kennen gelernt, wie namentlich Niebuhr, und nach ihnen das Ganze beurtheilt. In Berlin sei diese günstige Ansicht getrübt worden. Er hätte nicht dieses vollkommene Auseinandergehen in die Einzelnen geahnt, diesen Mangel an Körper und Organisation in der protestantischen Kirche, und er glaube, daß das endliche Ziel des Protestantismus nicht Gemeinsamkeit, sondern Vereinzelung sein werde. Trotzdem verkenne er die Schäden der katholischen Kirche nicht, doch sei es erfreulich zu sehen, wie besonders in Deutschland die Geistlichkeit und zunächst der Episkopat sich veredelt habe. Damals als Pius VII. wieder in Rom eingezogen sei, wäre die Zeit gewesen zu einer allgemeinen Kirchenverbesserung, die nun und nimmer ausbleiben werde, weil der Kern lebensfähig sei. Damals aber hätte ein Konzil zusammentreten müssen, und nach den schweren Erfahrungen hätte man sich gewiß verständigt.

„Auch noch später habe ich mit Niebuhr oft über diese Dinge gesprochen, und er hat mir einmal gesagt: ‚Nun gut, wenn Du so eifrig eine Reformation willst, tritt doch zum Protestantismus über.‘ Ich habe ihm geantwortet: Ja, wenn ich zu Luther's Zeiten gelebt, wäre ich sicher sein eifrigster Anhänger gewesen, jetzt aber, wo ich sehe, was daraus geworden, geht es nicht mehr.“

Ein besonderer Lieblingsgedanke von Cornelius war die Wiedervereinigung der beiden Bekenntnisse; er meinte:

„Wir sind ja im Dogma nicht verschieden, sondern nur im Körper (d. h. im Kultus und in der Kirchenorganisation), und so ließe sich ja eine Verständigung hoffen!“

Sonnabend, den 6. Mai 1865.

Am Sonntag den 30. April und Mittwoch den 3. Mai fiel nicht besonders Bemerkenswerthes vor.

Im Laufe der heutigen Unterhaltung wurde die Friedenskirche zu Potsdam erwähnt, und Cornelius sprach von dem Vorbilde derselben, S. Clemente in Rom. Dort seien die Fresken des Masaccio, die er einst so eifrig studirt habe, und in denen Masaccio noch als Nachfolger Giotto's erscheine. Aber es sei in diesen Arbeiten ein Geist und eine Tiefe, die gewaltig seien, eine Sicherheit, die so groß sei, z. B. in den Gewandungen, daß man immer sagen müsse, dies Gewand passe nur für Diesen, jenes nur für Jenen. Und dabei habe er Gestalten und Charaktere geschaffen, die in Rafael's Arbeiten veredelt übergegangen seien. Dies erkenne man deutlich namentlich an einigen Figuren der Apostel, wie sie in den Londoner Kartons vorkommen. Dies Anlehnen des Einen an den Andern, dies Entlehnen des Einen vom Andern sei nicht tadelnswerth, da immer eine selbständige Vervollkommnung damit verbunden gewesen sei, und in Allem tiefer Ernst, reine Liebe zur Kunst sich zeige. Solche Entwickelung, auch eines einzelnen Meisters, sei überaus anziehend und lehrreich.

Mit Bezug auf Rafael meinte er dann noch, daß die „Verklärung auf Tabor" in der Vatikanischen Sammlung, des großen Meisters letztes Werk, nicht in allen Stücken auf der vollen Höhe sich bewege, und er fügte hinzu, man erkenne deutlich, namentlich in den Aposteln, Giulio Romano's Pinsel.

Nach einer Störung, die eintrat, las ich ihm wieder ein Stück aus dem Aeschylos, einen Abschnitt der „Todtenspenderinnen" vor, allein das Auffassen und das Verarbeiten des Gehörten strengte ihn immer noch so an, daß wir höchstens zehn bis zwölf Seiten durchnehmen konnten. Nachher sprachen wir wieder vom Alterthum und Italien, ohne daß wichtigere neue Sachen vorkamen.

Auch die neueste Kunst wurde berührt und der Zufall wollte, daß auf Ludwig Knaus die Rede kam, dessen Ruf eben damals, namentlich durch das Gemälde der „Taufe," sich schnell außerordentlich gehoben hatte.

„Ja," sagte Cornelius, „der verdient jetzt viel Geld."

Ich suchte ihm dann das genannte Bild zu beschreiben und versprach ihm eine Photographie mitzubringen. Dies, bemerkte er, würde ihm sehr lieb sein. Er habe in Düsseldorf von Knaus die „Spieler" gesehen und die Geschicklichkeit des Pinsels bewundert, auch den künstlerischen Sinn anerkannt, der an die alten Niederländer erinnere, aber der Gegenstand habe ihn abgestoßen; er möchte das Bild nicht geschenkt haben. Ich erzählte dann von Knaus' neuester Arbeit, den „Zigeunern", von der Cornelius noch nichts gehört hatte. Dagegen sagte er, indem er das Bild des „Taschenspielers" im Sinne hatte:

„Da war eins, wo ein Bauer darauf ist, dem Vögel unterm Hute wegfliegen. Der Raczynski war damals bei mir und hat mir soviel davon gesprochen, endlich hat er auch gesagt, das müssen Sie sehen, gehen Sie doch einmal zu ihm. Da hab' ich ihm aber geantwortet: Nein, das thue ich nicht. Ich wohne jetzt hier seit 17 oder 20 Jahren an dem Exercirplatz und bin doch nun in Berlin der alte Eisenfresser; das würde dem jungen Mann nichts verschlagen, wenn er die paar Schritte von seinem Atelier herüber käme und sagte: ‚Sie Cornelius, ich hab' da ein Bild, bitte sehen Sie es einmal an.' Da käme ich gleich, aber zu ihm laufen und an seinem Triumphwagen ziehen helfen, das thue ich nicht. Der Raczynski hat denn das auch eingesehen und gesagt: ja Sie haben recht, Sie haben recht."

Ich stimmte dem bei, doch setzte ich hinzu, ob nicht vielleicht Knaus dächte, Cornelius würde seine Arbeiten, als Gattungsbilder, nicht für voll gelten lassen.

„Gott, er muß ja wissen, daß ich Alles schätze und liebe, wo Ernst und wirkliche Kunst sich zeigt."

Wir sprachen dann von der Art des Arbeitens der modernen Maler, und ich erzählte, wie ich aus sicherem Munde gehört hätte, daß Knaus als Modell zu seinem Bilde der „Wochenstube" in seinem Arbeitszimmer zu Wiesbaden eine Wöchnerin gehabt habe; dies ginge doch zu weit und habe mich einigermaßen stutzig gemacht.

„Das macht mich gar nicht stutzig; — antwortete Cornelius — so machen's Viele: man soll daran sehen, wie treu sie die Natur studiren."

Ich machte hierzu die Bemerkung, daß viele Künstler jetzt nur das einfache Abschreiben der Wirklichkeit für das Wahre hielten, und daß sie das Arbeiten ohne knechtische Benutzung des Modells, wofür sie den Ausdruck „aus dem Kopfe arbeiten" erfunden hätten, spöttisch belächelten; dies sei Geistesarmuth. Da fiel Cornelius ein:

„Ja, wo soll da der Geist und die Poesie herkommen? Hier paßt Schiller's Wort:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten."

Dienstag, den 9. Mai 1865.

Im Verfolg der oben S. 57 erwähnten Angelegenheit des Malers Xaver Barth in München hatte Cornelius, auf dessen Bitte, dorthin an eine einflußreiche Stelle eine Empfehlung desselben gelangen lassen. Jetzt nun war ein Brief von Barth eingegangen, worin er meldete, daß diese Empfehlung fruchtlos gewesen sei.

Cornelius drückte sein volles Mitgefühl aus und war ordentlich traurig. Wir besprachen noch die Münchener Kunstverhältnisse, und ich sagte ihm, er könne ja vielleicht später einmal den Barth woanders empfehlen, worauf er freudig einstimmte:

„Ja das ist auch wahr. Sie haben recht. Am Ende kann man dem armen Kerl doch noch helfen. Es ist mir doch schon manches gelungen und ich hab' schon Manchem auf die Beine geholfen."

Darauf zeigte ich ihm die versprochene Photographie nach dem Knaus'schen Gemälde der „Taufe". Er sah sie lange an, machte mit der linken Hand mehrere kleine Bewegungen und sagte endlich:

„Das ist der Kotzebue der Malerei! Es ist so, wie ich mir gedacht habe, nicht schlechter und nicht besser, ein hübsches Familiengemälde."

Er lobte dann vieles; manches in der Komposition aber war ihm nicht recht. „Da ist Figur auf Figur gesetzt, aber die volle Klarheit fehlt." Da er voraussetzte, daß das Bild technisch ebenso behandelt sei wie die „Spieler", so ließ er es doch als sehr schätzbar und tüchtig

gelten, als ich ihm aber sagte, dies sei nicht der Fall, es sei mit breiterem Pinsel gemalt, meinte er, daß dies gefährlich sei. Dies mußte ich ihm insofern zugeben, als einigen der damaligen Arbeiten von Knaus, wie z. B. den „Zigeunern" die volle Liebe zum Einzelnen fehlte.[1]) Cornelius pries dann die alten Gattungsmaler, Dou, Metsu, Teniers, bei denen noch die Ueberlieferung von den Eyck's her lebendig gewesen sei, die aber durch die Religionsveränderungen auf das weltliche Gebiet gewiesen wären. Solch' ein Künstler hätte nicht geruht bis das letzte Pünktchen ganz in seinem Sinne gemacht, bis mit treuer Liebe alles und jedes durchgeführt sei: das sei Kunst.

Ich fragte ihn dann, was er seiner Zeit zu Leopold Robert gesagt habe, und da meinte Cornelius, Robert sei ein bedeutendes Talent und ein ernster Künstler gewesen, er schätze ihn, aber seine Gemälde sähen immer wie lebende Bilder aus, und ähnlich sei es auch hier bei Knaus. Die Absicht in der Komposition trete hervor, es sei nicht mehr die unbefangene Auffassung des Gegenstandes in seiner Wirklichkeit. Die Italiener im Volke seien anders als auf Robert's Bildern. Und was gar unsere moderne Gesellschaft beträfe, so laste auf ihr eine bleierne, schwer drückende Prosa, mit der nichts anzufangen sei; namentlich unser heutiges Leben sei für die Kunst ganz verloren. Und trotzdem habe man diese prosaischen Dinge sogar in die Plastik eingeführt, sogar Schiller und Goethe damit gemißhandelt. Ich sagte, er meine das Weimarer Denkmal, und da ließe sich doch wohl nicht leugnen, daß Rietschel, diese Tracht einmal angenommen, das Mögliche geleistet habe.

„Ja, das will ich zugeben, aber ich kann es ihm nicht verzeihen, daß er es überhaupt gemacht hat; er hätte wie Rauch handeln müssen und nein sagen. Was ist denn das jetzt? Der Goethe ist ein gewöhnlicher geheimer Rath geworden, und der Schiller sieht aus wie ein Professor oder Schulmeister."

Dies konnte ich nicht bestreiten, ja ich mußte erzählen, daß ich selbst von einem Paar Handwerksburschen vor mehreren Jahren vor

[1]) Vergl. meine „Deutschen Kunststudien" S. 408 ff.

dem Denkmale selbst, indem sie auf Schiller wiesen, gefragt sei, wer das sei, das sei wohl ein Prediger?

„Sehen Sie, da haben wir's. Wie richtig das Volk fühlt! Wo ist hier der Dichter des Faust und des Wallenstein geblieben?"

Wir sprachen dann noch von der Aushülfe mit dem Mantel und wie Rauch davon so gute Anwendungen gemacht habe, auch weiter von Schwanthaler und Anderen. Die Standbilder des Letzteren tadelte er sehr:

„Wenn man so wie ich den Mozart verehrt, von kleinauf mit ihm vertraut und an seinen Brüsten groß gesäugt ist, und nun das Ding da in Salzburg sieht: ich habe mich schwer darüber geärgert, da ist auch kein Funke von Mozartischem Geiste darin."

Kreitmayr und Westenrieder in München hielt er für besser. Als ich auch das neue Ludwigsdenkmal von Widmann erwähnte, sagte er:

„Als ich das gesehen habe, habe ich mich davor hingestellt und laut gelacht."

Während wir so redeten, trat Brüggemann ein und auch die Frau mit einer Begleiterin, die bisher im Garten gewesen waren, kamen dazu.

Es vergingen fast drei Wochen, ohne daß ich Veranlassung gehabt hätte, längere Aufzeichnungen zu machen. Doch war auswärtiger Besuch ins Haus gekommen, der bereits mehrfach erwähnte Musiker Peter Cornelius, dessen Oper „Der Cid" kurz zuvor in Weimar aufgeführt worden war. Peter Cornelius gehörte der Liszt-Wagner'schen Schule an, ohne deren Uebertreibungen zu theilen, allein der alte Oheim, der dem Wagner nicht günstig gesinnt war, sah doch mit mißtrauischem Künstlerauge auf die Bestrebungen seines Verwandten. Während einer Unterhaltung sagte er ihm einmal sehr lebhaft:

„Höre Peter, das sag' ich Dir, wenn Du mir die Zauberflöte und den Don Juan unter den Tisch wirfst, dann schlage ich Dir die Knochen im Leibe entzwei."

Es wurde herzhaft über diese furchtbare Drohung gelacht und Mozart mit Begeisterung gefeiert.

Als Peter wieder abreiste, gab ihm Cornelius den flüchtigen Entwurf zu der Schiller-Goethe-Gruppe mit, den er einmal bei Gelegenheit einer Unterhaltung mit Rauch hingeworfen hatte,[1]) und den Peter nun dem Sängerpaare von Milde in Weimar, welches die beiden Hauptrollen im „Cid" gehabt hatte, verehren sollte. Cornelius hatte auf das Blatt geschrieben: „Der alte Onkel des Cornelius Nepos der edlen Chimene und ihrem Campeador."

Während dieser Tage war auch wieder besonders oft von Richard Wagner gesprochen worden, und Cornelius war neugierig geworden, zu sehen, was er für ein Gesicht habe. Diesem Wunsche konnte durch eine Photographie leicht genügt werden. Als er sie betrachtete, machte er seine Bemerkungen dazu:

„Ein etwas stark ausgeprägtes Selbstgefühl — der Knochenbau ist nicht übel — das ist doch kein unbedeutender Mensch — der Hinterkopf ist sehr groß — und das Kinn ist stark nach vorn geschoben. — Bei uns haben die Bauern ein Sprüchwort: ‚een' spitze Nas, een spitzes Kinn, da sit de Düwel mitten drin' — so scheint's hier auch. — Der Kerl ist doch zu hochmüthig, kalt und erweckt kein Vertrauen."

Sonntag, den 28. Mai 1865.

Tags zuvor war ein Buchhändler aus Leipzig bei Cornelius gewesen, der ihm einen Antrag, die Kartons auf gemeinsame Rechnung photographiren zu lassen, angedeutet hatte. Dies hatte Cornelius stark verdrossen, er sprach von den schlimmen Erfahrungen, die er mit den Kunsthändlern gemacht habe, und wie diese Herren dann Villen bauten und Fresken darin malen ließen. Er meinte, er sei immer schlecht behandelt worden.

„Rathen Sie mal, was mir der Wenner damals bezahlt hat. Es waren die Faustzeichnungen und dann noch die von „Romeo", die später der Schäffer gestochen hat, und ich glaube noch etwas. Rathen Sie mal."

---

[1]) S. oben S. 86 und mein Cornelius-Buch S. 427.

Und als ich meinte, es sei nicht möglich, hier eine bestimmte Zahl zu nennen, sagte er:

„Hundert Louisd'ors. Und dabei hat er mir noch einen Streich gespielt. Er hatte mir zuweilen Geld nach Italien geschickt, und ich glaubte, dies solle noch das erbärmliche Honorar verstärken, aber nach vielen Jahren, wie ich schon längst in München war, habe ich eine Rechnung von ihm erhalten, wo er Alles mit den Zinsen genau aufschreibt. Ich hab' die ganze Summe bis auf den letzten Kreuzer eingepackt und ihm hingeschickt."

Ich bemerkte, daß er mit Reimer doch wohl besser ausgekommen sei. Dies gab er zu, hatte aber Reimer'n den Vorwurf zu machen, daß er den getroffenen Bestimmungen entgegen die Nibelungenblätter eigenmächtig an die Stecher vergeben habe; so seien namentlich die Ritterschen Blätter schlecht ausgefallen. Unter Anderm sei die „Chriemhild beim Leichnam des Siegfried" im Stiche ganz entstellt; er habe jetzt noch eine Umrißzeichnung dazu gefunden und gesehen, daß er das Blatt jetzt nicht anders machen würde. Es sei der echte Geist des Nibelungenliedes darin. Reimer habe aber immer über schlechten Absatz geklagt, und Cornelius habe ihm dann endlich auch grobe Briefe geschrieben.

Cornelius kam dann nochmals auf den Besuch des Leipziger Herrn zurück und erzählte, daß derselbe auch in dem angefangenen Bau der Königsgruft, wo damals die Kartons ausgestellt waren, gewesen sei; er habe von den Kartons erzählt, aber bemerkt, daß er die „Erwartung des Weltgerichtes" dort nicht gesehen habe. Es erschien dies unglaubwürdig, und ich erbot mich sogleich selbst nachzusehen.

„Ja," sagte er, „da thun Sie mir einen Gefallen. Lassen Sie sie sich auch aufschließen," — das Werk befand sich in einem kleinen verschlossenen Schranke — „und sehen Sie sie nochmal an. Ich weiß, Sie können sie nicht leiden, aber ich halte doch was darauf. Sie sind damals mit mir umgegangen wie die Sau mit dem Bettelsack."

Er brachte das äußerst komisch heraus und wir lachten recht herzlich.

Wir gingen dann in den Garten, um im Freien zu sitzen, Luft und Wärme zu genießen. Cornelius erzählte unter anderm, wie der ehemalige, jetzt verstorbene Minister von Flottwell bei ihm gewesen

sei, als der Karton der apokalyptischen Reiter zuerst ausgestellt war. Er habe ihn eine Weile angesehen und endlich gesagt: „Der Tod hält die Sense auf der falschen Seite.“ Als Cornelius dies erzählte, fuhr er fort:

„Ich war von dieser Dummheit so überrascht, — und dann ist es doch auch stark, solchem Werke gegenüber kein andres Wort zu haben — daß ich stille schwieg; aber ich hätte ihm sagen sollen: Der versteht's auch von der Seite, nehmen Sie sich in Acht.“

Nachher kam die Rede auch auf Geistererscheinungen, Ahnungen und Träume. Cornelius sagte, daß er bedeutungsvolle Träume gehabt habe, und daß ihm auch einmal der Mephisto erschienen sei.

„Als ich damals in Frankfurt war und den Faust zeichnete, ist er einmal bei mir gewesen. Ich schlief mit Keller in einer Stube und der kam öfters spät nach Haus. Einer Nacht einmal höre ich die Hausthür schließen und Tritte, aber einen Fuß schwer und den andern leicht; dann klingelt so ein kleines Gitterthürchen an der Treppe, endlich geht die Stubenthür auf und die Tritte gehen gerade dahin, wo die Mappe mit den Zeichnungen lag. Da nun zaust er Alles durch einander, und dann geht er ebenso wieder ab. Das kann doch nicht der Keller sein, dachte ich, das ist der Mephisto, und springe zum Bette hinaus; da liegt auch der Keller ganz ruhig in seinem Bette und schläft. Andern Morgens sah ich nach, aber da waren die Zeichnungen alle in bester Ordnung.“

Ich meinte, es sei auffallend, daß diese Zeichnungen in Ordnung gewesen seien, da er doch gehört habe, wie sie durch einander geworfen worden seien.

„Es war ja eben der Teufel. Der Kerl hat sich geärgert, daß ich ihn so schlecht gemacht habe. Ich laß es mir nicht ausreden, es ist doch der Mephisto gewesen.“

Ich fragte, wie ihm denn dabei zu Muthe gewesen sei, und er sagte: „Ganz ruhig und gleichgiltig.“[1])

[1]) Diese Geschichte hatte Cornelius auch früher schon seinem Freunde Ringseis in München einmal erzählt, der dieselbe in seinen „Erinnerungen“ berührt. Hist.-polit. Blätter. Band 78. (1876.) S. 901.

Dienstag, den 30. Mai 1865.

Ich war im Domhofe gewesen, und brachte Bescheid wegen der „Erwartung des Weltgerichts." Der Generaldirektor von Olfers hatte die Aquarelle wegnehmen lassen, wie mir mitgetheilt wurde, um sie photographiren zu lassen. Cornelius war sehr aufgebracht darüber, und es sollte sogleich geschrieben werden. Dies geschah auch. Er sprach viel Hartes über Olfers, der ihm von jeher das Leben hier in Berlin arg verbittert habe. Er wolle, daß diese Dinge auf die Nachwelt kämen. Nicht ohne Bitterkeit sagte er auch: „Den verdanken wir Herrn von Humboldt;" und hierin ist ein Erklärungsgrund mehr für Cornelius' wenig freundliche Denkart über Alexander von Humboldt zu erkennen. Olfers sei ein Jesuit und habe es ihm nie verzeihen können, daß er nicht vor ihm um seine Gunst gekniet habe. Er habe ihn viel gequält und ihm viel geschadet, und wenn es möglich wäre, würde er am liebsten die Kartons irgend wohin stecken, wo sie die Ratten und Mäuse fressen.[1])

Freitag, den 2. Juni 1865.

Olfers hatte sofort geantwortet; sein Brief strömte von Freundschaftsversicherungen über. In der Sache gab er Alles zu, machte aber viele hohle Redensarten; auch kündigte er seinen Besuch an.

Ich hatte Cornelius die Photographien der Zeichnungen Alfred Rethel's zu den Malereien im Kaisersaale zu Aachen, wovon unlängst die Rede gewesen, geschickt, und er hatte sie nun angesehen. Dieselben hatten jedoch seinen Erwartungen nicht entsprochen. Er tadelte sie in Bezug auf die Komposition und den Geist. „Das ist nicht der große Karl!" sagte er mehrere Male. Daß aus „konfessionellen Gründen," wie die beigegebene Erläuterung berichtete, zwei Bilder nicht ausgeführt worden seien, fand er abgeschmackt.

---

[1]) Das Mißverhältniß zwischen Cornelius und Olfers war alt und ging tief. Vergl. z. B. die Briefe vom 16. Juli 1850 an Olfers selbst und 20. Februar 1856 an Brüggemann bei E. Förster II. S. 304 und 377. In letzterem kommen mit Bezug auf Olfers u. a. die Worte vor: „Seine Herrschsucht und Anmaßung ist ohne Grenzen, und von seiner Protektion weiß ich ein Liedchen zu singen."

Weiter erzählte er, daß Bendemann ihn besucht und Mancherlei mit ihm geredet habe. Er habe wieder von der Technik angefangen und behauptet, dies sei die Grundlage und Hauptsache, worauf Cornelius ihm erwidert habe, die Pflege des Geistes sei mehr werth; beides aber lasse sich in der Kunst nicht trennen. Die alten bekannten Ansichten Wilhelm Schadow's kamen wieder ganz zum Vorschein, und ich wies auf den modernen Vasari hin, wo Schadow dieselben ja genug und übergenug dargelegt hätte. Dabei wurde auch der feindlichen Stellung gedacht, die Schadow in diesem Buche gegen Cornelius eingenommen hat.

„Ja," sagte er, „ich habe auch einmal in Rom zum Ludwig eine Rede darüber gehalten und gerade heraus gesprochen; die ist in der allgemeinen Zeitung abgedruckt worden, ganz wörtlich."[1])

An Bendemann's Bildern tadelte er ebenso die jüdische Tendenz, wie bei Lessing die hussitische, und der ganzen Düsseldorfer Schule warf er das Modellkopiren vor. Er habe zu Bendemann gesagt, daß er seine Schüler angehalten habe, gezeichnete Akte nachher nochmals aus dem Kopfe zu zeichnen, um so die Form auswendig zu lernen, worüber Bendemann sich gewundert aber gemeint habe, dies sei in Düsseldorf zuweilen auch vorgekommen.

Ich zeigte ihm dann zwei Photographien nach Kaulbach's Bildern zu Schiller's „Maria Stuart" und „Jungfrau von Orleans." Sein Urtheil war vorauszusehen. Er verachtete diese Arbeiten und sagte:

„Jeder Anfänger, jeder Franzose und selbst ein Engländer macht es so, und die machen es besser."

Ich bemerkte, daß Kaulbach hier am Ende der Kunst angekommen zu sein scheine und daß selbst seine eifrigsten Verehrer ihn zu verlassen gezwungen sein würden.

„Ach, — erwiderte Cornelius — der sitzt auf seinen Geldsäcken und lacht uns alle aus. Er hat es mir selbst gesagt, hier in meinem Zimmer: er verachtet die Menschheit und schlägt Geld zusammen.

---

[1]) Auch in meinem Cornelius-Buche S. 259 ff.

Was man so das Publikum nennt, das liebe Rindvieh, dies verachte ich auch, aber die Menschheit liegt mir am Herzen, die liebe ich."

Ich bemerkte, wer die Menschheit verachte, zerfalle endlich mit sich selbst und verliere auch den Zusammenhang mit der Gottheit.

„Ja, er kommt in die Zoologie und weiß nichts mehr von Gott: das hängt ja Alles auf's engste zusammen."

Es war von Vielem noch die Rede, auch von Politik und von Amerika. Cornelius war kein Freund von Amerika und doch konnte er nicht bestreiten, daß die Republik dort ein Jahrhundert glücklich besteht; auch mußte er zugeben, daß die Haltung der Nation während des Südstaatenkrieges Achtung abnöthige. Die republikanische Staatsform wurde dann erörtert, und ich meinte, daß nach meiner Ansicht die europäischen Völker für eine republikanische Verfassung nicht reif wären.

„Ah, kein Gedanke! Wo soll die Republik herkommen, wenn keine Republikaner da sind?"

Dann sprachen wir von der alten Römertugend, und ich sagte, daß auch in neuerer Zeit Charaktere von echt republikanischer Tugend vorgekommen seien, wie etwa York oder Stein.

„Ja, und noch einzelne Andere; Niebuhr auch. Aber diese Leute wollten nichts von den modernen Freiheitsmännern wissen; da fehlt eben der Charakter."

Nachher kamen wir aus Anlaß einer neuen Aufstellung, die im Museum gemacht worden war, auf die ägyptische Kunst, und Cornelius rühmte diese in ihrer Weise sehr. Namentlich war ihm der innere Zusammenhang mit der frühesten griechischen Kunst sehr wichtig.

„Wie haben die Aegypter verstanden, dem Kleinsten Styl und Charakter zu geben, wie verstanden sie das Wesentliche mit Wenigem auszudrücken! Und dabei hatten sie den richtigsten Sinn für die Natur. Man braucht nur die großen Rhamsesbüsten in Rom z. B. anzusehen, und man findet, wie bestimmt, bewußt und scharf jede Form modellirt ist. Und welch' ein Charakter ist in solch' einem ägyptischen Löwen! Ja, selbst im Kleinsten zeigt sich dieser Charakter, man darf nur so einen Sperber auf einem der Obelisken betrachten."

Später sprachen wir Mancherlei von ihm und seinen Werken, und Cornelius sagte unter anderm:

„Ja, es ist wahr, die Deutschen lieben und schätzen mich, als Charakter und sonstwie, aber das eigentliche Wesen meiner Kunst haben bis jetzt nur Wenige verstanden. Ich bin immer darin meiner Zeit voraus gewesen. So ist es jetzt und so war es schon damals als der „Faust" erschien. Das war gerade, als wenn ein Feuerfunke in eine Pulvertonne geflogen wäre; die Akademiker glaubten, der jüngste Tag sei angebrochen."

Er kam dann auf den Eindruck, den dies Werk auf Goethe gemacht hatte, und meinte, daß es diesen doch erwärmt habe, aber der Kunst-Meyer sei ein Neidmichel gewesen und habe einen übeln Einfluß auf ihn ausgeübt. Goethe habe ihm Stiche nach Italienern empfohlen, aber darin habe er geirrt, denn er, Cornelius, hätte die Italiener und die Antike längst studirt gehabt. Er habe in seinen Faustblättern mit Absicht deutsch sein wollen, und dieser deutsche Geist sei es gewesen, der auf den Akademien einen wahren Sturm hervorgerufen.

Weiter äußerte er sich aus Anlaß der Nennung einer auch hier bereits erwähnten Persönlichkeit:

„Wenn mir unwürdig begegnet wird, schwillt mir der Kamm. Bei Lobeserhebungen bin ich vorsichtig und demüthig, aber Mißhandlungen fordern mich heraus. Und diesen Menschen — verachte ich. Aber der Widerstand, den ich hier gefunden, hat meine ganze Kraft aufgeboten, und ich wäre in meiner Kunst ohne diesen Kampf nicht geworden, was ich bin. Denn meine hiesigen Sachen sind doch die besseren."

Dann erzählte er eine Geschichte von Herkules, der beim Eintritt in den Olymp zuerst der Juno die Hand geküßt, und als die ihm freundlichen Götter darüber erstaunt gewesen, gesagt habe, daß er ohne deren Feindschaft und die Arbeiten, die diese ihm bereitet, kein Gott geworden wäre.

Mittwoch, den 14. Juni 1865.

Von den zwischenliegenden Besuchen ist nichts Wesentliches oder Neues zu berichten.

Die Domhof-Kartons waren an diesem Tage wieder in das Cornelius'sche Haus, wo sie für gewöhnlich hingen, gebracht worden. Indem er hiervon sprach, sagte er, daß nun doch an der Königsgruft weiter gebaut werden solle, doch seien nach Stüler's Tode keine Pläne vorgefunden. Stüler habe öfter so gehandelt und Cornelius tadelte ihn in diesem Sinne. Daß diese Hoffnung auf den Weiterbau der Königsgruft nicht begründet war, stellte sich bald heraus.

Die große Meinung, welche Cornelius von Schinkel hegte, schien sich noch mehr und mehr zu steigern. Er rühmte ihn aufs lebhafteste, doch sagte er auch, Schinkel habe nach oben hin zu viel nachgegeben.

„Wie er einmal in München war, habe ich ihm schon gesagt: Sie lassen sich zu viel gefallen und zu unwürdigen Dingen mißbrauchen; treten Sie doch ordentlich auf.“[1])

Cornelius behauptete auch aus bestem Wissen, daß die Zeichnungen zu den Reliefs am Bülow- und Scharnhorst-Denkmal von Schinkel herrührten. Er lächelte, als ich meinte, man hielte sie für Rauch's Erfindung.

„Das ist nicht in dem seinen Kopf gewachsen.“

Dann sprach er sich weiter über Rauch aus und sagte:

„Einen Künstler im höchsten und eigentlichsten Sinne kann man ihn nicht nennen.“

Zudem sei Rauch zu sehr Hofmann gewesen, und das sei für einen Künstler immer übel. Aber leider gebe es in Berlin gar so viele Hofmenschen. Auch Stüler sei ein solcher gewesen, und im höchsten Maße sei Olfers einer, wobei dann wieder einige starke Ausdrücke über den Letzteren, namentlich die Verschiedenheit seines Verhaltens nach oben und nach unten, fielen. Ich bemerke hierbei, daß gerade in der damaligen, politisch so schweren Zeit Olfers als Führer

---

[1]) Siehe oben S. 56/7.

der sogenannten „Loyalitäts-Deputationen" aufgetreten war und daß er deswegen vielfach angegriffen und verspottet wurde. Zugleich hatte er Anordnungen für die Beamten der Museen erlassen, die politischer Art waren, so z. B. eine, die das Lesen gewisser liberaler Zeitungen verbot. Dazu kam, daß Olfers, der ein katholischer Westfale war, auf einen Befehl von Rom her, eine hohe freimaurerische Würde, die er viele Jahre bekleidet, niedergelegt hatte. Alles dieses hatte auch die damalige öffentliche Meinung gegen ihn schwer herausgefordert. So wurde die persönliche Abneigung von Cornelius gegen ihn, wenn möglich, noch genährt.

Cornelius meinte auch, Olfers habe ihm in Berlin seinen Aufenthalt furchtbar verbittert, so daß er fast wieder nach München zurückgekehrt wäre, wenn ihn nicht eine Art von preußischem Patriotismus gehalten hätte. Als ein besonders starkes Zeugniß der feindseligen Haltung, die Olfers gegen ihn beobachtet habe, erzählte er folgenden Vorfall.

Bekanntlich wurde der sogenannte „Glaubensschild," den der König Friedrich Wilhelm IV. als Pathengeschenk für den Prinzen von Wales bestimmt hatte, nach Cornelius' Zeichnung von A. F. Fischer modellirt und danach in Hossauer's Werkstatt ausgeführt. Als das Werk vollendet war, schickte Hossauer eines Tages zu Cornelius, er möchte kommen, da der König sich angemeldet habe, um den Schild zu sehen. Cornelius war, wie er erzählte, rechtzeitig da, empfing den König auf der Treppe, wurde aber nicht beachtet. Hinter dem Könige folgte Olfers, der kaum Cornelius erblickte, als er sogleich im lichten Zorne kehrt machte und abging. Der König war anfangs kalt, thaute aber nach und nach auf, und lud Cornelius zur Tafel. Als man sich setzte, fragte die Königin, wo Olfers wäre, woraus hervorgegangen sei, daß dieser seinen Aerger, Cornelius dort gefunden zu haben, nicht hätte überwinden können.

Derartige Leute hatten Cornelius gegenüber bei Hofe stets leichtes Spiel; denn er war nie ein Hofmann gewesen. Schiller's Spruch „Männerstolz vor Königsthronen" sagte er, habe ihn schon in der Jugend begeistert. Auch zu München hatte bereits dieser im edleren

Sinne stolze Charakter die Machenschaften Anderer erleichtert, wie man das jetzt ja schon aus einer ganzen Reihe von Thatsachen weiß. Cornelius selbst nannte wiederholt Dillis, Klenze und Gärtner als diejenigen, welche dort gegen ihn am meisten und empfindlichsten gehandelt hätten.

In den schönen Sommermonaten wurde viel ausgegangen, und häufig für die Nachmittagsstunden eine Zusammenkunft auf dem Kreuzberge in der Hopf'schen Brauerei verabredet. Cornelius saß dort überaus gerne und das Bier schmeckte ihm immer vortrefflich; außer mir kam Keller mit seiner Frau und auch Commer oft dahin. Die Unterhaltung ging hin und wieder wie im Familienkreise und an Scherz fehlte es selten. Doch blieb auch der Ernst nicht aus und vor allem gab die Kunst den nie zu erschöpfenden Stoff des Gespräches.

Einmal äußerte sich Cornelius mit großer Lebhaftigkeit von der verderblichen Wirkung der Höfe und sagte auch, daß er einen Widerwillen habe, solche Orte zu besuchen, wo er mit der weißen Halsbinde oft so schwere Stunden durchgemacht habe. Unangenehme Erinnerungen würden ihm dann gleich wach und deshalb suche er solche Orte zu vermeiden; auch mit den Hofleuten könne er nicht auskommen.

„Diese Leute sind immer in einer anderen Atmosphäre und wie selten gelingt es, da hindurch zu kommen."

An einem der ersten Tage des Juli theilte ich mit, daß das Standbild Winckelmann's in der Halle des Museums aufgestellt worden sei. Wir sprachen dann Einiges über diesen großen Mann und darauf auch von Mengs. Ich sagte, Winckelmann's Bewunderung für Mengs hätte doch immer etwas Befremdendes, worauf Cornelius bemerkte:

„Es ist der Einäugige unter den Blinden! Und dann bedenken Sie die Macht des Lebenden. Wir betrachten das jetzt anders."

In dieser Erklärung liegt eine große Wahrheit.

Einige Tage danach brachte ich die Neuigkeit mit, daß Overbeck sich auf dem Wege nach Deutschland befinden solle, also jedenfalls auch Cornelius aufsuchen würde. Dies erfreute ihn nicht so als ich geglaubt hatte. Der Grund hierzu lag darin, daß Overbeck von einer Frau Hoffmann, die er an Kindesstatt angenommen hatte, begleitet war, und daß diese bei Cornelius nicht in besonderer Gunst stand. Cornelius erzählte nun, daß diese Frau Overbeck als Vater anredete und daß deren Kinder ihn Großvater nennten, doch wisse er nicht, wie das Verhältniß des näheren eigentlich sei. Wenn die Frau Hoffmann genannt würde, müsse er aber immer an den Tod von Overbeck's Frau denken. Als diese nämlich gestorben war, sei sogleich einer der Schüler Overbeck's zu ihm gekommen, um die Meldung zu machen. Bei ihm seien nun gerade die Frau Hoffmann, deren Mann, der Bildhauer Wagner und einige Andere gewesen. Da sei Frau Hoffmann aufgesprungen, habe Hut und Tuch sich in fliegender Eile umgeworfen und sei hin zu Overbeck geeilt. Dies sei in einer Weise geschehen, die einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht habe, und dieser Eindruck lebe immer auf, wenn er von dieser Frau höre. Cornelius habe auch gewollt, daß Overbeck während der ersten Trauertage bei ihm, in der Casa Bartholdy, wo er damals gewohnt, zubringen sollte, allein die Frau Hoffmann habe es nicht gelitten. Ueberhaupt sei Overbeck, so fügte Cornelius hinzu, überaus unfrei. Seine Frau, eine Wienerin, die höchst bigott gewesen, habe ihn ganz beherrscht. Ja, seine Unselbständigkeit sei so weit gegangen, daß er die Reise im Jahre 1831 mit Cornelius nach Deutschland, welche die Aerzte ihm als unabweislich verordnet hatten, beharrlich abgelehnt habe, bis man sich endlich hinter den Beichtvater gesteckt; dann sei es gegangen. Ich meinte, diese Unfreiheit hätte ja schon Niebuhr treffend erkannt, wozu er sagte: „Ja, der hat es aber scharf gemacht.“[1])

[1]) Frau Hoffmann, die Gattin eines Bildhauers aus Wiesbaden, war die Adoptivtochter Overbeck's, die ihm seit der Frau Tode Haus gehalten und, wie Bunsen (F. Nippold, Christian von Bunsen u. s. w. Leipzig 1871. III. S. 442.) meinte, offenbar ihn dem Leben wiedergegeben hat. Sie sei eine heitere Süddeutsche, die ihn versteht und gut behandelt. — Daß das Verhältniß Overbeck's zu seiner

Gegen Ende des Juli eiferte er einmal heftig gegen das kecke und selbstgefällige Vordrängen einiger der virtuosen Modemaler.

„Für mich aber — setzte er hinzu — sind diese Kerls garnicht vorhanden, das können Sie ihnen wiedersagen. Sie wissen, wie ich über Kaulbach denke, aber diese Menschen, die jetzt so über ihn schreien, sind doch nicht werth, daß sie ihm die Schuhriemen lösen."

In dieser Zeit tagte zu Kiel die „Deutsche Kunstgenossenschaft," deren ständiger Ehrenpräsident Cornelius war. Er hatte von dort einen telegraphischen Gruß erhalten und mir das Telegramm auch gezeigt. Jetzt erzählte er dem mitanwesenden Keller davon und sagte: „Ich hatte eigentlich Lust das Ding zu erwidern. Ich wollte schreiben: Ihr nennt Euch deutsche Kunstgenossenschaft. Was ist deutsch? Deutsch ist Wahrhaftigkeit, Tüchtigkeit, Treue und Ernst.

Frau Cornelius nicht gefiel, geht schon aus dem Briefe vom 15. Juni 1821 (bei E. Förster I. S. 247.) hervor, wo er Overbeck ersucht, die „alte brüderliche Liebe und das Vertrauen wieder herzustellen und die Weiber nicht in die ernsten Angelegenheiten der Kunst mit ihrem Kochlöffel herumrühren" zu lassen. Er war der Ansicht, daß sie auch auf die Kunstrichtung Overbeck's einen einseitigen und ungünstigen Einfluß geübt hat, da sie, wie er meinte, eine „Bizocca," eine Frömmlerin gewesen sei. (S. weiter hinten die Mittheilungen von Rud. Hofmann.) Als sie 1853 gestorben war, schrieb er an Brüggemann: „Overbeck ist nun von seinem Hauskreuz befreit." (Bei E. Förster II. S. 341.) Das Uebel, dessentwegen die Aerzte im Jahre 1831 die Reise so dringend anriethen, war ein altes. Schon 1823 war deswegen Frau Friederike Ringseis in Sorge (bei E. Förster I. S. 313) und erkannte in dem Widerstande der Frau gegen eine Entfernung von Rom den fortwährenden Anlaß zur Steigerung der Krankheit, die ein zehrendes Fieber gewesen zu sein scheint. Im Oktober 1827 sagte Schnorr in München, wie Schwind berichtet (H. Holland, M. von Schwind u. s. w. Stuttgart 1873. S. 34.): „Wenn nicht ein Gewaltstreich vom Himmel kommt, so verlieren wir ihn in ein paar Jahren." Dies wurde von Schwind als ein Wunsch, daß die Frau ihm genommen werden möchte, aufgefaßt, doch mag er hierin wohl geirrt haben. Der Gewaltstreich wurde 1831 durch das Eingreifen von Cornelius in Gestalt der Reise nach Deutschland ausgeführt. Overbeck reiste mit Cornelius und befand sich während der Reise schon in Italien „zu dessen unaussprechlicher Freude wohl und heiter." (Brief vom 18. Juli 1831 bei E. Förster II. S. 54.)

Strebt also dahin, daß diese Eigenschaften gepflegt werden und in der Kunst nicht untergehen." Dann fuhr er fort: „Es hat mal Einer gesagt: sie schreiben den Namen Cornelius auf ihre Fahne und scheuen sich doch den einsamen Weg zu gehen, den Cornelius gegangen. Aber freilich — setzte er hinzu — da wachsen keine Dukaten."

Am 31. August Abends war Schnorr aus Dresden, von Weimar kommend, auf einige Tage in Berlin zum Besuche bei Cornelius eingetroffen; er wohnte bei ihm.[1]) Auch der Bildhauer Wittig aus Düsseldorf war gleichzeitig in Berlin und besuchte das Cornelius'sche Haus. Rührend war Schnorr's Benehmen gegen den älteren Freund; er ordnete sich ihm unter mit großer Liebenswürdigkeit und wahrer Verehrung. Die Unterhaltungen berührten, wie sich von selbst versteht, viele und bedeutende Gegenstände, doch kann ich hier nur Einiges anführen. Von Overbeck und seinen Darstellungen der sieben Sakramente wurde gesprochen und da sagte Cornelius:

„Ich habe zwei Abschnitte gelesen von seinen Erklärungen, die er dazu hat drucken lassen. Ich bin doch selbst katholisch, aber das ist mir denn doch zu katholisch."

Und dies führte er weiter aus, indem er von unangenehmer Pietisterei und dergleichen sprach. Wittig bemerkte, daß in den Zeichnungen selbst, so schön sie seien, kein wesentlicher Fortschritt sich erkennen lasse, daß sie zuweilen vielmehr stark nach Art der neukatholischen Malerei behandelt seien. Gegen diese Richtung sprach Cornelius lebhaft und tadelte namentlich alle Nachahmung Overbeck's, aus der jene neukatholische Uebertreibung hervorgegangen sei.

„Es giebt in der Kunst Talente, die bis an eine Grenze scharf heran gehen können, ja auch darüber hinaus. Wenn nun aber Andere kommen und machen ihnen das nach und meinen in dem Scharfen oder Uebertriebenen läge das Wesentliche, so entstehen Werke, die nicht an-

---

[1]) Vergl. den Brief von Schnorr bei E. Förster II. S. 478/9.

zusehen sind, die Einen anekeln. Und so ist es in gewissem Sinne mit Overbeck auch. Der Steinle ist ihm so nachgetreten, und was ist daraus geworden? Ich habe schon damals gesagt als er anfing: Der will's dem Overbeck nachmachen, wir haben aber an einem Overbeck genug."

Tags darauf, am 2. September, waren die beiden Herren Mittags zu Tische bei Cornelius. Schnorr erzählte während des Essens von der damals gerade erschienenen Schrift Röckel's „Die Erhebung Sachsen's und das Zuchthaus zu Waldheim" und sprach von dem in diesem Buche geschilderten gleißnerischen Benehmen der Geistlichen. Da wies Cornelius auf Silvio Pellico als auf den erfreulichsten Gegensatz hin und lobte die katholische Geistlichkeit sehr. Er ging dann auf die Konfessionen über und redete mit Wittig ziemlich scharf über den Werth des Protestantismus. Wir Anderen schwiegen still. Endlich sagte Schnorr: „Lieber Cornelius, Du hast jetzt gesprochen, aber es ist nicht so wie Du sagst. Dies muß ich Dir erklären; ich muß für mich und die Meinigen eintreten. Du stehst in einem andern Lager." Cornelius sah die Berechtigung dieser Worte ein und suchte einige Härten seiner Rede dadurch zu mildern, daß er mancherlei aus seinem früheren Leben erzählte, das beweisen sollte, wie er die Menschen nie nach dem Bekenntniß beurtheilt habe. Er sagte unter anderm, daß die deutschen Katholiken die protestantische Bildung nicht entbehren oder abweisen könnten, und daß er dies stets erkannt habe, so daß er einmal zu Veit gesagt: „Wenn der letzte Protestant katholisch wird, werde ich protestantisch."

Diese ernste Unterhaltung hatte gegen Abend ein heiteres Nachspiel auf dem anhaltischen Bahnhofe, wohin wir Schnorr zur Abreise begleitet hatten. Im Wartesaale befand sich nämlich auch ein pietistischer Schwarzrock, der die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog und der unsere Gesellschaft veranlaßte, die Rede noch einmal, scherzhaft, auf die Ketzerei zu bringen. Da wies Cornelius auf mich und sagte zu Schnorr:

„Das ist mein Hausketzer!"

Auf diesen Witz that er sich etwas zu gute, denn er wandte

ihn noch zwei- oder dreimal an, als er mich Leuten von sehr ausgesprochen katholischer Gesinnung vorzustellen in der Lage war.[1])

Nichts lag Cornelius ferner, als eine bewußte und männliche Ueberzeugung nicht zu achten. Seine Seele neigte nicht zur Eiferung, sondern zur Milde. Wenn in unsern vielfachen Unterhaltungen über religiöse Dinge ein Gegensatz sich etwa herausstellte, so liebte er es, über einen solchen mit dem Spruche: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen" mild hinwegzugehen. Durch die Frauen kam dann auch wohl einmal ein Scherz in solche ernste Rede, und man vereinigte sich, wie in diesem Hause die verschiedenen Geschosse, die Keller- und Bodenwohnungen an die Gläubigen und Ketzer vertheilt werden sollten.

Bei einer Gelegenheit, wo ich mich sehr entschieden gegen den Ultramontanismus oder sogenannten Neukatholizismus ausgesprochen hatte, gegen das übertriebene und tendenziöse Parteiwesen dieser Richtung, gab Cornelius werthvolle Aeußerungen über seine kirchliche Gesinnung ab. Er halte, sagte er, sich für einen echten Altkatholiken und die Wiederherstellung der alten Kirche sei seit Menschenaltern sein Wunsch gewesen. Dies habe er vor fast fünfzig Jahren schon Döllinger'n gesagt; Der aber sei damals sehr eifrig gewesen und erst später zu seinen jetzigen besseren Ansichten gelangt. Männer wie der Bischof Sailer von Regensburg, der ihm ein väterlicher Freund gewesen, seien seine Leute. Die Jesuiten strebten nach Alleinherrschaft, aber jene Männer seien duldsam. Ein herrliches Beispiel dieser Duldsamkeit und christlichen Tugend habe auch Sailer's Vorgänger, Bischof Wittmann, gegeben, der sein Gut buchstäblich mit den Armen getheilt habe. Als die protestantische Kirche in Rom eröffnet wurde, habe dieser die Hände gen Himmel gehoben und gesagt:

---

[1]) Einiges über diesen Besuch Schnorr's habe ich schon in meiner „Erinnerung an Julius Schnorr von Carolsfeld" (Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze S. 230f.) mitgetheilt.

„Wie groß bist du, o ewige Liebe!" Diese Erzählung bewegte Cornelius so tief, daß fast die Thränen in seine Augen kamen.

Aehnlich tief ergriffen fand ich ihn einmal, als er eine kleine Schrift, die von Leonardo's „Abendmahl" handelte, gelesen hatte und noch in den Händen hielt. Mit Begeisterung sprach er von der Größe jener alten religiösen Kunst und wie diese aus dem mütterlichen Boden der katholischen Kirche so herrlich emporgewachsen sei. Auch rühmte er die ganze künstlerische Erscheinung des katholischen Kultus und sagte endlich:

„Deshalb bin ich Katholik, weil ich hier in Vergangenheit und Gegenwart Kunst finde."

Ein Wort, welches den Kernpunkt von Cornelius' ganzer Religionsanschauung treffend und klar bezeichnet. Dieser Katholizismus von Cornelius war aber nicht entfernt ein ästhetischer, sondern ein ganz positiver. Ich erzählte ihm gelegentlich, daß ich Tags zuvor eine schöne Musikaufführung gehört hätte, wo Bach's „Gottes Zeit" und Mozart's „Requiem" gegeben wurden. Wir sprachen über die Musik und dann über die religiöse Bedeutung dieser Werke, über die Todten und den Zustand nach dem Tode. Es gefiel Cornelius nicht, daß der Protestantismus die tröstliche Lehre einer Fürbitte für die Abgeschiedenen verwerfe, und er lobte das katholische Dogma. Es wurden ein paar kurze Aeußerungen über dies Thema gewechselt, und da sagte denn, wohl als vermittelnden Schluß, Cornelius:

„Ich habe neulich erst in einem Briefe geschrieben: Jeder, der an die Gottheit Christi glaubt, ist mein Bruder. Mit Leuten, wie dem Renan und seinem Anhang will ich nichts zu thun haben. Wer aber bekennt, daß Christus Gottes Sohn ist, der ist mein Bruder."[1])

Wir schwiegen hiernach eine Weile, bis ich bemerkte, daß Renan's Buch, ganz abgesehen von dem religiösen Standpunkte, rein als wissenschaftliche und kritische Arbeit nur ein schwacher Niederschlag deutscher

---

[1]) In dem Briefe an Comfort bei E. Förster II. S. 482/3, wo jedoch der Brief irrig in das Jahr 1867 gesetzt ist.

Werke sein solle; so hätte ich gelesen, ob er etwa einen Blick in das Buch gethan?

„Nein, ich habe davon nichts gelesen, will das Buch auch garnicht sehen; habe aber dasselbe gehört, und besonders, daß er dem Strauß nachtreten solle."

Nun bemerkte ich, daß Sydow und dessen Genossen jetzt gegen Strauß aufträten, da dieser Schleiermacher angegriffen habe.

Da fragte Cornelius: „Der Sydow ist ja wohl ein Schüler von Schleiermacher?" und als ich dies bejahte, fuhr er fort:

„Den Schleiermacher habe ich öfters gesehen, er war auch einmal mit dem Minister Eichhorn eines Abends bei mir in München, aber in den religiösen Dingen haben wir uns nicht berochen. Früher hatte ich hier eine Predigt von ihm gehört, wo mich der Reimer hingeführt hat, aber die hatte mir nicht gefallen. Sagen Sie mal: Hat der Schleiermacher an die Gottheit Christi, an die Offenbarung geglaubt?"

Es war nicht leicht, diese Frage zu beantworten, ohne die festen Anschauungen eines so alten Mannes wie Cornelius oder die Achtung vor Schleiermacher zu verletzen. Doch gelang es leidlich und die Unterhaltung schloß in befriedigendem Einklange.

Der Leser wird bemerkt haben, daß meine Aufzeichnungen gegen das Ende des bisher Mitgetheilten hin weniger ausführlich und mehr lückenhaft werden. Für die weitere Folge war es sogar fast ganz unmöglich, dieselben in der bisherigen Weise fortzusetzen. Denn eines Theiles ward mein Verkehr mit Cornelius immer lebhafter, so daß es bei meiner beschränkten Zeit nicht mehr thunlich erschien, den Stoff zu bewältigen, andern Theiles nahm der Umgang mehr und mehr einen persönlichen Charakter an, und es wäre nicht angemessen, Dinge solcher Art vor die Oeffentlichkeit bringen. Auch wird es natürlich erscheinen, daß in den Unterhaltungen mancherlei Wiederholungen vorkamen. Aus allen diesen Gründen hatte ich seit dem Sommer 1865 aufgehört, in der früheren Regelmäßigkeit meine

Aufzeichnungen zu machen. Ich beschränkte mich darauf, nur Wichtigeres niederzuschreiben.

So lasse ich denn jetzt zunächst einige Mittheilungen folgen, die sich auf Cornelius, sein Leben und seine Kunst beziehen, und die er mir gelegentlich, wie Zeit und Ort es veranlaßten, gemacht hatte. Ich gebe sie jedoch nicht in dieser Folge, sondern stelle sie der Zeitfolge nach zusammen.

Der Großvater von Cornelius, wie ich annehmen muß mütterlicherseits, war hundert Jahre alt geworden und an seinem Geburtstage gestorben. Hierin sah er, scherzweise, eine Art Bürgschaft, daß er, der nun auch schon ein so hohes Alter erreicht hatte, es noch zu ähnlichen Jahren bringen würde.

Als Cornelius sieben Jahre alt war, befand er sich einmal bei einem Schützenfeste in Bilk bei Düsseldorf. Ein alter Philister schoß seine elende Flinte los und eine Ladung Pulver flog rückwärts in das Gesicht des daneben stehenden Peter. Davon war ein schwarzer Pulverfleck dicht unter dem linken Auge entstanden, den er zeitlebens behalten hat.

Als zehnjähriger Knabe sah Cornelius einmal die Radirung des „Ecce homo“ von Rembrandt, die einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf ihn machte, daß er zeitlebens die deutlichste Vorstellung von diesem Werke hatte.

Unter den künstlerischen Eindrücken, die Cornelius in seiner Jugend empfing, ist besonders der Anblick der Stadt Köln tief und entscheidend gewesen, der ihm eine Ahnung von Kunstgröße eingeflößt hat.

Die Akademie in Düsseldorf war um das Jahr 1800 ein wahres Hospital von Krüppeln und Lahmen; Alles was sonst nicht zu

brauchen war, wurde aus der Stadt und Umgegend dahin gebracht. Cornelius meinte, er, der kleine Kerl, wäre sich unter diesen Gesellen wie ein Achilles vorgekommen. Eines Tages kam auch eine Frau zum Direktor Langer und brachte ihren Sohn; sie sagte: „Eigentlich hat er Schneider werden sollen, aber dazu ist er zu schwach, nun will ich ihn Maler werden lassen.“ Worauf denn doch Langer das Weib hinausgeworfen hat.[1])

Als die Franzosen Düsseldorf räumten und die Bayern einrückten, wurden diese mit militärischen Ehren von Seiten der städtischen Invalidenkompagnie empfangen. Die Jungen und auch der Peter hatten aber über die Straße ein Seil gelegt, das sie im Augenblicke anzogen, als die alten Trommler und Hornisten dicht davor waren, so daß diese dann hinstürzten und Alles in Unordnung gerieth.

Ein französischer Soldat kam einmal halb angetrunken an der Akademie vorbei. Er hatte sein Käppi in der Hand und Nüsse darin. Oben hinter einem Fensterladen standen verdeckt der Peter und noch ein Junge. Sie riefen: „Monsieur!“ Der Franzose sieht sich um: „Qu'est-ce qu'il y a?“ donnert und flucht, wie er Niemand erblickt. Wieder rufen die Jungen „Monsieur!“ und so fort, bis der Franzose in Wuth geräth und mit Nüssen wirft. Die Jungen aber hören nicht eher auf, bis er alle Nüsse verschossen hat, dann laufen sie fort, klettern auf eine Hecke und, wie der Franzose vorbeikommt, strecken sie ihm die Zunge heraus.

In die Akademie kam zuweilen heimlich eine Kuchenverkäuferin, das Bärbele, mit Apfeltorten, über welche die Jungen natürlich eifrig herfielen. Eines Males auch war sie im Gypssaal, als ein Junge rief: „der Langer kommt.“ Was war da zu machen? In der Decke des Saales war eine Oeffnung mit einer Windevorrichtung, um beim Hochwasser die Abgüsse aus dem unteren Stock in den oberen schaffen zu können. Da wurde das Bärbele drauf gesetzt und hoch gezogen, — aber ihr rother Rock klemmte sich oben ein. Der Direktor sah das

[1]) An der Akademie wirkten damals nur noch zwei Lehrer; s. K. Strauven, Ueber künstl. Leben und Wirken in Düsseldorf. S. 44.

natürlich gleich und unter allgemeinem Gelächter wurde das verschämte Bärbele wieder herabgelassen.

In Düsseldorf bis zum Jahre 1809 hatte Cornelius längere Zeit hindurch freien Besuch des Theaters, da er die figürlichen Sachen für dasselbe malte. Die Bühne, sagte er, sei durchaus gut besetzt gewesen, und echtes künstlerisches Streben habe sie beseelt. Er selbst hat große Freude an den Darstellungen gehabt. Auch erzählte er bei dieser Gelegenheit, daß er als junger Mensch eine leidliche Stimme gehabt und das Lied aus Mozart's Figaro „O voi, che sapete" besonders gern gesungen habe.

Ich schalte hier eine Mittheilung, welche mir im Jahre 1870 von Herrn Maler Heigel in Leipzig gemacht worden ist, ein. Als Cornelius die Malereien in der St. Quirinskirche zu Neuß ausführte, entnahm er die nöthigen Farben aus der Handlung des Goldschmieds und Vergolders Rowett in Düsseldorf. Er hat dieselben aber niemals bezahlt. Herr Heigel hat diese Rechnung in den Rowett'schen Geschäftsbüchern 1843 selbst eingesehen, und es wurde ihm dazu gesagt, daß Rowett's es sich zur Ehre gerechnet und die Sache nie in Erinnerung gebracht hätten.

In Frankfurt am Main, welches damals unter der Regierung Dalberg's stand, hatte Cornelius für diesen jene „heilige Familie" gemalt, welche noch jetzt in den städtischen Sammlungen zu Frankfurt aufbewahrt wird. Dalberg war anfangs mit dem Werke zufrieden gewesen, als aber der französische Gesandte zufällig einige der Faustzeichnungen gesehen, deren deutsch-nationalen Charakter empfunden und diese neue Richtung der Kunst daher als verdächtig erkannt hatte, schien Dalberg, in Folge der Vorstellungen des Gesandten, auch die „heilige Familie" verleidet zu sein. Er fing an, dieselbe zu bemängeln, und wies Cornelius auf mittelmäßige französische Arbeiten als Vorbilder

hin. Das verdroß Cornelius natürlich nicht wenig, und so kamen beide auseinander. Er hat für Dalberg eine weitere Arbeit nicht gemacht. (Vergl. hier S. 94 und mein Cornelius-Buch S. 383/4, sowie die Mittheilung F. v. Hefner's bei E. Förster I. S. 67.)

Bald nach der Ankunft in Rom unternahm Cornelius das halsbrecherische Wagniß, über den Knopf der Peterskirche hinaus bis an das Kreuz zu klettern, an welchem er sich dann festgeklammert hat. Bis dahin sei Alles noch ganz leidlich gegangen, aber das Herunterkommen sei sehr gefährlich gewesen. (Vergl. mein Cornelius-Buch S. 48.)

Hier ist auch der Ort jener Sage zu gedenken, nach welcher Cornelius durch einen Karton Kestner's oder, wie Andere sagen, Platner's gesprungen sein soll. Der Karton war von Platner gemacht und hatte die „Verstoßung der Hagar" dargestellt. Ich kann aber versichern, daß dieser berühmte Sprung nicht von Cornelius ausgeführt wurde. Cornelius hat mir auf Befragen bestimmt erklärt, daß nicht er der Thäter gewesen, sondern der Steinschneider Matthäi. Dieselbe Mittheilung, ebenfalls aus Cornelius eigenem Munde geschöpft, findet sich schon in den Gesprächen von Max Lohde. (Zeitschr. f. b. K. III. S. 5.) Wenn ich in meiner „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." (S. 261) bei den Ausführungen über Platner diesen Vorfall mit dem Zusatze erzählte, daß es „angeblich der Steinschneider Matthäi" gewesen, so habe ich hierdurch einer Vorsicht insofern genügen wollen, als ich über diesen Steinschneider Matthäi in der Litteratur nichts gefunden habe, und als auch eine Verwechselung mit dem bekannten Bildhauer Ernst Gottlieb Matthäi aus Dresden nicht vorzuliegen scheint; die Dunkelheit der Persönlichkeit hat mich zu dem Zusatze veranlaßt. Uebrigens kann der Vorfall unter diesen Umständen ein Interesse nicht mehr erwecken.

Die Sage, daß Cornelius einen solchen Sprung gemacht habe, muß sich aber schon frühe in Rom gebildet haben, da sie Preller

bereits im Jahre 1828, also 15 bis 16 Jahre nach der That, sehr artig ausgeschmückt vorfand, so wie er sie in seiner von Pecht mitgetheilten „Selbstbiographie" erzählt. (Deutsche Künstler u. s. w. I. S. 281.) Neuerdings hat sie auch Wilhelm Kaulen (Freud' und Leid im Leben deutscher Künstler. S. 83) wieder nacherzählt. Nach Cornelius' eigener Erklärung aber ist er niemals durch irgend einen Karton gesprungen.

In meiner „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." (S. 285) habe ich schon Mittheilungen über die äußeren Umstände in Betreff der Joseph-Fresken zu Rom, über Bartholdy's Verhältniß zu dieser Arbeit und den Lohn der Künstler gemacht, größtentheils nach Cornelius' eigenen mündlichen Aeußerungen. Ich füge hier noch hinzu, daß Cornelius fort und fort in einer bedrängten Lage blieb. Um Geld zu schaffen, verkaufte er von seinen Arbeiten Alles, was einen Käufer fand, namentlich auch die Entwürfe, Zeichnungen und Kartons zu den Josephsbildern, die, wenn er sie hätte behalten können, in Berlin ihm hätten sehr nützlich sein müssen. Allein er hat sie verkaufen müssen, wie er mir versicherte, auch die Aquarelle der „Traumdeutung", welche jetzt die Nationalgallerie in Berlin besitzt, — und er hat dennoch Schulden gemacht. Um so höher ist die Idealität der Gesinnung und des Willens zu veranschlagen, welche in der mit Opfern ausgeführten Unternehmung in Bartholdy's Wohnung sich ausspricht. Aber ohne Niebuhr's fortwährende edle Beihülfe wäre es wohl kaum gegangen. Diese erstreckte sich nicht nur, wie ich in dem genannten Buche berichtet habe, auf den Ankauf des zu den Fresken nöthigen Ultramarins, sondern auch auf Darleihungen und sonstige Unterstützungen. Er hatte z. B. im Sommer 1817, wo er, Bunsen, Overbeck und Andere in Frascati wohnten, ein ganzes Haus daselbst gemiethet, um es Cornelius und Platner zum Gebrauche zu überlassen. So genossen beide Männer, nebst ihren Frauen und je zwei kleinen Mädchen, „durch die wohlwollende Güte Niebuhr's für die Sommermonate" die Wohlthat eines ländlichen Aufenthaltes. (Fr. Nippold, Chr. v. Bunsen u. s. w. Leipzig 1868. I. S. 127.)

In Betreff der Arbeiten bei Bartholdy führe ich noch die Stelle eines Briefes von Philipp Veit an seinen Bruder Johannes in Neapel vom 31. Oktober 1816 an: „Von unserer Malerei kann ich Dir nur die betrübte Nachricht mittheilen, daß obgleich Catel, Schadow und ich nichts bezahlt nehmen, Cornelius doch nicht fortarbeiten soll. Bartholdy scheint disgustirt. Du kannst denken, wie traurig Cornelius ist." (J. M. Raich, Dor. Schlegel und deren Söhne Joh. und Ph. Veit u. s. w. Mainz 1881. II. S. 382.)

Am 31. Januar 1866 war Rückert gestorben und dieser Todesfall ging Cornelius sehr nahe. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich wochenlang mit dem Bilde des alten treuen Freundes. Namentlich dachte er gern an die gemeinsame zu Rom im Jahre 1818 verlebte Zeit zurück und sagte mehrmals:

„Wenn ich nur schreiben könnte, ich wollte etwas schreiben ‚Rückert in Rom,' aber wie soll ich's machen?"

Ich schlug ihm vor, er möge seiner Frau diktiren, ich erbot mich, ihm behülflich zu sein, aber er hatte keine Lust. Doch erzählte er mehrere Geschichten von Rückert, unter denen mir die folgende die merkwürdigste zu sein schien. Als nämlich Cornelius an dem Fresko der „Wiedererkennung Joseph's" malte, lag Niebuhr in Ariccia krank an der Ruhr und Cornelius ging deshalb auf einige Zeit zu ihm hinaus; er arbeitete Tags an der „Dantezeichnung" und Abends unterhielt er Niebuhr. Rückert war auch dort und hatte seiner absonderlichen Erscheinung wegen von der Jugend, obwohl er immer freundlich war und Geschenke gab, viel zu leiden. Endlich wurde die Stimmung gegen ihn so bedenklich, daß man Grund hatte für ihn zu fürchten. Da sagte Cornelius seiner Wirthin, sie solle die Väter und Männer des Ortes einmal zusammentrommeln und ihnen sagen, er, Cornelius, sei die rechte Hand von dem preußischen Minister und dieser sei der beste Freund vom Papste, was er also sage, das geschehe. Nun kamen sie an und Cornelius hielt ihnen eine eindringliche Rede; sie sollten den ehrlichen Rückert zufrieden lassen. „Wer dem Mann aber noch irgend

etwas thut, da gebe ich Euch mein Wort, für den soll das Cavalletto aufgestellt und er soll auf offenem Platze ausgehauen werden. Da verlaßt Euch drauf." Von der Zeit an hatte Rückert Ruhe. Das Cavalletto, eine bockartige Prügelmaschine, welche zwar während der Franzosenzeit außer Gebrauch gekommen, war von der päpstlichen Herrschaft wieder eingeführt worden und stand in Schrecken erregendem Ansehen bei den Leuten. Cornelius freute sich dieses gelungenen Streiches herzlich. (Vergl. meine „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." S. 307.)

Ein bezeichnender Vorfall ereignete sich damals mit dem späteren König Ludwig. Es waren die sogenannten deutschen Röcke in die Mode gekommen und der Kronprinz Ludwig sah die Künstler gern in diesem Aufzuge. Cornelius aber schloß sich hier nicht an, so daß der Kronprinz ihn einmal fragte, warum er den deutschen Rock nicht trüge?

„Wenn Eure königliche Hoheit — war die Antwort — im deutschen Rocke Audienzen geben werden, dann werde ich vor Ihnen so erscheinen."

(Vergl. meine „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." S. 306/7, wie auch die „Erinnerungen von Ringseis" in den Historisch-politischen Blättern, Band 78, 1876, S. 599.)

In demselben Jahre 1818 machte Cornelius gemeinschaftlich mit J. D. Passavant aus Frankfurt am Main eine Reise nach Neapel, wo sie einige Zeit sich aufhielten. Hier zeichnete Cornelius die „Madonna mit der Rose" auf Stein, um in diesem Verfahren einen Versuch zu machen. Aber der Versuch war, wie er mir sagte, ganz abscheulich ausgefallen. Durch Passavant ist ein Abdruck dieser Steinzeichnung in das Städel'sche Kunstinstitut gekommen. (Vergl. mein Cornelius-Buch S. 393.)

Während dieses Aufenthaltes zu Neapel waren Cornelius und

Passavant eines Tages bei einem Barbier, und während Passavant saß, fragte der Barbier Cornelius, ob Passavant, der schwarz gekleidet ging, ein Priester sei, was dieser natürlich eiligst bekräftigte. Als nun Passavant aufstand, hatte ihm der Barbier eine kleine Tonsur rasirt und der Unglückliche fing mit diesem an zu zanken und zu fluchen; ein Diavolo jagte den andern, bis er Cornelius lachen sah und er sich nun leicht die Sache erklärte. Von da ab trug er, bis die Stelle wieder zugewachsen war, stets ein Käppchen. Auch bei der Erzählung dieses Spaßes mußte Cornelius wieder aufs herzlichste lachen.

In den beiden letzten Jahren seines römischen Aufenthaltes arbeitete Cornelius an den Dante-Malereien für die Villa Massimi, von denen ich in meinem Cornelius-Buche S. 67 ff. und S. 389, sowie in meiner „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." S. 344 ff. gesprochen habe. Den Entwurf des Ganzen, der in Federumriß ausgeführt und zum Theil in Farben angelegt war, hatte Cornelius in Folge einer Aufforderung dem Könige von Sachsen angeboten, der seinem Bruder, dem Prinzen, späteren Könige Johann für dessen ausgezeichnete Sammlung von Dante-Darstellungen ein Blatt von Cornelius schenken wollte. Das Anerbieten wurde angenommen und die Zeichnung nach Dresden geschickt.

„Wissen Sie," — fragte mich Cornelius, als er mir diese Sache erzählte, — „was ich dafür bekommen habe? Eine Tabaksdose und einen Brief von so einem Hofmenschen, der mir schrieb: Euer Wohlgeboren u. s. w. Die Tabaksdose habe ich gleich Brüggemann geschenkt, und dann habe ich mich hingesetzt, und dem Kerl einen Brief geschrieben, der auch mit Euer Wohlgeboren anfing. Sie wissen, ich gebe den Dreck auf solche Dinge, aber von Leuten dieser Art verlange ich alle meine Titel bis auf den letzten. Dies Volk denkt, es kann mit Künstlern umgehen wie mit Schuhputzern."[1])

Der Zorn über diese Behandlung hatte Cornelius ganz den Werth

---

[1]) Vergl. die Briefe bei E. Förster II. S. 255,6.

der Dose übersehen lassen. Sie wurde auf mindestens 500 Thaler geschätzt und von Brüggemann als Prachtstück bei großen Gelegenheiten benutzt. Dieser hat später über die Dose letztwillig zu Gunsten der Abhaltung von Seelenmessen verfügt.

Das Tabakrauchen hat sich Cornelius im letzten Jahre zu Rom, 1819, angewöhnt, um sich gegen den Scirocco zu schützen; er arbeitete damals bereits an einem Karton für die Glyptothek.

Als Cornelius im Jahre 1819 nach München kam, um die Glyptothek-Malereien zu beginnen, betrieb es der Kronprinz Ludwig, daß er zu gleicher Zeit auch die Leitung der Akademie übernehmen solle, an deren Spitze seit 1806 Cornelius' alter Lehrer Johann Peter Langer aus Düsseldorf stand. Cornelius lehnte diesen Plan aber mit Bestimmtheit ab und erklärte, daß Langer, so lange er lebe oder Gesundheit habe, Direktor bleiben möge. Langer starb nun bereits 1824 und gleich darauf wurde die Angelegenheit dann, wie bekannt, geordnet. Jenes Verhalten ist ein schönes Zeugniß für Cornelius' Charakter, der, ohngeachtet Langer einst aus ihm, wegen mangelnder Begabung zur Kunst, einen Goldschmied hatte machen wollen, sich doch von der Pietät gegen den alten Lehrer leiten ließ. (Vergl. mein Cornelius-Buch S. 24 und S. XI, sowie auch die Briefe bei E. Förster I. S. 231, 261/2 und 265, welche noch andere Gründe, die späterhin mitbestimmend waren, angeben.)

In München hat Cornelius jahrelang täglich geritten. Seine Reitkunst aber hatte er nur als Knabe einst bei Knechten und französischen Reitern erlernt. Seiner Gesundheit sei diese Bewegung sehr dienlich gewesen.

Auf der Reise nach Paris im Jahre 1838 war Cornelius von seiner Frau und seinen beiden Töchtern begleitet. Den Damen hatte Meyerbeer, welcher auch dort anwesend war, einen musikalischen Abend versprochen, und so begab sich denn die Cornelius'sche Gesellschaft

an dem bestimmten Tage dahin. Es waren alle Zeitungsmänner von Paris, dann Heine und Andere da; von Musik war trotz des „musikalischen Abends" nicht die Rede, man aß und schwätzte, und die Herren von der Presse boten Cornelius ihre Dienste an. Andern Tages stand in allen Zeitungen, daß Cornelius bei Meyerbeer den Abend zugebracht habe. Dies, meinte Cornelius, sei der eigentliche Zweck Meyerbeer's gewesen, und seit der Zeit habe er eine Abneigung gegen denselben gehabt. Sie hätten beide nicht zusammen gepaßt, auch habe Cornelius Meyerbeer später in Berlin einmal sehr beleidigt, da er nach dem ersten Akte der „Hugenotten," wohin ihn Meyerbeer in seine Loge mitgenommen hatte, wegen der übergroßen Sommerhitze habe fortgehen müssen.

Bei demselben Pariser Aufenthalte wurde bekanntlich Cornelius am 13. November von den Künstlern ein großes Fest gegeben. Man sprach viel von Kunst und Nationalität. Horace Vernet sagte, die Kunst müsse ohne Nationalität sein.

„Ja," erwiderte Cornelius, „aber sie muß aus der Nationalität hervorgehen und sich dann erst zur Menschheit erheben. Sie z. B., mein lieber Vernet, sind ein gründlicher Franzose."

„Und Sie," fuhr Vernet los, „sind ein echter Deutscher."

„Ja, darauf bin ich auch stolz."

Wie überall und immer im Leben drängte sich auch an die großartige Wirksamkeit von Cornelius in München mancherlei Neid und Mißgunst, denen andrerseits Meinungsverschiedenheiten mit dem Könige Ludwig zu Hülfe kamen, um die Stellung von Cornelius unbehaglich zu machen. Der Anfang dieser Störungen fällt bereits in das Ende der zwanziger Jahre. Den ersten bedeutenden Ausdruck derselben veranlaßte die Ausführung der Malereien in dem Kuppelgange der Pinakothek. Cornelius hatte angefangen, hierfür im Auftrage des Königs 48 Zeichnungen zur „Geschichte der Malerei" zu machen. Er zeichnete die Blätter Abends bei Licht, während er bei Tage an den Kartons für die Glyptothek arbeitete. Er hielt viel auf diese geistvollen und inhaltreichen Zeichnungen und sagte einmal zu mir:

„Ich weiß es, einige Sachen sind darunter, die gehören zu meinen besseren Arbeiten."

Natürlich war ihm nun auch sehr daran gelegen, daß die Ausführung dieser Zeichnungen in Freskomalerei voll, ganz und treu in seinem Geiste gemacht würde. Der König wollte, daß der Professor Clemens Zimmermann die Kartons und die Malereien ausführen sollte, da aber Cornelius dies durchaus nicht wollte, so kam es zwischen beiden zu einem ernsten Auftritte, der ohne Verständigung schloß. Da ließ der König, wie Cornelius sich ausdrückte, ihn von allen Seiten bestürmen, bis er endlich nachgab.[1]) Er war aber auch mit der wirklichen Ausführung nachher durchaus unzufrieden und erzählte, daß der König Ludwig ihm später einmal in Rom auch seinerseits zugestanden habe, wie sehr ungenügend die Arbeit ausgefallen sei. Er meinte, man solle Alles herunterschlagen und die Malereien nach seinen Zeichnungen von einem tüchtigen Künstler neu machen lassen. Als solcher schien ihm damals — es war der 16. September 1866 — der Maler Ferdinand Wagner in Augsburg geeignet, von welchem gerade in jener Zeit viel gesprochen und verhandelt wurde.

„Der Wagner wäre dazu der rechte Mann," sagte er.

Durch diesen und andere Vorfälle war eine starke Mißstimmung bei Cornelius hervorgerufen worden und der Gedanke, München zu verlassen, war bei ihm aufgetaucht. Dies geschah bereits im Jahre 1828 oder 1829. Naturgemäß lenkten sich seine Blicke nach Berlin und er hatte Niebuhr ersucht, dort unter der Hand Versuche zum Anklopfen beim Minister von Altenstein und beim Kronprinzen zu machen, doch nahm er diesen Wunsch bald danach wieder zurück.[2])

Die Ereignisse drängten ihn aber in dieser Richtung immer weiter.

Wie stark erschüttert die Stellung von Cornelius war, mag folgender Vorfall bezeugen.

Als Cornelius am „jüngsten Gerichte" malte, war einmal der Kaiser Nikolaus von Rußland zum Besuche in München anwesend.

---

[1]) Vergl. die Schriftstücke bei E. Förster I. S. 426 u. ff., 492 u. ff.

[2]) Vergl. den Brief vom 28. August 1829 bei E. Förster II. S. 4/5.

Cornelius wußte dies und wußte auch, daß der Kaiser die Ludwigskirche besuchen würde, obwohl ihm nichts amtlich angezeigt war. Als er aber früh an die Arbeit ging, sah er, wie neben der Kirche bei einer Bude, wo Glasgemälde gemacht wurden, zwei Professoren der Akademie, darunter Gärtner, hofmäßig angekleidet warteten; sie sagten ihm, ihrem Direktor, aber nichts, und er ging ruhig auf sein Gerüst, zog sich den Malkittel an und malte. Da kam nach einiger Zeit ein Offizier zu ihm und meldete den Czaren mit dem Ersuchen, daß Cornelius herabsteigen möge. Dieser aber sagte, das ginge nicht, er sei in solchem Aufzuge, daß er sich vor dem Kaiser nicht zeigen könne. Der Offizier berichtete dies, war aber gleich wieder da und bat ihn, er möge nur kommen wie er wäre. Als Cornelius nun herunter gelangte, kam ihm Nikolaus entgegen, der alle Entschuldigungen abschnitt und sagte: „Dies ist ja Ihr Ehrenkleid. Ich aber sollte in München gewesen sein und den Cornelius nicht gesehen haben!" Dann unterhielt er sich lange mit ihm, stieg mit auf das Gerüst und ließ sich alles erklären. Endlich verabschiedete er sich in der liebenswürdigsten Weise, ohne die beiden Professoren zu beachten. Cornelius meinte:

„Ich hätte allerdings mich andern Tages bei ihm ins Buch schreiben sollen! Es war unrecht, daß ich es nicht that. Aber ich wollte nicht, daß man denken sollte, ich verlangte etwa nach einem Orden. Auch war diese Gunst des Nikolaus in München gegen die Künstler dem Könige Ludwig nicht angenehm, der neben dem Czaren nur eine untergeordnete Rolle spielte."[1])

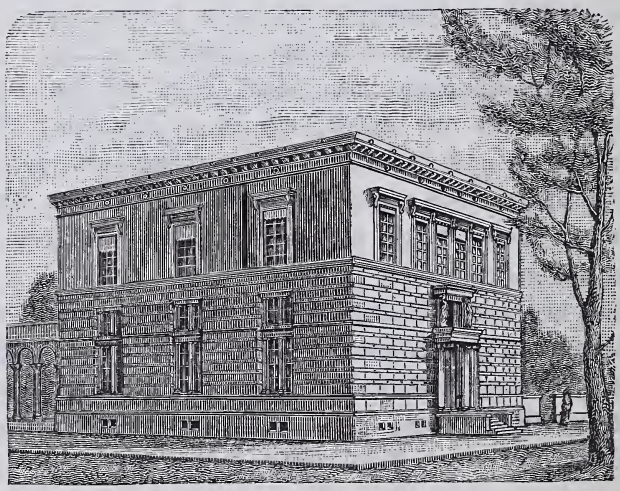
Einen Fall ähnlich herausfordernder Zurücksetzung, der jedoch nicht so befriedigend endigte, berichtet E. Förster (II. S. 131), welcher unmittelbar nach demselben Cornelius sprach. Es war Cornelius nämlich, während der König Ludwig mit dem Architekten Gärtner in der Ludwigskirche war, auf Befehl beider Herren der Eintritt in die Kirche verwehrt worden. Das schlug dem Faß, sozusagen, den Boden aus. Der Vorfall ereignete sich anfangs August 1840.

---

[1]) Dieser Vorfall ist von Sepp in seinem Buche „Ludwig Augustus" S. 285 berührt, aber vollkommen entstellt geschildert.

Dazu kam nun noch, daß der König Ludwig, als das Fresko des „Weltgerichtes" nach fünfjähriger Arbeit endlich vollendet war, sein Mißfallen und seinen Tadel über dies Werk, wie bekannt, nicht zurückhielt. Cornelius fühlte sich aufs tiefste verletzt. Und da in dieser Zeit der bisherige Kronprinz, nunmehrige König Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen hatte, so nahmen die Pläne in Bezug auf Berlin feste Gestalt an.

Fast unmittelbar nach jenem Vorfall, unterm 15. August 1840, wandte er sich durch Vermittelung von Bunsen an den König und bot ihm Alles, was er war und konnte, an. Durch Bunsen und A. von Humboldt wurde die Verhandlung weiter geführt, und im Dezember war die Angelegenheit zum Abschluß gebracht. Die betreffenden Schriftstücke sind in dem Nippold'schen Buche über Bunsen (Leipzig, 1869. II. S. 137 u. ff.) und weiter bei E. Förster (II. S. 133 u. ff.) mitgetheilt. Am 12. April 1841 verließ Cornelius München.



Was die äußeren Verhältnisse von Cornelius' Stellung in Berlin betrifft, so hatte er keinerlei Amt oder amtliche Verpflichtung. Nur um seiner Kunst willen, im eigensten Sinne, war er gerufen worden. Auch einen neuen Titel erhielt er nicht; er führte den

Münchener Titel „Direktor" weiter. Der mit dem bayerschen Verdienstorden verbundene persönliche Adel wurde selbstverständlich allseitig anerkannt. An Jahrgeld war ihm derselbe Betrag, den er zu München in Gulden bezogen, in Thalern, nämlich 3600 Thaler ausgesetzt worden, und außerdem wurde ihm jede einzelne Arbeit, die er für den Staat machte, noch besonders bezahlt. Dazu wurde ihm das Haus am Königsplatze gebaut und gewissermaßen als eine Art Lehn überwiesen; er sollte es lebenslänglich bewohnen, auch sollte dasselbe seinen Erben noch ein Jahr nach seinem Tode kostenlos verbleiben, dann aber an den Staat gegen Zahlung von 20000 Thalern zurückfallen. Da der Abbruch dieses Hauses, um die Baustelle für das Reichstagsgebäude zu gewinnen, jetzt unmittelbar bevorsteht, so möge die hier neben stehende Abbildung das Andenken desselben erhalten. Im Uebrigen beziehe ich mich auf den S. 4 gemachten Hinweis.

Außer diesen Zuwendungen war Cornelius auch, falls seine Frau ihn überleben würde, für diese ein Wittwengehalt von 500 Thalern zugesichert worden. Zwar wurde nachher diese Abmachung auf die zweite Frau, Geltruda Ferratini, bezogen, mit welcher Cornelius nach Berlin gekommen, die aber bereits am 12. Juni 1859 zu Rom gestorben war. Cornelius hatte darauf am 15. April 1861 sich wiederum verheirathet. Er war der Meinung, daß die Zusicherung jenes Wittwengehaltes sich natürlich auch auf diese Frau, Teresa Giamperi, beziehen müßte, aber der Minister von Mühler war andrer Ansicht. Er machte geltend, daß bei der Berufung von Cornelius nach Berlin nur an seine damalige Frau, welche in einem entsprechenden Alter zu ihm stand, nicht aber an eine dritte verhältnißmäßig sehr junge Frau hätte gedacht werden können, die er noch im achtundsiebzigsten Jahre heirathen und die ihn voraussichtlich sehr lange überleben würde. Dieser Auffassung wird man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können, aber sie war doch nicht am Orte. Cornelius wandte sich unmittelbar an den König Wilhelm, der sogleich eine seinen Wünschen ganz und gar entsprechende Entscheidung traf. Cornelius fühlte sich tief von Dankbarkeit durchdrungen und mit Beruhigung erfüllt. Seine Wittwe hat später allerdings diesen Gehalt noch nicht einmal ein volles Jahr

genossen, da sie bereits vor Ablauf desselben eine anderweitige Ehe einging.

Ich will hier eine Stelle in den „Tagebüchern Varnhagen von Ense's" (Leipzig 1861. I. S. 295.) nicht übergehen. Mit demselben Jahrgelde wie Cornelius war auch Rückert berufen worden; Felix Mendelssohn sollte 3000 Thaler erhalten. Das schrieb Varnhagen in sein Tagebuch und bemerkte dazu unterm 25. April 1841, drei Tage nach der Ankunft von Cornelius in Berlin: „Die obigen Sätze stehen nicht im Verhältniß mit andern hiesigen Gehalten, selbst nicht mit denen, welche den Brüdern Grimm bewilligt worden. Vielfache große Mißstimmung ist unvermeidlich." Es mag sein, daß Mancher über diese Berufungen verstimmt war und in erster Reihe Varnhagen, aber dieser griff, durch seine klatschsüchtige Neigung getrieben, hier wie sehr häufig den Ereignissen vor. Von einer wirklichen Verstimmung der öffentlichen Meinung war keine Rede, am allerwenigsten in Bezug auf Cornelius. Varnhagen war nun eng befreundet mit Alexander von Humboldt und Humboldt wieder mit Bettina von Arnim, und Bettina hatte „auch schon" in den ersten Monaten, wo Cornelius in Berlin war, mit ihm „Verdruß gehabt." (I. S. 329. 22. August 1841.) Und so mag hier schon der Ursprung eines der Gründe zu suchen sein, die später Cornelius' ungünstige Meinung über Humboldt herbeiführten.

Wie wenig geschäftlichen Sinn Cornelius hatte, geht aus mancherlei Thatsachen hervor. Er war im Stande, heute ein Werk für nichts dahin zu geben, und morgen für ein gleiches 1000 Thaler zu verlangen. Auch hier habe ich ja schon einzelnes erzählt, welches nach dieser Richtung hin für ihn bezeichnend ist, wie z. B. sein Verhalten gegenüber der ihm vom Könige von Sachsen übersandten Dose. (S. 141.) Ich kann nach einer Mittheilung des verewigten Geheimrathes Dr. Pinder, welcher damals die Kunstangelegenheiten im Kultusministerium bearbeitete und dem ich auch einige der in dem zunächst Vorstehenden gegebenen Nachrichten verdanke, noch hinzufügen,

daß Cornelius wiederholt Tausende von Thalern auf der Ministerialkasse unerhoben hat stehen lassen, bis er wiederholt gemahnt, endlich nach zwei und mehr Jahren das Geld abgenommen hat. Dabei hatte er sich geäußert, daß das Geld ja beim Ministerium sehr sicher läge, und nicht bedacht, daß er auf diese Weise erhebliche Zinsverluste erlitt.

Im Jahre 1845 auf 1846, wo Cornelius zu Rom den Karton der „apokalyptischen Reiter" anfertigte, hatte er die ehemalige Werkstatt des Camuccini, in einem alten griechischen Kloster, für sich gemiethet. Nach Professor Sepp, der ihn damals dort besuchte, wohnte er auf der Via della Ripetta.[1]) Dort ist das große Werk entstanden. Von 1853 an wohnte er zwei Jahre in den nämlichen Räumen, wo er und seine Genossen, beinahe ein halbes Jahrhundert zuvor, für Bartholdy die Joseph-Fresken gemalt hatten. In einem Zimmer neben dem Joseph-Saale führte er zum größesten Theile die „Erwartung des Weltgerichtes" aus. Von dort zog er für kurze Zeit nach der Piazza Barberini, dann aber nach dem Palazzo Poli bei der Fontana Trevi, wo er bis zu seiner Abreise von Rom im Jahre 1861 wohnen blieb.

Zur Zeit der Unruhen zu Berlin im Sommer 1848 brachte Cornelius, von der Angst seiner Frau gedrängt, einige Zeit zu Potsdam bei dem Generaldirektor der königlichen Gärten, Lenné, der wie er ein Niederrheinländer war, zu.

Während des letzten Aufenthaltes in Rom, der von 1853 bis 1861 dauerte, empfing Cornelius auch den Besuch des Prinzen von Wales, welcher den nach seiner Zeichnung gearbeiteten „Glaubensschild" als Pathengeschenk vom Könige Friedrich Wilhelm IV. erhalten hatte. Der Schild war auf der ersten Weltausstellung zu

[1]) Siehe weiter hinten; vergl. auch Förster II. S. 261.

London durch den ersten Preis ausgezeichnet worden, aber der Besitzer hatte denselben für sich behalten. Das hatte Cornelius sehr gekränkt, so daß er den Besuch des Prinzen nicht einmal erwidert hat. Diesen Schild schätzte er ganz besonders hoch, und noch mehr that er das in Bezug auf die zweite Ausführung, welche damals, noch in den einzelnen Stücken, im Antiquarium der königlichen Museen zu Berlin aufbewahrt wurde. (Vergl. mein Cornelius-Buch S. 413.) Er war der Ansicht, daß bei diesem Werke, namentlich in der zweiten Ausführung, Erfindung, Geist und Handarbeit sich einander so sehr entsprächen, wie bei keinem andern Werke ähnlicher Art in der Neuzeit. Um so mehr war ihm die Behandlung des zweiten Exemplares, da es im Museum versteckt und vergraben war, schmerzlich, und in seinem Zorn hierüber fiel wieder manches bittere Wort über Olfers. Ich nahm Veranlassung deswegen einmal mit dem Geheimrathe Pinder zu sprechen. (S. 148.) Ich bat ihn, doch vom Minister eine Aeußerung zu erwirken, damit der Schild zusammengesetzt und angemessen aufgestellt würde. Pinder jedoch lehnte diesen Wunsch ab, da auch der Minister nicht wagen würde, Herrn von Olfers Vorschriften zu machen. In solcher Furcht hielt dieser Mann selbst den ihm unmittelbar vorgesetzten Minister. Und man kann danach ermessen, wie sehr er, bei dem ausgesprochenen Mißverhältniß zwischen ihm und Cornelius, im Stande war, dem letzteren Unannehmlichkeiten zu bereiten, welche ihrerseits dann wiederum die harten Aeußerungen und Urtheile von Cornelius veranlaßten.

In der ersten Oktoberwoche 1865 waren die beiden Cornelius'schen Gemälde in der Raczynski'schen Gallerie „Christus in der Vorhölle" und die „Gruppe der Seligkeit" gewaschen und gefirnißt worden; beide hatten vorher keinen Firniß gehabt. Cornelius sah sie sogleich an und sagte: „Sie sind so frisch, daß es mich selbst überrascht hat." Mit der Farbe war er sehr zufrieden. Ich regte an, daß der Karton zum „Christus" mit einem Loche bei ihm in der Ecke stehe, und stellte vor, daß er geheilt und aufgestellt würde. Cornelius sagte, er sei noch nicht fixirt und voll Staub.

„Aber Sie haben recht, ich will den Keller und Trüloff kommen lassen und dann wollen wir einmal sehen."

Am 6. März 1866 war plötzlich Brüggemann gestorben. Cornelius war davon tief erschüttert, doch trug er den Schlag ruhig und edel. Am darauf folgenden Sonntag, den 11., war die Brüggemann'sche Verwandtschaft bei ihm zu Tische und Einer aus derselben regte es an, auf Cornelius' Wohl anzustoßen. Die Meisten standen dabei auf; Cornelius auch. Da sagte seine Frau scherzhaft: „Mein Mann will eine Rede halten." Cornelius versetzte:

„Meine Frau will, ich soll eine Rede halten; ja, was soll ich sagen! Wir haben jetzt so viel gesprochen von Tod und Sterben, und das ist alles gut und schön. Aber der Lebende hat recht, und wir haben keine Zeit zur Kopfhängerei. Leben heißt wirken und arbeiten, und zwar wie es im Vater Unser steht, daß sein Reich zu uns komme. Jeder soll an seiner Stelle tüchtig sein, ob er König oder Schuhflicker sei, und so sollen auch wir redlich arbeiten und mithelfen am Reiche Gottes. Darauf lassen Sie uns trinken!" Als dies geschehen, setzte er sich nieder und sagte: „Der Hanswurstenrock ist auch ein Rock!"

Cornelius war zuweilen in der Unterhaltung über seine Arbeiten und seine Kunst aufgeschlossen und warm, in der Regel jedoch war er zurückhaltend, weil er meinte, der Künstler solle über seine eigenen Werke nicht viel reden. Wenn er aber selbst von Neuem sich begeisterte, dann öffnete sich seine Seele und er sprach schöne und tiefe Worte. So äußerte er einmal:

„Sie glauben nicht, wie glücklich und selig ich bei meiner Arbeit bin, und die wenigen Stunden, die mir Gott noch schenken wird, will ich redlich benutzen . . . . Und so war es immer. Als ich an den Entwürfen der Offenbarungswand zeichnete, war einmal Palmerston bei mir und der sagte: ‚Was ist doch ein Künstler glücklich!' Ja, erwiderte ich, ich tausche mit keinem König."

Bei Gelegenheit eines Gespräch über die Volksthümlichkeit jeder echten Kunst versicherte Cornelius, wie er stets und immer dahin gestrebt habe.

„Aber — setzte er hinzu — das Letzte und Tiefste kann nicht Jeder sogleich sehen. Denn die Kunst hat auch ihre Mysterien. Sie ist wie die Religion: klar wie der Aether und geheimnißvoll wie der Aether. Glauben Sie mir, Freund, es ist so. Es sind geheime Dinge in der Kunst, die der Meister selbst erst sieht, wenn er sein Werk vor sich hat und dann vielleicht auch nicht immer. Das ist das Walten des göttlichen Geistes und der echte Künstler muß in Liebe, Treue, Hingebung, Fleiß und Gehorsam ihm folgen."

Wir sprachen einmal davon, daß die Berliner Kartons erheblich mehr durchgeführt seien, als die Münchener, und dabei meinte Cornelius, dies komme daher, weil er doch seitdem zugelernt habe, dann aber, weil er die Ausführung durch andere Hände dabei bestimmt im Sinne gehabt hätte. Es gebe wohl kaum Kartons anderer Maler, die so ausgeführt seien, wie seine Berliner Werke, denn die alten Meister hätten ihre Kartons immer nur als vorübergehende Hülfsmittel für sich selbst behandelt. Hiermit stimmt überein, was er am 3. Dezember 1845 mit Bezug auf die „apokalyptischen Reiter" an Brüggemann schrieb: „Ich habe noch nie einen Karton mit so viel Ernst und Studium wie diesen ausgeführt u. s. w."[1]) Dieses Alles wird jedoch nur auf die Kartons, welche etwa bis zur „Erwartung des Weltgerichtes" entstanden sind, bezogen werden können. Die Arbeiten aus den letzten 10 bis 12 Lebensjahren lassen die alternde Hand in einer gewissen Unsicherheit des Striches erkennen; auch zeigen die letzten eine stärkere Anwendung des Wischers.

---

[1]) Bei E. Förster II. S. 271.

Als einmal von dem Zustande der Kunst in der Gegenwart die Rede war, sagte Cornelius, wenn er, als er die Glyptothek anfing, geahnt und gewußt hätte, in wie kurzer Zeit die deutsche Kunst wieder ins Elend gerathen würde, so wäre er nach Rom zurückgegangen und hätte dort seine Aufträge ausgeführt. Auch jetzt noch habe er mehrere Anträge dort gehabt, aber wie seine Verhältnisse nun einmal gelegen, habe er alles abgelehnt.

„Mein Kamposanto lag mir am Herzen."

Aber mit der gegenwärtigen Kunst sei es elend und unerfreulich.

„Ich habe auch gestern das Rathhaus gesehen. Aber hören Sie mal, was ist das für ein abscheuliches Machwerk. Ich habe nicht gewußt, ob ich weinen oder lachen sollte. Das sind nun drei Dinge: dies Rathhaus, die Synagoge und die Börse; und alle drei sind nichts. Nun, die Börse kann immer noch am ehesten gelten, aber es ist auch keine Architektur."

Er hielt sich dann auch sehr stark über die kleinen Bilder auf, welche damals unter den großen Schinkel'schen Wandgemälden in der Halle des Museums ausgeführt worden waren. Er tadelte Alles an denselben und spottete über die kupfer- und pommeranzenfarbenen Menschen, die da hingemalt seien. Er verglich diese Unternehmung mit der des Pommeranzio, der neben den Zimmern Rafael's im Vatikan gemalt hatte, und sagte in Bezug auf diese letzteren Arbeiten:

„Ich bewundere weiter nichts daran als die Frechheit."

Aehnlich, meinte ich, sei wohl die Unternehmung am Museum auch aufzufassen, doch er wollte das nicht Wort haben und sagte:

„Nein, das ist Dummheit."

Die Angelegenheit sei ganz und gar auf Rechnung des General-Direktors von Olfers zu setzen, der es eben nicht besser verstehe. Und als ich endlich sagte, diese Bilder verdienten abgeschlagen zu werden, bekräftigte er dies mit den Worten:

„Heute lieber als morgen!"

Ich bemerke hierzu, daß die Anlage dieser unteren Bilderreihe ursprünglich von Schinkel selbst beabsichtigt worden war, daß aber die Ausführung, wie sie nach so vielen Jahren endlich bewirkt wurde,

gänzlich verunglückte. Gegen diese verunglückte Ausführung richtete sich damals in Berlin der allgemeine Unwille und Spott.

Im Frühling des Jahres 1866 begann mit den Regungen, die den Krieg einleiteten, auch die Politik in dem allgemeinen Interesse und den Gesprächen sich mehr in den Vordergrund zu drängen. Cornelius nahm an den Tagesfragen sehr lebhaften Antheil, doch sah er mit Bangen und Unmuth wie der Sturm sich immer drohender ankündigte. In seinen politischen Ansichten waren zwei Dinge von wesentlicher und maßgebender Bedeutung. Einmal war er fest überzeugt, daß in Italien die Dinge sich nicht halten würden, weil das italienische Volk im großen und ganzen untüchtig sei. Dann aber hielt er was auf Oesterreich. Ein Deutschland ohne Oesterreich kam ihm thöricht vor, und wenn entgegnet ward, daß Deutschland mit Oesterreich und Preußen immer zwischen zwei Interessen schwebe, so meinte er, Oesterreich und Preußen müssen sich vertragen. Bei solchen Ansichten mußte es natürlich den schmerzlichsten Eindruck machen, als es endlich zur Gewißheit wurde, daß diese beiden Reiche, statt sich zu vertragen, zum Kampfe gegen einander bereit standen, und daß Preußen nun sogar auch noch mit den Italienern und Garibaldi gemeinschaftliche Sache machte. Cornelius war unglücklich; er wagte nicht zu fürchten und nicht zu hoffen. Doch ehe er zur Besinnung kommen konnte, war die Entscheidung erfolgt, die dann nicht verfehlte, beruhigend und günstig auf ihn zu wirken. Er freute sich der ruhmwürdigen Kriegsthaten des preußischen Heeres, und theilte die gerechte Siegesfreude um so mehr, als sein eigener Sohn als Hauptmann im Felde stand. Die edle Haltung des Königs, wie die denkwürdige Aufopferung des Volkes rührten ihn tief. Er fühlte sich mit Stolz als Preuße.

Als die politischen Verhältnisse sich zu klären anfingen, söhnte er sich auch mit der Neugestaltung Deutschland's als einer sicheren Grundlage für den gedeihlichen Weiterbau aus; allein seinem ungestümen Wunsche war doch noch zu wenig geschehen, und erregt sagte er eines Tages:

„Nun, wenn es einmal so kommen mußte, warum wurde nicht

gleich von Grund aus aufgeräumt? Warum nahmen wir nur die Hälfte und nicht das Ganze?"

Ich erwiderte ihm ruhig: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus!" und ich versuchte nach meiner Einsicht ihm die äußeren und inneren Gründe zu zeigen, die ein Halt an dieser Grenze geboten hätten. Vor Allem aber machten die sich drängenden Ereignisse den entschiedensten Eindruck auf ihn, und er fühlte immer mehr, daß für Deutschland eine bessere Zukunft sich ankündige. Die Rede, mit welcher der König den verfassungsgebenden Reichstag eröffnete, verursachte ihm so, noch wenige Tage vor seinem Tode, die lebhafteste und hoffnungsreichste Freude. (S. 164/5.)

Während der Kriegszeit war ich krank gewesen und konnte mehrere Wochen nicht ausgehen, wo er es denn nicht fehlen ließ, seine Theilnahme auf das Liebenswürdigste zu bekunden. Ähnlich hatte er auch mehrere Monate früher während der Krankheit meines Vaters, die dessen Tod zur Folge hatte, sich fleißig erkundigen lassen, er hatte seine Frau geschickt und war selbst gekommen. Als ich ihm darauf dann die Trauerbotschaft brachte, sagte er in seiner kräftigen und entschiedenen Weise: „Danken Sie Gott, daß Sie ihn so lange gehabt haben!" Noch nicht ganz war ich von jener eben erwähnten Krankheit hergestellt, als mich plötzlich Frau von Cornelius mit der Nachricht zu sich rufen ließ, ihr Mann läge auf dem Tode. Ich nahm meine Kräfte zusammen und fuhr hin. Cornelius litt an einem äußerst heftigen Anfall von Lungenentzündung, und der Arzt bereitete auf das schlimmste vor. Allein seine gewaltige Natur brach durch und schon am andern Tage war jede Gefahr beseitigt. Mit großer Schnelligkeit erholte er sich und die warme Sommerluft stellte ihn bald ganz her.

Nicht lange danach, in der Mitte des Juli, verreiste ich auf mehrere Wochen, doch erfuhr ich inzwischen, daß es ihm fortdauernd gut gehe. Cornelius vermied es fast mit peinlicher Vorsätzlichkeit von

Personen, die ihm näher standen und die sich auf eine gewisse oder eine längere Zeit entfernen wollten, Abschied zu nehmen. Er, der doch einen so kräftigen Willen besaß wie selten Einer, scheute die innere Bewegung bei einer solchen Trennung. Um so freudiger war das Erscheinen oder die Wiederkehr von Angehörigen oder Freunden, und in seiner Art war dann er zu Scherz und Lust leicht gestimmt. Er empfing den Heimkommenden gern mit einem herzlich gemeinten Gruß als Landstreicher und Herumtreiber, und hörte den Erzählungen über die gesehenen Städte und Länder, Bauten und Kunstwerke, Künstler und Bekannten mit Vergnügen zu.

Nach meiner Heimkehr überreichte ich ihm mein Buch, welches von ihm und seinen Werken handelt und welches inzwischen fertig geworden war. Er hat mehrfach mit mir über diese Arbeit gesprochen, doch hat es hier keinen Zweck, auf seine Aeußerungen zurück zu kommen. Nur Zweierlei, das er wiederholt berührte, will ich nicht unerwähnt lassen. Einmal war er der Meinung, daß ich Wilhelm Schadow zu günstig beurtheilt hätte, was nach seinen von mir hier mitgetheilten oder sonst bekannt gewordenen Ansichten über diesen Künstler begreiflich ist. Dann aber hatte ihm meine Darstellung des Kunstlebens in Rom seit 1811 besonders gefallen. „Es ist — sagte er — als wären Sie mit dabei gewesen, und dabei liest's sich wie ein Roman!"

Ich will ein paar Geschichten hier einfügen, die im Herbste des Jahres 1866 spielten und die im hohen Grade bezeichnend für Cornelius' ganzes Wesen sind.

Wir saßen eines Abends zu Dreien in dem gewöhnlichen Wohnzimmer bei angenehmer Unterhaltung, als der Diener eintrat und den Hofmaler Karl Rundt meldete, der inzwischen verstorben ist, so daß ich seinen Namen zu nennen kein Bedenken trage.

„O Gott! ist der Kerl wieder da!" rief Cornelius aus, doch setzte er sogleich hinzu: „Lassen Sie ihn herein kommen." Der

Diener ging und Cornelius sagte: „Ich bekomme immer schon das Fieber, wenn ich höre, dieser Mensch ist im Hause. Es sind Drei, die mich krank machen, wenn ich mit ihnen unter einem Dache bin."

Und nun nannte er die Namen und klagte, daß allen Dreien die unmäßige Sucht eigen sei, von persönlichen Unbedeutendheiten oder ganz unerheblichen Dingen in endloser Breite zu reden. Dies mache ihn krank und er verliere gänzlich die Ruhe. Danach war nun freilich wenig von dem angemeldeten Besuche zu hoffen, und Cornelius verfehlte nicht, noch besonders hinzuzusetzen, daß dieser Herr mit Vorliebe von Marzipanbäckerei spreche. Der Hofmaler kam herein, und Cornelius in seiner erregten Stimmung übersah es, ihn und mich bekannt zu machen. Die Unterhaltung war peinlich, von seiten des Fremden äußerst langweilig, von seiten des Cornelius einsylbig. Endlich trug der Hofmaler merkwürdige und fremdartige Ansichten über die griechischen Baudenkmäler in Sizilien vor, und ich unterließ nicht meine entgegenstehende Meinung zu äußern. Bald fragte er mit großem Selbstgefühl und vielem Hochmuth, ob ich Künstler sei. „Das gerade nicht," antwortete ich trocken, und Cornelius, den die Art und Weise verdroß, fiel fast mit Leidenschaftlichkeit ein: „Der Herr ist Conditor."

„Ja," — setzte ich hinzu, — „und Hofkonditor!" „So" — sagte der Hofmaler, indem er sich verächtlich umwendete, — „da haben Sie ein sehr einträgliches Geschäft." — „Gewiß," — entgegnete ich — „ich bin zufrieden." Das zu hören, war dem Fremden nicht lieb, und er sagte: „Da geht es Ihnen besser, wie den Hofmalern." Während dem hatte Frau von Cornelius gekämpft, ihr Lachen zu unterdrücken, und Cornelius war gereizt worden, den Scherz, in den der Hofmaler so blind hinein tappte, noch weiter zu spinnen. Er sagte: „Ja der verdient's auch; er versteht einen Marzipan zu backen, wie es auf der Welt keinen besseren giebt."

Damit war der Ehre des Hofmalers zu nahe getreten, der sich ja für den besten Marzipanbäcker hielt und der nun sehr stark an meinen angeblichen Künsten zu zweifeln schien. Ein Wort seiner Rede hielt Frau von Cornelius glücklich fest, und sie wußte ihn zu zwingen, daß er nun von A bis Z die Geheimnisse des Marzipanbackens vortrug.

Doch ehe er hiermit ganz zu Ende war, wurde eine Bestellung gemacht, die seine Rede unterbrach, und dies gab Gelegenheit, daß er sich empfahl. Der Scherz, der vielleicht etwas hart und derb war, war doch äußerst gelungen; wir lachten darüber herzlich und Cornelius erinnerte sich wiederholt desselben mit vielem Vergnügen. Sein Haupttriumph aber war, daß er sich diesen ihm lästigen Mann, wie er hoffte, nunmehr glücklich und für immer vom Halse geschafft hatte.

Ein anderes Mal, als Cornelius sich schwach und angegriffen fühlte, wurde er in ähnlicher Weise durch den Architekten Franz Mertens gestört, der ihn durch die Erzählung, wie er verfolgt worden sei, und durch wunderliche Kunstansichten beunruhigte und aufregte. Ich kam hinzu, und nach kurzer Zeit überzeugte ich mich, daß dieser Fremde, zur Verhütung schlimmer Folgen für den Gesundheitszustand von Cornelius, unter jeder Bedingung entfernt werden müsse. Mit der Frau des Hauses stellte ein Blick das Einverständniß her; wir gingen in das Nebenzimmer und hier ward der Feldzugsplan verabredet. Nach wenigen Minuten gab ich Cornelius die Hand und sagte, ich müsse heute früher gehen, zwang dann den Besuch sich auch zu erheben und sich gleichfalls zu empfehlen. So brachte ich ihn glücklich ins Freie, verabschiedete mich an der nächsten Ecke von ihm und kehrte zu Cornelius zurück. Dieser aber war äußerst gereizt und fuhr seine Frau plötzlich auf eine sehr harte Weise an. So hatte ich ihn noch nie gesehen, und unwillkürlich mußte ich über diese Heftigkeit, die einen komischen Anstrich hatte, lachen. Seine Frau stimmte ein, es wurde ein Scherz aus der Sache gemacht, und als er zugab, wie tyrannisch es wäre, wenn die Sünde des Fremden an der Frau heimgesucht werden sollte, lachte er mit, und das Ganze löste sich endlich in große Heiterkeit und mannigfache Neckerei auf.

Die dritte dieser Geschichten ist der Gegensatz der beiden eben erzählten. Ihr Charakter ist ernst. Im Herbste 1866 hatte der

Maler Eduard Steinbrück in Berlin an zwei verschiedenen Orten der Stadt zwei grundverschiedene Bilder zugleich ausgestellt: eine „Scene aus der Erstürmung von Magdeburg“ und eine „Madonna“. Ich ließ in eine Berliner Zeitung über diese Arbeiten einen Aufsatz einrücken, worin ich diese gleichzeitige, sehr befremdende Nebeneinanderstellung tadelte. Steinbrück besuchte zuweilen Cornelius, und da er sich durch den Aufsatz sehr beleidigt fühlte, klagte er dem alten Herrn sein Leid. Wenigstens als ich das nächste Mal darauf zu Cornelius kam, sagte dieser:

„Da war der Steinbrück hier, der hat sich sehr über Sie beklagt. Sie hätten ihn angegriffen, weil er katholisch geworden.“

„„Das habe ich nicht, — entgegnete ich; — ich habe ihn angegriffen, weil es gesinnungslos und für ein vernünftiges Publikum beleidigend ist, auf der Schloßfreiheit ein Ketzermartyrium und zugleich in der Akademie eine aufgeputzte neukatholische Madonna auszustellen.““

„Frau!“ — fiel Cornelius ein — „Du bist Zeuge, daß ich ihm das auch gesagt habe.“

Meinung und Urtheil über diese Handlungsweise waren leicht in Einstimmung gebracht, und das Gespräch hielt sich nicht lange bei diesem Gegenstande weiter auf. Indessen ward von einem Freunde Steinbrück's, der häufiger im Cornelius'schen Hause verkehrte, doch noch ein weiterer Versuch gemacht, diesen Anlaß zu benutzen, um Cornelius' Gesinnung von mir abzuwenden. Ein Bericht über diesen Versuch ward mir durch Xeller gegeben, welcher dabei mit anwesend und eifrig bemüht war, mich zu vertheidigen. Die Gegner ließen es an nichts fehlen, und Cornelius fand sich, als sie sich entfernt hatten und Xeller mit ihm allein geblieben war, in einer Stimmung voll Unruhe und Mißbehagen. Xeller kam auf jenen Versuch, seinen Groll gegen mich zu erregen, zurück, sprach von meiner Person und meinen Arbeiten, wie ein Freund vom abwesenden und angegriffenen Freunde nur sprechen kann. Zuletzt las er Cornelius einen Brief vor, den Schnorr in Dresden an mich über mein Cornelius-Buch geschrieben und der mich so innig erfreut hatte, daß ich ihn Xeller'n, der an diesen Dingen den lebhaftesten Antheil nahm, nicht vorenthalten konnte. Dieses herrliche

Schreiben hatte Keller mir noch nicht wieder gegeben, und er las es nun Cornelius vor. Die Wirkung dieser Unterhaltung und dieses Briefes empfand ich andern Tages auf eine rührende Weise. Ich kam gegen Abend zu ihm, und er lag ausgestreckt auf seinem Sopha. Sein Sohn und dessen Familie waren zum Besuche eben angekommen, und die Erregung wie das lebhaftere Treiben im Hause ließen ihn eine kleine Ruhe der Glieder umsomehr wünschen. Ich trat zu ihm. Mit Liebe und Herzlichkeit hielt er lange meine Hand, sprach gerührt und doch zufrieden, und war voll warmer Empfindung, als hätte er mich zu verlieren gefürchtet und wieder gewonnen. Diese Begebenheit war mir der schönste Beweis von der edelsten Unparteilichkeit und dem reinsten Gerechtigkeitssinn, der Liebe und Treue des herrlichen Mannes. Den Brief Schnorr's habe ich nachher in meinen „Kunstgeschichtlichen Vorträgen und Aufsätzen" (S. 232) abdrucken lassen.

In den ersten Oktobertagen 1866 erhielt ich von Konrad Knoll in München zwei Gypsabgüsse eines kleinen von ihm gefertigten Modelles zu einem Cornelius-Standbild, von denen ich einen Cornelius übergeben, den andern für mich behalten sollte. Letzteren besitze ich noch.

Das Modell stellt Cornelius in der gewöhnlichen bürgerlichen Tracht dar; von der rechten Schulter hängt ein Mantel herab, den die über einander geschlagenen Hände vorn zusammenhalten, und in der einen Hand ruht dann noch ein Lorbeerkranz. Das Werkchen bot sogleich, und auch wiederholt, die Veranlassung zu Meinungsäußerungen und Beurtheilungen, welche natürlich Cornelius' Ansichten in Bezug auf die Auffassung und Behandlung solchen Denkmales überhaupt mit zum Ausdruck bringen mußten. Das Wesentliche derselben theilte ich damals sogleich an Knoll, nicht ohne die Absicht, daß die Ansichten des Meisters festgehalten und bei der etwaigen späteren Ausführung eines Denkmales für ihn berücksichtigt werden möchten, brieflich mit, und ich glaube, daß eine Wiederholung der Hauptpunkte hier am Orte sein dürfte. Diese sind folgende:

1. Cornelius ist bei Denkmälern von Männern, deren Wirken, unabhängig von einer abgegrenzten Zeit, sie vielmehr über die Zeit hinaus zu

einem geistigen Idealbilde erhebt, wie also Schiller, Goethe, Carstens u. s. w. entschieden gegen die Anwendung des zufälligen Modeanzuges. Wenigstens verlangt er dessen innige Verschmelzung mit einer idealen Gewandung. Er will, daß ein solches Standbild nicht an den Kleidern, sondern an Charakter und Geist, an Haltung und Ausdruck seinen Mann zu erkennen gebe.

2. In Bezug auf die Gewandung stellt er die antiken Figuren des Aeschines und Sophokles als Vorbilder auf; er verlangt, daß das Gewand nicht den Körper verhülle, sondern nur den organischen Bau desselben auf eine schöne Weise umhülle. Deshalb eifert er stets gegen die bauschigen oder schleppenden Mäntel als schwer, unschön und unplastisch.

3. Gegen Attribute ist er im allgemeinen nicht, doch habe ich ihn z. B. früher gegen den Kranz in der Rietschel'schen Gruppe zu Weimar mit triftigen Gründen sprechen hören. Auch den Kranz in dem Knoll'schen Modell billigt er nicht. Er meint, der Kranz, wenn er verdient ist, gehört aufs Haupt.

4. Ein heikler Punkt ist die Proportion. Cornelius sagte, das Knoll'sche Figürchen wäre, wenn auch alle Maße mit seinem Körper genau stimmten, doch im Verhältniß zum Kopf insofern zu klein, als in der Kunst unter Umständen erst gewisse Abänderungen der Wirklichkeit denselben Eindruck der Proportionalität hervorbringen, wie die lebende Gestalt.

Man entnimmt aus diesen Ansichten des Meisters, daß eine Statue desselben nur dann wahrhaft in seinem Sinne und Geiste gehalten sein würde, wenn sie bei rein klassischer Formengebung aus einer Auffassung, wie die eigentlich historische Kunst sie an die Hand giebt, hervorgegangen wäre, daß aber eine allzu starke Betonung der realen Erscheinung, wie sie wirklich im Leben sich zeigte, ihn nicht wohl hätte befriedigen können.

Hier wird die Stelle sein, um einige Vorkommnisse zu erzählen, die ich entweder garnicht oder nur zum Theil aus eigener Erfahrung kennen gelernt habe. Dahin gehören einige Fälle heftiger Zornesausbrüche von Cornelius, die mir seine Frau geschildert hatte und die nach dieser Richtung seinen Charakter scharf bezeichnen. Ich selbst habe ihn nur einmal sehr heftig gesehen, bei der Gelegenheit, von welcher ich eben S. 158 berichtet habe.

Es war nicht lange nach der Verheirathung mit dieser seiner

dritten Frau, als einmal das Essen nicht so war, wie er es hätte haben wollen. Er tadelte das, und da sie widersprach, entschuldigen und recht haben wollte, so entflammte sein Zorn. Er stand auf, riß im Aufstehen mit beiden Händen das Tischtuch sammt Allem, was darauf stand, vom Tische herunter und schritt zur Stube hinaus.

Ein anderes Mal hatte er den Besuch eines Italieners angenommen. In der Unterhaltung aber stellte sich heraus, daß derselbe ein Verehrer Garibaldi's war. Die Aeußerungen, die er über diesen Mann und dessen politische Bestrebungen machte, forderten Cornelius gewaltig heraus, bis dieser, immer mehr gereizt, endlich herausfuhr und dem Italiener die Thüre wies. „Frau, mach' die Thür auf." Das geschah und der Fremde mußte hinausgehen.

Später, wenn er sich wieder beruhigt hatte, gereuten ihn solche Ausbrüche der Heftigkeit, und er suchte dann das Geschehene, soweit als möglich, wieder gut zu machen. So ist es wiederholt vorgekommen, wenn er bei Ungehörigkeiten die Dienstboten stark ausgezankt hatte, daß er später ihnen gute Worte und Geld gegeben hat; sie hätten zwar gefehlt, aber so bös' wie er sie gescholten, hätte er es doch nicht gemeint.

Einmal hatte ihn auch Max Lohde sehr gereizt. Lohde war, auf Schnorr's Fürsprache, von Cornelius etwa anderthalb Jahre vor dessen Tode erlaubt worden, von Zeit zu Zeit seine Studien und Arbeiten vorzulegen, damit Cornelius dieselben beurtheile und ihn durch Verbesserung und Rath belehre. Dies ist geschehen und Lohde hat gewiß viel dadurch gelernt. Manche von den Aeußerungen, die Cornelius bei diesen Gelegenheiten that, hatte er sorgsam aufgeschrieben und er hat sie dann später auch veröffentlicht.[1]) Eines Tages brachte er ihm auch den Entwurf einer Darstellung des ungläubigen Thomas. Cornelius erkannte sofort wesentliche Uebereinstimmungen mit seinem Thomas-Karton, und ließ Lohde sehr heftig an, sprach von abscheulichem Plagiat und wie er wagen könnte, ihm das vor die Augen zu bringen. Lohde wollte das nicht zugeben und suchte sich zu entschuldigen; wenn solche Anklänge vorhanden seien, so seien sie in seinen Entwurf ganz

[1]) Zeitschrift für bild. Kunst. Band III. (1868.)

unwillkürlich gekommen, weil er den Karton so oft und eingehend betrachtet habe; eines Plagiates sei er sich durchaus nicht bewußt. Aber Cornelius blieb bei seiner Meinung, und Lohde mußte mit dem schweren Vorwurfe belastet fortgehen. Von diesem Auftritte erzählte mir Cornelius. Das Plagiat hatte ihn sehr erzürnt, aber noch mehr der Versuch Lohde's dasselbe zu leugnen. Und doch lag ihm sehr daran, Lohde aufzuklären und zu überzeugen. Er bat mich deshalb, bei Lohde, dessen Vater, den Professor Ludwig Lohde, ich gut kannte, gelegentlich mit vorzusprechen und mir das Blatt zeigen zu lassen. Ich konnte nicht anders und mußte die allzu starke Anlehnung an den Karton von Cornelius anerkennen; ich wies dies Lohde im einzelnen nach, und endlich mußte er die thatsächliche Richtigkeit des ihm gemachten Vorwurfes zugeben. Ich rieth ihm also, dies dem alten Meister freimüthig einzugestehen und so das Verhältniß wieder ins richtige Geleise zu bringen. Das hat er denn auch mit vollem Erfolge gethan.

Lohde besaß eine reiche künstlerische Anlage, aber er war, da er sich erst dem Baufache gewidmet hatte, ziemlich spät zur Malerei gekommen, und, noch nicht zu völliger Ausbildung gelangt, riß ihn schon der Typhus in ein frühzeitiges Grab. Er starb zu Neapel am 18. Dezember 1868 im Alter von noch nicht vollen 24 Jahren.

Die letzten Monate des Jahres 1866 gingen im wechselnden doch meist schwachen Gesundheitszustande hin. Zu Weihnachten war Cornelius schon sehr angegriffen, und die Kräfte sanken danach mehr und mehr. Mein letztes größeres Gespräch mit ihm fiel in den Anfang des Novembers und betraf die alten Dichter, vorzüglich den Homer. Cornelius war in helle Begeisterung über die Unerreichtheit dieser Schöpfungen gekommen, allein es zeigte sich, daß doch solche ihn tief erregende Gegenstände vermieden werden mußten. Heitere und anmuthige Sachen, die ihm erzählt oder vorgelesen wurden, wie z. B. die schöne „Novelle" von Goethe, die er noch nicht kannte, thaten ihm dagegen sehr wohl, auch wünschte er einige Male dieses oder jenes Stück aus der Bibel zu hören. Das Letzte, was ich ihm so vorlas, war

die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus, die ihm nicht allein im Gefühle des herannahenden Todes so tröstlich, sondern auch darum so wichtig war, als er, wenn jene Gefühle zurücktraten und er eine leise Hoffnung schöpfte, sogleich an die Arbeit dachte und im Kopfe die Komposition dieses Gegenstandes fertig machte. Wäre er am Leben geblieben, so würde die Auferweckung des Lazarus sein nächstes Werk geworden sein. Aber es ging immer schwächer, einmal schlechter, dann wieder Tage lang besser, aber immer langsam bergab. Mehrere Nächte, wo der Zustand ganz besonders ängstlich war, blieb ich bis gegen Morgen, wo er in Schlaf verfallen war, bei ihm. Mit unermüdlicher Sorge und wahrer Freundschaft behandelte der Generalarzt Dr. Böger den Kranken, allein die Hoffnungen, die er eröffnete, waren geringe.

Das Leiden war dasselbe, welches sich schon gegen Ende des Jahres 1864 in so gefahrdrohender Weise gezeigt hatte. Bei übrigens vollkommen gesunden Organen und namentlich einer merkwürdig kräftigen Lunge, war es eine Entkräftung der Herzthätigkeit, welche endlich nach und nach dahin führte, daß das Leben eine Unmöglichkeit wurde. Einige Anfälle von fieberhaftem Herzklopfen überwand seine starke Natur, obwohl sie jedes Mal lebensgefährlich waren, dennoch glücklich, und fast schien es, als ob er, begünstigt durch ein zeitig eintretendes Frühjahr, sich noch einmal erholen würde. Er war bis zu 6 und 7 Stunden des Tages außer dem Bette, aß und trank mit Lust und fühlte sich im ganzen wohl. Gegen Ende Februar aber zog er sich eine Erkältung und einen solchen Husten zu, daß ihm der Genuß des stärkenden Weines entzogen werden mußte. Zwar besserte sich der Husten, aber die Schwächung, die er herbeigeführt hatte, begünstigte ein erneutes und wiederholtes Auftreten des gefährlichen Herzklopfens. Bei dem jugendlich frischen Geiste verlangte er stets nach geistiger Anregung, allein da diese seinen Körper bedenklich aufregte, mußte ihm Alles ihn wahrhaft Interessirende vorenthalten werden. Dennoch ließ es sich nicht vermeiden, daß er von manchen Dingen erfuhr, und so kam es, daß er am 24. Februar gegen Abend mit Heftigkeit Mittheilungen über die Thronrede verlangte, durch welche der König an diesem Tage den ersten Reichstag des damaligen norddeutschen Bundes eröffnet hatte.

Mündlich wurden diese ihm gegeben, aber dennoch forderte er am nächsten Vormittage die Vorlesung des Textes selbst. Mit der lebhaftesten Freude und mit schönen Hoffnungen für sein geliebtes deutsches Vaterland nahm er die Rede auf, allein dieser Eindruck hatte wieder einen Anfall des Herzklopfens zur Folge. Bald ließ dann der Appetit nach und in den nächsten Tagen sanken die Kräfte sichtlich.

So war der Fastnachtsdienstag 1867, der 5. März, herangekommen. Am Vormittage hatte Cornelius nach seinem Beichtvater, dem Pfarrer Herrmann, der ihm die Sterbesakramente reichen möchte, verlangt. Man beeilte sich, diesem Verlangen zu entsprechen. Nachmittags nach 3 Uhr wurde ihm seine kleine Enkelin, Elisabeth Cornelius, gezeigt, die seit einiger Zeit bei ihm auf Besuch war und an diesem Tage zu einer fastnächtlichen Kindergesellschaft eingeladen war. Sie war als Italienerin angezogen und wurde ihm aufs Bette gestellt, damit er sie gut sehen könnte. Er hatte große Freude an ihr und sagte:

„Da sehe ich, ehe ich sterbe, noch mal eine Italienerin."

Darauf wurde das Kind vom Bette heruntergenommen, und Frau von Cornelius führte es hinaus. Als letztere nach kurzer Zeit wieder in das Krankenzimmer zurückkehrte, fand sie ihn verändert. Sein Aussehen war leichenartig geworden. Er erkannte Niemanden und lag in einem Zustande von Betäubung da. So blieb er bis gegen $\frac{1}{2}$7 Uhr. Um diese Zeit kam ich. Als ich eintrat, frug er, wie es seine Art war:

„Wer ist da?"

Und ehe ihm noch geantwortet wurde, hatte er mich auf ziemliche Entfernung hin schon erkannt und sagte:

„Wie geht's, Riegel?"

Ich antwortete ihm, mit mir mache es sich schon, aber ihm ginge es nicht gut.

„Ja, mit mir ist es vorbei!"

„„Das wollen wir nicht hoffen, — entgegnete ich. — Sie haben so schon öfters gesprochen und waren schon oft recht krank, und so wird es sich auch diesmal wieder machen.""

„Nein, ich fühle, es ist aus mit mir."

Einige Anfälle von heftigem Erbrechen folgten in den nächsten Stunden, und er seufzte mehrmals:

„Wenn ich nur sterben könnte!"

Dr. Böger verschrieb Tropfen, von denen er dreimal, zuerst um ½11 Uhr und dann stündlich, nahm. Sie thaten schnell eine gute Wirkung. Die Brechneigung hörte auf und es entwickelte sich Wärme. Eine allgemeine Beruhigung trat ein. Böger und ich verließen nach Mitternacht das Haus. Doch diese Ruhe war nur eine Pause. Gegen 3 Uhr in der Frühe begann der unzweideutige Todeskampf. Cornelius sagte zu seiner Frau:

„Ich werde diese Nacht sterben."

Und als diese ihm zureden wollte, sagte er:

„Nein, dies Röcheln bedeutet Tod."

Zehn Minuten vor seinem Ende erkannte er noch den Geheimrath Linhof, konnte aber kein Wort weiter herausbringen als:

„Beten."

Bald nach 10 Uhr Vormittags verschied er. Bis zum letzten Augenblicke hatte er vollkommen klares Bewußtsein behalten.

Es war Aschermittwoch und am Himmel vollzog sich eine Sonnenfinsterniß.

So ging dieser große Mann dahin. Hohe Jahre hatte er erreicht, und er fiel nur dem nothwendigen Laufe der Natur anheim. Aber wer sollte nicht den gewaltigen Riß mit tiefem Schmerze empfinden, wenn ein solcher Mensch von unserm Herzen genommen wird! Es ist ein Verlust, den Nichts ersetzen kann. Aber dennoch, er war ein Theil unsres Daseins, ein Stück unsres Lebens geworden, und so lebt er fort, nicht nur in der Geschichte, sondern auch im Angedenken und im Herzen der Liebe und Freundschaft.

Die Wittwe erließ folgende Todesanzeige:

„Heute Vormittags, 10¼ Uhr, wurde mein theurer Mann, der Director Dr. Peter von Cornelius, nach längerem Leiden, zu einem besseren Leben abberufen.

Berlin, den 6. März 1867.

Therese von Cornelius."

Am nächsten Tage, den 7., Abends, ließ ich den Saal, wo Cornelius während der letzten Jahre seine Arbeitsstätte gehabt hatte und wo die Leichenfeier stattfinden sollte, ordnen. Ich ließ auch sein letztes Werk, die Darstellung des „Pfingstfestes," aufstellen und die Leiche in den Einsatz des Sarges legen. Max Lohde machte zwei Zeichnungen des Kopfes, die eine größer, etwa in Dreiviertelansicht, in Kohle und die andere kleiner, von der Seite gesehen in Bleistift; letztere liegt in Lichtdruckvervielfältigung hier vor. Eine Todtenmaske zu nehmen, scheiterte an der bestimmten Weigerung der Wittwe. Am Samstage, den 9., früh, wurde in Lohde's Gegenwart der Sarg geschlossen. Bald darauf, um 9 Uhr, traf ich ein und ordnete das Nöthige zur Vollendung der feierlichen Aufstellung an. Um ½11 Uhr war Alles beendigt, und Lohde fertigte noch schnell eine Zeichnung von dieser gesammten Anordnung an. Auch diese ist hier in Lichtdruck wiedergegeben.

Dem einfachen Sarge zu Häupten stand jener Karton des „Pfingstbildes"; rechts und links hiervon zogen sich reiche Gewächse, einen Halbkreis bildend, bis gegen die Wände des Zimmers. Zu Füßen des Sarges hatten die Orden des Verewigten ihre Stelle erhalten, und davor lagen kreuzweise zwei Palmen, die der Kultusminister Dr. von Mühler, als Vertreter von König und Staat, gesandt hatte; ingleichen hatte er einen Lorbeerkranz dargebracht mit dem Spruche: „Selig sind die Todten die in dem Herrn sterben ꝛc." Dieser Kranz, ein Immortellenkranz vom Kronprinzen und einige andere Kränze wurden auf dem Sarge neben dem Krucifixe niedergelegt. Zwölf große herrliche Palmen, die der geheime Kommerzienrath Borsig auf den Wunsch einiger Künstler hergegeben, waren vor den Gewächsen ringsum aufgestellt, neben dem Sarge rechts und links brannten auf Kandelabern große Wachskerzen, so daß das Ganze den Eindruck ernstester Würde und edelster Feierlichkeit machte. Es entsprach dem Geiste des großen Todten: einfach, gediegen und schön; und es war in seinem Sinne, daß Alle hier das Gefühl weihevoller Freude empfanden.

Allmählig fand sich die Trauerversammlung ein.

Die Wittwe umgaben im engeren Kreise der Sohn des Verstorbenen, damalige Hauptmann G. Cornelius aus Wetzlar und dessen

Töchterchen, der Professor Karl Cornelius aus München und einige Damen. Daran schlossen sich die nächsten Freunde des Hauses: Geheimrath Linhoff und Legationsrath a. D. von Kehler, die beiden vom Heimgegangenen bestellten Vollstrecker seines Testamentes, der älteste, in sechzigjähriger treuer Freundschaft zum Bruder gewordene Freund, der greise Professor Keller, der Fürst Boguslav Radziwill, der Musikdirektor Professor Commer und ich selbst. An der Spitze der übrigen Trauerversammlung stand der Minister von Mühler, der im besonderen Auftrage des Königs der Wittwe einige ebenso ehrende wie rührende Worte sagte. Der Minister a. D. von Bethmann-Hollweg schloß sich an; der Dezernent aus dem Ministerium Geheimrath Dr. Pinder folgte. Die Museen waren durch den Geheimrath Dielitz vertreten. Von der Kunstakademie waren viele Mitglieder erschienen, namentlich die Professoren Drake, Strack, Bläser, Mandel, Pfannschmidt, Kaspar, Grell und Andere. Magistrat und Stadtverordnete hatten Abordnungen gesandt, und außerdem hatten sich viele Leidtragende aus der Stadt, so daß das Haus sie nicht fassen konnte, eingefunden. Die Stadt Düsseldorf, deren Kind und Ehrenbürger Cornelius war, hatte den Geheimrath Altgelt als Vertreter geschickt; ebenso die dortige Akademie die Professoren Andreas Achenbach und Wittig. Von Seiten des „Malkastens" waren die Professoren Camphausen und Karl Hübner, sowie der Maler Bauer mit der Fahne der Düsseldorfer Künstlerschaft erschienen. Diese Fahne legten die Herren umflort zu den Füßen des Todten nieder. Die deutsche Kunstgenossenschaft, deren ständiger Ehrenpräsident Cornelius war, hatte ihren Vorstand, Bildhauer Konrad Knoll von München, abgeordnet, welchen der Maler Freiherr H. von Blomberg von Berlin begleitete.

Um 11 Uhr erschien die Geistlichkeit, der Propst Karker von der katholischen St. Hedwigskirche nebst zwei Kaplänen. Propst Karker hielt eine kurze Leichenrede, die im allgemeinen Anerkennung fand. Zu bedauern war, daß der Redner, indem er mit Entschiedenheit und fast mit Heftigkeit den von ihm gänzlich mißverstandenen wissenschaftlichen Satz, die Kunst sei sich Selbstzweck, verurtheilte, sich auf ein Gebiet verleiten ließ, wo er allzu sehr Laie war, als daß er zu einem sachlichen

Urtheile die nöthigen Eigenschaften und Erfahrungen besessen hätte. Ebenso hat eine Anspielung auf Renan und Strauß, da diese beiden Gelehrten und ihre ganze Richtung für das innere Leben von Cornelius überhaupt garnicht vorhanden waren, unangenehm berührt. Man hätte in diesen beiden Punkten weniger Eifer, dagegen ein mehr sich äußerndes Verständniß des unsterblichen Meisters gewünscht. Doch die Rede läßt sich hinterher nicht mehr ändern. Sie bleibt wie sie war. Und da sie zu ernster Stunde gesprochen, doch auch eine geschichtliche Bedeutung in der Betrachtung von Cornelius' Leben hat, so lasse ich den Wortlaut derselben, wie ihn das „Märkische Kirchenblatt" vom 23. März 1867 brachte, hier folgen.

Christliche Trauerversammlung!

Am Eingang in die heilige Fastenzeit zeichnet die Kirche ihren Kindern ein Kreuz von Asche an die Stirn, sprechend: „Gedenke o Mensch, daß du Staub bist, und wiederum Staub werden wirst." Dieses Sinnbild und seine Deutung aus dem Munde Gottes soll uns uns selbst wiedergeben und uns frei machen von all' den Lockungen und Reizen der Welt, von ihrem leeren Tand und Flitter und den Blick auf unser Ziel und Ende richten, hinweg über Tod und Verwesung auf Den, der der Tod des Todes und das Unterpfand der Auferstehung. An dem Tage, an welchem die Kirche solcherweise in diese heilige Zeit eingetreten und uns an unsere letzte Stunde und die Vorbereitung für dieselbe gemahnt — war dieselbe für unsern Mitbruder angebrochen, die Stunde, da die Seele vom Leibe abscheidet — die Seele vor dem Richterstuhle Jesu Christi erscheint — „der Leib zur Erde zurückkehrt, von wannen er genommen."

Am Aschermittwoch verbreitete sich die Trauerkunde: „Peter von Cornelius ist gestorben!" War auch der hochverehrte Greis bei jenen Lebensjahren angelangt, welche zu erreichen wenigen beschieden, so wollte doch seine ungeminderte geistige Frische eine ernste Befürchtung für die Gegenwart nicht aufkommen lassen.

Um so ergreifender und unerwarteter war das Ereigniß.

Der große Meister ist vom Schauplatz seines Wirkens und

Schaffens abgetreten — und wir wollen seine irdischen Ueberreste heut zu ihrer letzten Ruhestätte begleiten; nicht leere Formen sind es, wenn dies unter kirchlichen Ceremonien stattfindet.

Er war der große Meister der heiligen, der christlichen Kunst. Jenen Götzendienst, der die Kunst zum höchsten Selbstzweck setzt, kannte er nicht. Frei war er von den goldenen Ketten jener Sklaverei, darin die Kunst so oft als Herrscherin prunkt, indeß sie nur die feile Dienerin der Sinnlichkeit oder wüster Leidenschaften. Die wahre Schönheit war ihm der Abglanz der ewigen Wahrheit. „Ich will darstellen, was Gott mir in die Seele legt" — sagte er selbst. „Möge Gott meinen Geist erleuchten und mein Herz durchdringen mit seiner Liebe — mein Auge erschließen für die Herrlichkeit seiner Werke, für heilige Anmuth und Wahrheit, und jeden Strich meiner Hand leiten." Durch Prüfungen und Läuterungen hindurch, wie alles Irdische und alles Große sie bestehen muß, hatte er Stufe um Stufe jene Höhen der heiligen Kunst erreicht, auf welchen er, ein Ebenbürtiger, den größten Meistern der Vergangenheit sich beigesellen konnte.

Er hatte mit der Kunst sich in den Dienst Dessen gestellt, „cui servire regnare est — dem zu dienen herrschen ist." Und fürwahr, welche Herrschaft üben die Meisterwerke heiliger Kunst über die Geister aus! Der frivole Blick fliehet sie — die Gluth der Leidenschaften, welche Feindschaft und Zwietracht hegen und pflegen, findet an ihnen keine Nahrung.

Aber jeden, der dessen noch fähig, durchströmen sie mit heiligem Schauer, machen an ihm die Gewalt der Wahrheit geltend, ihn seiner Würde und seines Zieles eingedenk. Ja! „cui servire regnare est" — durch Jahrhunderte währet solche Herrschaft und ihr Gesetz, allgültig wie das Gesetz der Schwere für die Körperwelt, lautet: „Sursum corda!"

Der große Meister hat aber über der Kunst, die er zu so hoher Vollendung gebracht und die ihn so hoch erhoben — nicht „das Eine was noth thut," vergessen: die höchste Kunst, deren Uebung und Ausbildung jeder Tag, jede Stunde geweiht sein soll, die Kunst: *selig zu sterben*. Peter Cornelius war durch Kampf zum Sieg gelangt, zu einem entschiedenen kernigen Charakter herangereift, dessen Seele ein

feſter, inniger, lebendiger Glauben: alles Halbe, alles Markten und Feilſchen war ihm zuwider; er war ganz und ohne Rückhalt, was er war; er war auch mit tiefſter Ueberzeugung und Hingabe, wie er ſo oft ausgeſprochen und bekundet, ein treuer Sohn der Kirche: voll kindlicher Pietät für ihr ſichtbares Oberhaupt, voll regſter Theilnahme für ihre Leiden und Freuden. Wie that es ſo wohl, wenn der würdige, mit Ruhm gekrönte Meiſter ſein Herz erſchloß und den Segen und das Walten der Kirche, freudig begeiſtert, in herrlichen Bildern darſtellte, mit innigem Dank zu Gott, der ihn zu ſolcher Erkenntniß und in ihr zum Frieden und zu froher Zuverſicht geführt.

In jenen Tagen — kurze Zeit iſt ſeitdem verfloſſen — als vom Auslande her das Schauſpiel erneut wurde, das von Jahrhundert zu Jahrhundert ſich dargeboten und welches im Richthaus zu Pilatus angehoben, daß Chriſtus verſpottet und verſpieen wurde, daß man in flachſter und frechſter Weiſe ſeine Gottheit läſterte und Deutſche, zur Schmach unſeres Volkes, daran theilnahmen — da hatte er eben den Karton vollendet, darauf Petrus und Thomas vor dem Auferſtandenen.

Es liegt in dem Bilde etwas tief Ergreifendes, etwas wunderbar Beſeligendes und es könnte darin nicht liegen, ſo es nicht zuvor in ihm gelegen. Der feurige Glauben und die bittere Reue des Petrus — das aufjubelnde „Mein Herr und mein Gott!“ des Thomas, ſie ſchienen mir die Geſchichte ſeiner Seele zu ſein.

Zur Zeit nun, als jene Gotteslästerung in Büchern und Blättern das Land überſchwemmte und davon in ſeiner Gegenwart Erwähnung geſchah, weilte ſein Blick lange auf dieſem Bilde; dann ſprach er: „Das iſt meine Antwort!“ Mit dieſem lebendigen Glauben wandelte er vor Gott und gab dieſem Glauben immer neue Kraft aus den Quellen des Lebens, den heiligen Sakramenten. Zu ihnen wandte er ſich auch, als ihm fühlbar ward, daß der Augenblick näher heran gekommen, in welchem für ihn ſich Zeit und Ewigkeit begegnen ſollte. Der Reumüthige empfing Verzeihung ſeiner Sünden im heiligen Bußſakramente, der Verſöhnte das lebendige Brod, das vom Himmel herabgekommen, Jeſum Chriſtum im allerheiligſten Sakrament, mit der frohen Zuverſicht auf die Verheißung: „Wer mein Fleiſch ißt und

mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich in ihm und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken."

Drei Schrecken nahen dem Sterbelager: die Furcht vor dem Gerichte Gottes — das Grauen vor Tod und Verwesung — das Bangen vor dem Kampfe, in welchem das Leben sich losringt.

Gegen die Furcht vor dem Gerichte Gottes hatte er sich gewappnet durch das Bußgericht — „Wer sich selbst richtet, wird nicht gerichtet;" — gegen das Grauen vor Tod und Verwesung durch die innige Vereinigung mit Dem, der den Tod überwunden und der dem Staube den Keim der Unsterblichkeit einpflanzt. Im letzten Kampfe stärkte ihn die Gnade aus dem heiligen Sakrament der letzten Oelung.

Sein letzter Wunsch, den er mit sterbenden Lippen gesprochen, war: „Beten!"

Die Liebe, die da bleibet, wenn der Glauben in Schauen übergegangen und die Hoffnung erfüllt worden — sie festet und heiliget die Gemeinschaft, welche die noch streitende Kirche mit denen verbindet, die von hinnen geschieden; in dieser Liebe vereinigt beten wir:

„Herr erbarme dich unser! Christe erbarme dich unser! Herr erbarme dich unser! Vater unser u. s. w."

Nach dieser Rede sprach der Geistliche das Ritual, und vollzog die Einsegnung der Leiche.

Dem Leichenzuge, der sich die Linden und Friedrichsstraße entlang vor das Oranienburger Thor nach der Liesenstraße bewegte, vorauf schritt Konrad Knoll von München. Er trug auf sammetnem Kissen den Lorbeerkranz, den die deutsche Kunstgenossenschaft ihrem Meister weihte; Pfannschmidt, Hermann, Schubert und Teschner — vier Maler, die damals unter den Berliner Künstlern Cornelius besonders verehrten — geleiteten, Siegespalmen tragend, jenen Kranz. Den nun folgenden Leichenwagen umgaben acht junge Künstler mit Palmen, die von Max Lohde, dem letzten Schüler unseres Meisters, geführt wurden; etwas mehr nach außen schritten königliche Diener. Dem Leichenwagen unmittelbar reihten sich die Staatswagen des Königs, der Königin und des Kronprinzen an, dann folgten die Trauerkutschen und

in endloser Reihe die übrigen Wagen. Wohl erst nach einer Stunde — denn der Weg ist weit — langte der Zug auf dem katholischen Kirchhofe in der Liesenstraße an. Der Propst Karker vollzog das Ritual, und weihte die Gruft. Der Sarg ward hineingesenkt, und trauernd stand die schweigsame Versammlung um das offene Grab. Da trat Konrad Knoll aus München an den Rand des Grabes, und tief bewegt, aber mit fester starker Stimme, sprach er die schlichten, vom Herzen kommenden und zum Herzen gehenden Worte:

„Hochgeehrte Kunstgenossen! Tief bewegt stehen wir an dem Grabe des größten Meisters deutscher Kunst. Wie Goethe in der Dichtung, wie Beethoven in der Tonkunst, so hat Peter Cornelius die deutsche Malerei zu neuen erhabeneren Bahnen geleitet, ja sie bis zu den Sternen geführt. Möge der gewaltige Geist seiner Werke befruchtend auf die deutsche Kunst der Zukunft wirken, zur Ehre und zum Ruhme unseres großen gemeinsamen Vaterlandes! Beredteren Lippen aber muß ich es überlassen, die Bedeutung des großen Meisters eingehend zu würdigen. Mir bleibt nur noch neben der stummen, stillen, tiefen Trauer die schmerzlich schöne Pflicht im Namen München's, im Namen der deutschen Kunstgenossenschaft unserem heimgegangenen Ehrenpräsidenten, dem großen, theuren, vielgeliebten Todten, den Ehrenkranz in trauernder Huldigung auf das geweihte Grab zu legen. Friede der Hülle des unsterblichen deutschen Meisters Peter von Cornelius!"

Diese warm empfundenen einfachen Worte rührten alle Anwesenden herzlich, und nach dem Gefühle Aller hätte so die erhebende Feier ihren schönsten Schluß gefunden. Doch trat nun noch, von seiner Empfindung hingerissen, der Prediger Frege aus Schöneberg bei Berlin, ein langjähriger Freund des Verewigten, auf, und sprach einige Sätze, die bei seiner schwächeren Stimme und dem entgegenstehenden Winde gar keinen Eindruck mehr hervorbringen konnten.

So ward, was an Cornelius sterblich war, in dieser stillen Gruft bestattet; seine irdische Hülle ruht neben der seiner Schwester Elisabeth Cornelius und deren Gatten Theodor Brüggemann.

Drei Tafeln von weißem Marmor mit schwarzer Schrift sind

dort in die aus Backsteinen aufgemauerte Hinterwand des Begräbniß-platzes eingelassen. Die rechts befindliche enthält folgende Inschrift:

Dr. PETER
VON CORNELIUS
geb. zu Düsseldorf
d. 23 September 1783
gest. d. 6 März 1867.

R. I. P.

Ein Palmenzweig vom Sarge wird in der städtischen Kunsthalle zu Düsseldorf aufbewahrt, wo sich auch der im Jahre 1859 von der Kunstgenossenschaft zu Gent gewidmete Lorbeerkranz befindet.[1])

König Wilhelm hatte sofort an die Wittwe ein Beileidsschreiben gerichtet, welches folgenden Inhalt hatte:

Ich habe aus Ihrer Anzeige vom 6. d. Mts. den Hintritt Ihres Gatten mit aufrichtiger Theilnahme ersehen und bitte Sie, sich in Ihrer tiefen Trauer Meines herzlichen Beileids versichert zu halten. Die vaterländische Kunst, für die der Verewigte von früher Jugend bis in sein spätes Alter so rastlos und so erfolgreich gewirkt, hat durch den Heimgang des großen Meisters einen schweren Verlust erlitten; jedoch seine Werke sind ein dauerndes Zeugniß seines Schaffens, und stets wird ihm, als einem der Ersten unter den Deutschen bildenden Künstlern, ein ehrenvolles Gedächtniß gesichert bleiben. Sie aber mögen in Ihrem Schmerz in dem Bewußtsein Beruhigung finden, wie sehr Sie den Lebens-Abend des edlen Mannes durch Ihre Treue und Hingebung erhellt und verschönt haben.

Wilhelm.

Auch der alte Gönner von Cornelius, König Ludwig, welcher

---

[1]) Siehe mein Cornelius-Buch S. 267 und meine Geschichte der Wandmalerei in Belgien u. s. w. S. 14/5.

zu Rom weilte, drückte seinen Antheil in einem eigenhändigen Schreiben, wie folgt, aus:

Frau von Cornelius! Ihr, die traurige Kunde enthaltendes Schreiben empfing ich heute. Seien Sie meiner innigen Theilnahme überzeugt, an dem unersetzlichen Verlust, den Sie erlitten haben; aber nicht nur Sie, wir alle haben ihn erlitten. Die Sonne am Himmel verfinsterte sich (es war Sonnenfinsterniß) als Der erlosch, welcher für die Kunst eine Sonne war. Jene scheint wieder, aber schwerlich kommt ein Cornelius mehr. Hier, wo ich seinen Tod erfuhr, hatte ich ihn, einige Monate nur fehlen daran, vor einem halben Jahrhundert kennen und schätzen gelernt. Sie haben die letzte Zeit seines Lebens verschönt, was Ihnen immer ein wohlthuendes Gefühl bleiben wird.

Mit diesen Gesinnungen

Ihr wohlgeneigter

Rom, den 14. März 1867. Ludwig I.

In der Stadtverordneten-Versammlung zu Berlin vom 7. März ergriff der Vorsitzende, Herr Kochhann das Wort zu folgender Ansprache: „Meine Herren! Ein Mann, dessen Ruhm die ganze gebildete Welt erfüllt, ein Mann, dessen Werk noch nach Jahrtausenden unser Zeitalter ehren wird, der sich um die sittliche Veredelung der Menschheit durch die Kunst unsterbliche Verdienste erworben, unser verehrter Mitbürger Peter von Cornelius ist gestorben. Ihm zur Ehre und zur Huldigung seines Andenkens ersuche ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben."

In den künstlerischen Kreisen verschiedener Städte fanden Feierlichkeiten zum Gedächtniß von Cornelius statt. In Dresden hatte die Kunstgenossenschaft am 20. März Abends im Hörsaale der Kreuzschule das ernste Fest veranstaltet. Hähnel's Cornelius-Büste überragte die Versammlung, an welcher auch Julius Schnorr von Carolsfeld theilnahm. Hermann Hettner hielt die Rede. Chorgesänge eröffneten und beschlossen die Feier. Zu München fand am 21. März eine Doppelfeier statt. Im Liebig'schen Hörsaale hielt Moriz Carriere vor einer gewählten Versammlung eine Denkrede, und in der Ludwigskirche hatte die Künstlerschaft ein Todtenamt ver-

anlaßt. Den mit Palmen reich geschmückten Katafalk umstanden Künstler mit brennenden Kerzen, und Mozart's Requiem wurde von den Mitgliedern der königlichen Kapelle ausgeführt. In Stuttgart beging am 24. März die Kunstschule im Festsaale des Museumsgebäudes ihre Feier, und in Rom fand am 26. März in der alten deutschen Nationalkirche S. Maria dell' anima ein Todtenamt statt. Dieser letzteren Feier wohnte der König Ludwig, sowie auch Friedrich Overbeck bei. Die Gedächtnißfeier der Akademie der Künste zu Berlin fand am 28. April im Uhrsaale statt. Auch viele andere Orte hatten ähnliche Veranstaltungen getroffen.

Die deutsche Kunstgenossenschaft ließ eine stattliche Denkmünze durch W. Seidan in Rom anfertigen. Sie übersandte mir unterm 28. Januar 1868 ein Exemplar derselben mit einem Schreiben, in welchem sie sagte: „Mögen Sie als treuer Freund und trefflicher Biograph des großen Meisters dieses dauernde Zeichen ehrender Erinnerung auf denselben freundlich entgegennehmen." Ich bekenne gern und dankbar, daß mir diese anerkennende Aufmerksamkeit eine große Freude gemacht hat und noch fortwährend macht.

Zeitschriften, Zeitungen und andere Blätter brachten Aufsätze über Cornelius in großer Zahl.

Ich selbst hatte Cornelius ein „Gedenkblatt auf sein Grab" gewidmet, welches in meinen „Deutschen Kunststudien" (S. 274—290) zu lesen ist. Der Eigenschaft des Zeitpunktes und der Natur der Verhältnisse entsprechend, konnte dasselbe nur kurz gefaßt sein und in wichtigen Hinsichten durch Heraushebung von Einzelheiten nur andeuten, so daß ich es nicht für überflüssig halte, hier Einiges über die Persönlichkeit und den Charakter von Cornelius zu sagen.

Was zunächst die äußere Erscheinung desselben betrifft, so fiel seine kleine Gestalt und sein merkwürdig bedeutender Kopf sogleich auf. Er wird nicht viel über anderthalb Meter groß gewesen sein; wenigstens war er einen halben Kopf kleiner als ich und ich messe 1,70 m. Die Verhältnisse der einzelnen Theile seines Körpers stimmten zu dieser Größe,

doch war die Brust besonders gut und breit gebaut. Der Gang war scheinbar unsicher; doch hatte er, wie mir Keller wiederholt erzählte, schon als junger Mann diese Eigenthümlichkeit gehabt. Der nicht breite Kopf war nach hinten und oben mächtig empor gebaut. Die Stirne des länglichen Gesichtes war hoch gewölbt, die Augenknochen sehr stark ausgesprochen, der ganze Schädel wunderbar bedeutend entwickelt. Das Haar war fein und glatt, aber nicht stark; es hatte bis zuletzt seine schwarze Farbe behalten. Die Augen lagen tief und hatten den Charakter des Adlerauges, welcher noch durch die Adlernase verstärkt wurde. Der Blick war höchst geistvoll, scharf und durchdringend. Diese Eigenschaften wurden bis zu sprechendem Feuer gesteigert, wenn sein Geist mit ernsten und großen Dingen beschäftigt war. Für gewöhnlich lag eine große Güte und Freundlichkeit in seinem Blicke. Am linken Auge befand sich der Pulverfleck, von dem ich oben (S. 134) berichtet habe. Die Backenknochen traten stark, und da im Alter die Wangen etwas eingefallen waren, sogar sehr stark hervor. Der Mund war breit, das Kinn rundlich, die Ohren groß. Daß das Gesicht bartlos war, darf ich kaum erwähnen; Cornelius hat sich auch, mit Ausnahme der Zeiten, wo er krank war, stets und bis zuletzt den Bart selbst geschoren. Den Hals umgab eine ziemlich hohe, schwarzseidene Binde, aus der große Vatermörder hervorguckten; diese fingen hinter den Ohren schmal an und gingen bis vor das Kinn, wo sie beinahe zusammenstießen und spitz nach vorn hervorstanden. Die Hosen trug er weit, der Rock reichte bis an die Kniee; im Winter zog er meist einen Rock an, der statt mit Watte mit Daunen ausgefüttert war. Ueber Hemd und Weste hing die lange goldene Uhrkette. Die Uhr trug er in der rechten Westentasche; es war eine goldene Repetiruhr, die er häufig, besonders in Krankheitszeiten, Nachts wo sie vor seinem Bette lag, anklingen ließ. Im Hause, wo er, wenn er nicht arbeitete, viel auf dem Sopha lag, trug er meist ein sammetnes Käppchen. Auf der Straße bedeckte ein großer Cylinderhut das Haupt. Bei strengerer Kälte setzte er wohl auch eine graue persische Pelzmütze auf, die ihm der Graf Raczynski geschenkt hatte.

Das diesem Buche als Titelbild beigegebene Bildniß von Cornelius

zeigt ihn in ganzer Figur, so wie er in den letzten Jahren aussah; es ist ein ungewöhnlich treues und sprechendes Abbild.

Cornelius erfreute sich, wie schon oben (S. 80) hervorgehoben, einer guten Körperbeschaffenheit und einer festen Gesundheit. Auge und Ohr waren scharf. Besonders ausgezeichnet erschien sein Gedächtniß, und ich habe auch hier bereits mehrere Vorfälle, welche dies bezeugen, erzählt. Erstaunen mußte ich aber, mehrmals Worte und Wendungen, in denen er zu mir von älteren Ereignissen oder Unternehmungen gesprochen hatte, in seinen Briefen fast genau wieder zu finden. Seine Stimme war nicht stark und nicht gerade klangvoll, aber doch angenehm. Seine Sprache hatte einen Anflug von niederrheinischer Mundart behalten, welcher seine Landmannsschaft erkennen ließ. Auch hatte er rheinische Ausdrücke und Sprüchwörter stets zur Verfügung, um sie treffend anzuwenden; am häufigsten mag dies wohl mit den Worten „Kerl" und „Lump" geschehen sein. Ich mußte hieran sehr lebhaft zurück denken, als ich am andern Morgen nach der Enthüllung des Cornelius-Denkmales in Düsseldorf, also am 25. Juni 1879, vor demselben betrachtend stand und zwei Männer herzutraten, von denen der Eine den Andern fragte: „Na, wat war denn nu eijentlich der Kerl, der Cornelius?" Auch italienische Redensarten, die er sich zu Rom angewöhnt hatte, gebrauchte er, so namentlich das verhängnißvolle „mi sento male" (S. 43), das Wort „feckiren" (von seccare, langweilen, elenden) und anderes mehr. Nicht minder hatte er von seinem Aufenthalte in München manchen Ausdruck sich bewahrt; ich erinnere nur an den von dem „Knochen im Leibe entzwei schlagen" (S. 103, 116) und an die häufige Anwendung des Geschlechtswortes vor den Namen. Von Berliner Ausdrücken begünstigte er ganz besonders das „grün" und „sehr grün", das er in Bezug auf unreife Personen, Ansichten und Arbeiten häufig anwandte; aber auch anderes, wie z. B. die Redensart „kann sind", letztere natürlich in scherzhaftem Zusammenhange, liebte er. In seine Rede wie in seine Briefe verflocht er gern bestimmte Ausdrücke, wie z. B. Philister, Leimsieder, reudiges Schaf, Saul unter den Propheten, Kunstkosaken u. a. m.; geflügelte Worte oder Sprüchwörter, wie z. B. „die Hörner ablaufen, — den Stier bei den Hörnern packen,

— wenn das am grünen Holze geschieht" u. s. w.; oder Stellen aus der Bibel und den alten und neuen Dichtern, wie z. B. die von dem „Herz und Nieren prüfen", von den „vielen Wohnungen in meines Vaters Hause" u. a. m.

Der Winter war ihm keine angenehme Jahreszeit, die langen Nächte drückten ihn und die ungünstige Witterung war ihm lästig, da sie oft den Aufenthalt im Freien verhinderte. Aber schon von Mitte Januar an freute er sich der aufsteigenden Jahreszeit; mit Befriedigung blickte er dann in den Abendhimmel und sagte: „Gottlob, die Tage längen." Mit einer ganz ausgesprochenen Neigung aber beobachtete er die neue Mondsichel, die eben am Himmel sich zeigte, und besonders bewunderte er das zarte Licht, welches neben der Sichel von der übrigen Mondoberfläche als zurückgestrahltes Erdlicht ausging. Auch für die landschaftliche Natur und überhaupt Alles, was um ihn und neben ihm vorging, hatte er ein offenes Auge und stete Theilnahme. Ich erinnere mich z. B. eines Tages, wo mit einer Gesellschaft von acht oder zehn Personen ein Ausflug nach den Pichelsbergen gemacht wurde, und ich ihn am Nachmittage, während die meisten Andern im Walde sich zerstreut hatten, an einer Stelle, wo man hinunter auf die blaue Havel einen schönen Blick hat, in Betrachtung und Nachdenken versunken fand. Er freute sich des anmuthig-strengen landschaftlichen Bildes und meinte, daß er doch der Mark Unrecht gethan habe; sie habe doch merkwürdige Schönheiten. Oder wenn Truppentheile, namentlich Reiter an seinem Hause vorüberzogen, versäumte er wohl kaum, ans Fenster zu treten, um sich des stolzen Anblicks zu freuen. Von derartigen Zügen ließe sich wohl noch mancher berichten.

Cornelius hatte, wie bekannt, nur eine mangelhafte Schulbildung genossen. Das Deutsche sprach und schrieb er nicht ohne Fehler. Das wenige Latein, was er gelernt, hatte er vergessen, doch wendete er einzelne lateinische Wörter und Sprüche sehr treffend an; so liebte er namentlich den Satz: „Quod licet Jovi non licet bovi", den er auf mittelmäßige und stümperhafte Leute gegenüber hervorragenden Männern, namentlich auf dem Gebiete der Kunst, bezog. Von andern Sprachen war ihm das Französische und Italienische geläufig. In den Wissen-

schaften besaß er nur sehr geringe Kenntnisse, in der Mathematik gar keine, und er pflegte, wenn er von Jemandem hörte, der in Kunstdingen thöricht sich geäußert hatte, zu sagen: „Der Kerl versteht von der Kunst soviel, wie ich von der Algebra.“ Methodische Studien hat er niemals getrieben. Seine Bildungsmittel waren die großen Dichter, die Bibel und die eigene Lebenserfahrung. Als Jüngling hat er besonders Schiller geliebt und sich an ihm entzündet; seine Jugendgedichte tragen vielfach ganz das Schiller'sche Gepräge. Aber auch noch im hohen Alter schätzte er, wie verschiedene von mir hier mitgetheilte Aeußerungen darthun, Schiller aufs höchste. Goethe aber verdankte er jedenfalls dauernd am meisten. Nächst diesen beiden großen deutschen Dichtern war er Shakespeare und Dante besonders nahe getreten, und in Folge seiner Arbeiten für die Glyptothek vertiefte er sich auch in den Homer und die Tragiker. Die Bibel aber, und zwar in der Luther'schen Uebersetzung (S. 91.), hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet. Er hielt sie für sich und von den Dichtern gesondert. So lehnte er z. B. einen Vergleich zwischen dem Opfer Isaak's und demjenigen der Iphigenia, den ich einmal anregte, zwar milde, aber doch bestimmt ab. Zu den Lebenserfahrungen, die ihm Kenntnisse zuführten, rechne ich ganz besonders den Umgang mit ausgezeichneten Männern. Unter diesen stehen Niebuhr, Rückert, Ringseis und Schelling obenan; und namentlich Niebuhr und Schelling verdankte Cornelius mancherlei Wissen auf den Gebieten der Geschichte und Philosophie. So hatte Cornelius einen reichen Bildungsstoff in sich aufgenommen und denselben mit der ganzen Kraft seines genialen Geistes sich angeeignet. Dabei war er immer bestrebt hinzuzulernen, und noch bis in die letzten Zeiten seines Lebens lernte er. Sein vorzügliches Gedächtniß unterstützte ihn hierbei wesentlich.

Der Grundzug seines Charakters war Aufrichtigkeit, Wahrheitsliebe und Güte. Aber er hatte, um mit einem Ausdrucke Keller's aus dem Jahre 1816 zu reden,[1]) eine „wilde Natur“ empfangen, und so entstanden fortwährend innere Kämpfe und Stürme, die der äußere

[1]) Bei E. Förster I. S. 175.

Gang seines Lebens noch steigerte. Er erkannte schon frühe die Abgründe in seiner Seele und sah ein, wie sehr er z. B. einem Wesen, wie das Overbeck's war, entgegengesetzt gewesen. Overbeck könne sich keinen Begriff von diesen Seelenkämpfen machen, und er wiederum könne sein Herz nicht vor dem Freunde ausschütten, da er ihm seinen schönen heiligen Frieden nicht nehmen wolle.[1]) Er sah ein, daß sein Herz von Natur stolz geschaffen war, aber auch, daß er durch Noth und Armuth gedemüthigt werden sollte.[2]) Diese Kämpfe und Stürme legten sich natürlich mit den Jahren, und besonders seit der Rückkehr nach Deutschland trat infolge der festen Verhältnisse und der großen ihm gestellten Aufgaben eine wohlthätige Beruhigung ein. Allein die Zwiespältigkeit des Wesens blieb, weil sie in jedem Menschen ist; nur war bei ihm auch diese der Großartigkeit seiner ganzen Persönlichkeit entsprechend sehr gesteigert. Die beiden Seelen, die im Faust lebten und sich bekämpften, wohnten auch in seiner Brust. Oder noch besser paßt auf ihn, was der Apostel sagt von den beiden Gesetzen in den Gliedern und im Gemüthe, der Gefangennehmung im Gesetze der Sünden und der Erlösung durch den Heiland. Das war ganz und gar der Fall von Cornelius. Züge leidenschaftlichen Ueberschäumens und Ausschreitens sind überliefert, und noch in den letzten Lebensjahren riß ihn bisweilen seine hitzige Natur zu heftigen Ausbrüchen fort. (S. 161.)

Auch in der ausschließlichen und entschiedenen Art wie er urtheilte, wird man ein Zeichen dieser Charaktereigenschaft erkennen dürfen. Er liebte die Halbheiten nicht und verwarf mit einem schnell und entschieden ausgesprochenen Urtheile oft auch etwas Gutes, was an Menschen oder Dingen war. Mit einem raschen Worte: „Das ist ein edler Mann" oder „Das ist ein Lump" war er oft bei der Hand. Und wenn er sich auf irgend eine Weise herausgefordert fühlte, schnurrte er wohl die Leute an oder verhielt sich kalt, bis er endlich mit einer Grobheit hervorbrach. So hat er Kaulbach einmal mit den Worten empfangen: „Ich will von Ihrem Reformationsbilde nichts wissen.

---

[1]) Brief vom 14. Dezember 1813 bei E. Förster I. S. 144.

[2]) Siehe hinten den Brief an Wenner, Nr. 12.

Ich bin Katholik."[1]) Aber mit dieser Hervorkehrung des schärfsten Gegensatzes, der alles weitere abschnitt, war er nur so herausgeplatzt, da Kaulbach's Erscheinen eine sehr wunde Stelle bei ihm aufriß und ihn gewaltig erregte. In Wirklichkeit tadelte er das Reformationsbild, wie ich erzählt habe (S. 21, 64), aus rein künstlerischen Gründen. Mit derselben Redensart: „Ich bin Katholik. Was wissen Sie von meinem Standpunkt" hat er einmal den Dr. Max Schasler angefahren, als dieser in einem Gespräche mit ihm über das „jüngste Gericht" in der Ludwigskirche von „seinem Standpunkte" anfing, mit dem er eine so „tendenziöse Opposition gegen eine bestimmte Konfession" nicht vereinigen könnte, wie die es wäre, wenn er Luther auf jenem Gemälde mit angebracht hätte. Schasler'n verweigerte er die bestimmte Antwort in dieser Frage, mir hat er wiederholt versichert, daß er nicht daran gedacht hätte, Luthern dort in die Hölle zu bringen.[2]) Schasler's scharfe Frage aber machte ihn trotzig und so ließ er ihn hart anlaufen.[3]) Doch wie solche und ähnliche Fälle auch lagen, so trat mit der Beruhigung des Gemüthes meist auch eine Berichtigung oder Milderung des Urtheils ein. Denn sein Geist war zu klar und zu frei, sein Wille zu rein und zu mächtig, als daß er den Zusammenhang nicht schnell eingesehen, das Richtige leicht erkannt und den Fehler verbessert hätte. Nur, wo er Unverständniß oder unlauteren Willen gefunden hatte, blieb er in aller Bestimmtheit selbst bei harten Ansichten stehen. Diese Charaktereigenschaft ist von verschiedenen Seiten als Rauhheit und Schroffheit bezeichnet worden und nicht ganz mit Unrecht;[4]) Cornelius selbst nannte sich wohl in dieser Hinsicht halb scherzhaft „den alten Eisenfresser".[5]) Aber man muß dabei nicht übersehen, daß sie nicht

---

[1]) Bei E. Förster II. S. 448.

[2]) Vergl. mein Cornelius-Buch S. 143, sowie auch M. Lohde's „Gespräche mit Cornelius" in der Zeitschrift f. bild. Künste, III. (1868) S. 85.

[3]) Siehe auch weiter hinten die Bemerkungen zu Schasler's „Erinnerungen".

[4]) Ed. Bendemann gebrauchte einmal den Ausdruck „liebenswürdige Rauhigkeit"; siehe den Brief in meiner „Geschichte der Wandmalerei in Belgien u. s. w." S. 175.

[5]) Siehe oben S. 113 und bei E. Förster II. S. 402.

den eigentlichen Kern von seinem Wesen ausmachte, sondern eine Folge seiner Erregbarkeit, seiner Wahrheitsliebe und wohl auch seines Selbstgefühles war, oder richtiger vielleicht noch, daß sie ein Ausfluß des Herzens war, welches er in voller jugendlicher Wärme, in edlem Feuer für alles Vortreffliche und Schöne, in reiner Begeisterung für das Ideale sich bis in sein höchstes Alter erhalten hatte.

Wenn man deshalb die eigentliche Grundgesinnung von Cornelius erkennen will, welche in Wahrheit sein Leben, seine Geistesrichtung und seinen Charakter bestimmte, so muß man sich hüten, auf die in der Erregung ausgesprochenen einzelnen Ansichten und Urtheile einen maßgebenden Werth zu legen. Dieselben führen allerdings immer zu jener zurück, aber sie erscheinen eben doch oft allzu einseitig gesteigert und durch den Augenblick allzu lebhaft gefärbt. Dies gilt insbesondere auch in Bezug auf religiöse Dinge, worauf ich zurückkomme.

Mit solcher Wärme des Blutes paarte sich eine große Kindlichkeit des Gemüthes, die sich besonders schön in einem reinen Mitgefühl für andere Menschen aussprach. Er nahm herzlichen Antheil am Geschicke seines Nächsten, und wäre dieser auch nur der Geringsten Einer gewesen.[1]) Er gab oft und mit vollen Händen, und immer in einer wahrhaft liebenswürdigen und edlen Weise. Freunden gegenüber wollte er die Hülfe, die er bot und leistete, als einen ihm erwiesenen Dienst, als eine ihm bereitete Freude, als ein Pfand wahrer Freundschaft angesehen wissen, wie das z. B. aus einem Briefe vom 24. April 1827 schön hervorgeht.[2]) Auch ich könnte aus eigener Erfahrung von solchen Fällen berichten, doch geht Dieses wegen der unerläßlichen Rücksichtnahme auf dritte Personen nicht an. Auf Dankbarkeit machte er keinen Anspruch, doch erfreute ihn dieselbe, wenn sie ihm bezeigt wurde, aufs innigste. Auch befleißigte er sich selbst der Dankbarkeit auf jede Weise, wie das namentlich schön aus seinem Verhalten Niebuhr gegenüber hervorgeht. Er pflegte zu sagen: „Die Dankbarkeit ist eine ebenso edle als seltene Tugend.“ Aber auch in gewissen andern Zügen äußerte

[1]) Siehe oben S. 84.

[2]) Bei E. Förster I. S. 417.

sich jene Kindlichkeit, welche zugleich zeigen, wie ganz Mensch er war und zeitlebens blieb. Das Essen und Trinken gewährte ihm Lust und Behagen, und wenn das Eine oder Andere nicht gut war, brummte und schalt er wohl. Doch war er kein Feinschmecker, sein Tisch hielt sich ganz und gar in den Grenzen bürgerlicher Einfachheit. Nur einige Leckereien, wie z. B. gebratenes Kalbsgehirn oder die aus der Ruhr kommenden kleinen Rümpchen begünstigte er. Eines Sonntags klagte er auch über einen Sauerbraten, der nicht gut gerathen war; er habe sich die ganze Woche darauf gefreut, aber er dürfe sich nur auf etwas freuen, dann würde gewiß nichts daraus. (S. 49.) Zu diesem starken Zuge von Kindlichkeit in seinem Gemüthe rechne ich auch eine gewisse Neigung, an die Vorbedeutung von Zufällen und Träumen zu glauben. Ich will hier nur anführen, daß er sich niemals an einen Tisch mit der verhängnißvollen Zahl von dreizehn Theilnehmern gesetzt haben würde, daß er, nach Art der Italiener, die Umwerfung des Salzfasses bei Tische für ein sehr böses Zeichen mit Bestimmtheit hielt, und daß er am Freitage nichts Wichtiges unternommen haben würde.

Venerdì e Marte
non si sposa e non si parte.

Das war auch seine Meinung.

Auch Selbstgefühl und Demuth gingen bei Cornelius in beachtenswerther Weise Hand in Hand. Er war in seinem Innern von der Wahrheit durchdrungen, daß Alles, was er an Gaben und Fähigkeiten besaß, was er vermochte und geleistet hatte, nur durch die Gnade Gottes geschehen sei. Ihm allein wollte er die Ehre geben, und in Demuth dankte er Gott für solche Gnade. Diese Gesinnung kam auch Freunden gegenüber zum schönsten Ausdruck, und ich habe oben S. 152 ein in diesem Betrachte inhaltreiches Wort von ihm mitgetheilt. Auch die Briefe enthalten manche herrliche Stelle dieser Art. Im Jahre 1824, als es bestimmt war, daß er Düsseldorf verlassen sollte, schrieb er an Schlotthauer, wie der Erfolg seiner Wirksamkeit daselbst „alle seine Erwartungen und Wünsche überflügelt" habe. Aber er fügte hinzu: „Gott allein die Ehre!"[1]) Und in einem Schreiben an Xeller aus

[1]) Bei E. Förster I. S. 347.

dem Jahre 1858 ruft er Gott zum Zeugen an, „daß seine Seele voll Demuth und Liebe ist.“[1]) Aber der Welt gegenüber war er sich seines Werthes und seiner Bedeutung wohl bewußt, und er verlangte, ähnlich wie es z. B. bei Klopstock und Gluck der Fall war, sichtbar die Ehre, die er glaubte fordern zu können. Wurde sie ihm versagt, so fühlte er sich herausgefordert; es schwoll ihm, wie er sich ausdrückte, der Kamm. Auch Züge dieser Art habe ich hier bereits (z. B. S. 141) mitgetheilt. Ich füge noch hinzu, daß er, als ihm der Stern zum Kronenorden verliehen wurde, und wir über den Werth solcher Auszeichnungen sprachen, meinte, es habe ihn diese Verleihung wohl gefreut, denn es gäbe Fälle, wo es beleidigend sei, wenn solche Ehrenbezeigungen nicht erfolgten. Er sah also diese Dinge so an, wie jeder ernste Mann, der auf sich hält und doch die Welt kennt, es thut. Aus dieser männlichen Selbstachtung erklärt sich z. B. auch sein Verhalten dem Papste gegenüber, dem er „den Pantoffel natürlich nicht geküßt“ hat.[2]) In diesem Sinne also ist der Stolz und der Ehrgeiz von Cornelius aufzufassen, von denen man in einigen Schriften liest. Von Eitelkeit konnte bei ihm selbstverständlich nicht die Rede sein. Gewöhnliche Bescheidenheit beurtheilte er im Sinne des Goethe'schen Wortes: „Nur die Lumpe sind bescheiden, Edle freuen sich der That.“ Ueber seine Selbstschätzung als Künstler gegenüber anderen Meistern giebt ein Brief an den Bildhauer E. Hähnel in Dresden vom 8. Juni 1852 eine bemerkenswerthe Aufklärung: „Meinen Zeitgenossen gegenüber fühle ich mich keineswegs gebeugt; wenn ich aber an die Alten denke, so überkommt mich ein Schrecken, und tief gedemüthigt, ja vernichtet steh' ich vor mir selber.“[3])

Cornelius war ein umfassender und freier Geist, der frühe schon die Ziele seines Lebens erkannt hatte. Schon im Jahre 1813 hatte er erklärt: „Die Vorsehung hat mir einen großen Wirkungskreis angewiesen.“[4]) Und ebenso hatte er auch die Mittel erkannt, die er zur

[1]) Bei E. Förster II. S. 402. [2]) Daselbst II. S. 341.

[3]) Daselbst II. S. 322. Es erinnert dies lebhaft an Aeußerungen von Rubens; s. meine „Beiträge z. niederl. Kunstgesch.“ I. S. 328/9.

[4]) Daselbst I. S. 143.

Erreichung jener Ziele besaß. Wenn die Jahre jugendlicher Gährung ihn ins Weite und Ungemessene zu führen drohten, so stellte jene Erkenntniß ihn ganz auf sich selbst und rief seinen Willen zur That auf. Mit ernster Beharrlichkeit strebte er von nun an stets die Zusammenfassung aller seiner Kräfte zu einem bestimmten Zwecke an. Er nannte das „sich konzentriren," und gebrauchte diesen Ausdruck ziemlich häufig. „Wie rein und heilig," sagte er mit Bezug auf jene Zeit in einem Briefe an Keller aus dem Jahre 1858, „war das Ziel, wonach wir rangen! Unerkannt, ohne Aufmunterung, ohne Hülfe, als die des liebenden Vaters im Himmel. Und lag darin nicht seine höchste Gnade? Denn so konzentrirte sich in tiefinnerster Seele jene glühende Liebe für das Wesenhafte und für Wahrheit, die zwar oft verhüllt und in nebelhafter Ferne, aber groß und herrlich wie die aus dem Meere aufsteigende Sonne vor dem Geiste stand."[1]) Diese innere strenge Konzentrirung erschien ihm als Gegenkraft gegen die Strömung unserer Zeit unerläßlich. „Zerstreutheit und Zerfahrenheit," sagte er, „sind noch immer im Wachsen; Sammlung und Konzentrirung, ohne welche nichts Echtes, nichts Großes und Gediegenes entstehen kann, werden immer seltener."[2]) Deshalb empfahl er dieses Zusammenfassen stets mit Nachdruck den jungen Männern. Schon in Düsseldorf ermahnte er einen seiner frühesten Schüler: „Hüten Sie sich vor Zersplitterung! Wir haben in unserer Zeit nichts Wichtigeres zu thun, als unsere Kräfte fest zusammen zu nehmen."[3]) Und im höchsten Alter sagte er zu seinem letzten Schüler: „Jeder junge Künstler suche sich zu konzentriren."[4])

Diese innere strenge Zusammenfassung war auch durch den Verlauf des äußeren Lebens von Cornelius gefördert worden. Denn „frühe schon hat ihn die eiserne Hand des Schicksals gerüttelt,"[5]) frühe schon mußte er Elend und Bedrängniß erdulden und selbst gegen die Armuth

---

[1]) Bei E. Förster II. S. 402.

[2]) Daselbst II. S. 373. [3]) Daselbst I. S. 281.

[4]) M. Lohde, Gespräche mit Cornelius; Zeitschrift für bild. Künste III. (1868) S. 5.

[5]) Bei E. Förster I. S. 10.

kämpfen. Und die bleierne Noth des Lebens wurde erst von ihm genommen, als er beinahe schon ein Mann von vierzig Jahren geworden war. Diese lange Bedrängniß erklärt denn auch seine ungenügende allgemeine Vorbildung und selbst einige Mängel seiner künstlerischen Ausbildung. Zu den letzteren rechne ich besonders eine gewisse Unsicherheit in den Hülfswissenschaften der Malerei, namentlich in der Perspektive und Genauigkeit architektonischer Gegenstände.

Jene Zusammenfassung aller seiner inneren Kräfte war aber auch veranlaßt und geboten durch den Kampf, den er sein ganzes Leben hindurch gegen den Geschmack und die Strömungen der Zeit zu führen hatte, um seine Anschauungen und Ziele zu verwirklichen. Die Klagen über die Kleinlichkeit der Ansichten, über den Mangel an echter Begeisterung, über die Begünstigung niedriger stehender Richtungen in Kunstdingen ziehen sich durch seine Briefe und seine Gespräche länger als ein halbes Jahrhundert hindurch. Und so sah er sich stets zu erneuten Anstrengungen aufgefordert, zu erneuter größtmöglicher Anspannung seiner Kräfte. Dies that er, indem er dieselben streng zusammenfaßte und auf Ein Ziel mit Bewußtsein und Festigkeit leitete, oder, wie er sagte, indem er sich innerlich konzentrirte.

Aber selbst als er auf festen Boden gelangt war, hörten die Prüfungen nicht auf. Krankheiten quälten ihn und die Seinigen. Todesfälle beugten ihn tief. Mußte er doch zwei Frauen, seine beiden Töchter und alle seine Geschwister ins Grab steigen sehen! Widerwärtigkeiten der verschiedensten Art verfolgten ihn. Klenze und Gärtner verursachten ihm in München viel Ungemach und die Erkaltung seines alten Gönners des Königs Ludwig vertrieb ihn von dort. In Berlin erwuchs ihm aus dem Mißverhältniß zu Olfers reichlicher Verdruß und Aerger, und die eigenthümlich scharfe Luft im ganzen geistigen Treiben dieser Stadt war ihm unangenehm und seiner Natur zuwider. Sie ergab manche Reibung, Spannung und Feindseligkeit. Er mußte den Untergang seiner herrlich erblühenden Schule zu München, in Folge von Niedertracht und Kurzsichtigkeit, gleichsam vor seinen eigenen Augen mit ansehen. Er erlebte den Abfall seines hoffnungsreichsten Schülers und sah sich im Alter von einer fremden Kunstwelt umgeben. Alles

das hat er mit männlicher Würde getragen und aus Allem innere Läuterung gezogen. Auch das viele Glück, das er in seinem langen Leben fand, hat ihn, so verführerisch es auch locken mochte, nicht vom Pfade ernster Besonnenheit entfernt. Reich aber ist er gewesen an Liebe. Wie viel Liebe, Freundschaft und Anhänglichkeit ist ihm entgegengebracht worden! Und wie treu und herzlich hat er sie erwidert. In allen diesen Lagen und Verhältnissen des Lebens, in all' diesem Wechsel von Sturm und Sonnenschein ist er immer derselbe männlich ernste und aufrichtige Mensch geblieben, der den sichern Hort im Busen trägt und Alles aus den Tiefen schlicht christlicher Weltanschauung aus auffaßt.

In politischer Beziehung war der Grundzug für das Verhalten von Cornelius eine aufrichtige und treue Liebe zu seinem Vaterlande. „Bis in sein innerstes Lebensmark als Deutscher hatte er sich, mit Schmerz und Freude, schon 1812 zu Rom gefühlt"[1]), und dieses Gefühl hat er sich zeitlebens voll und kräftig bewahrt. In allen bestimmten Fragen der Politik aber, welche nicht von diesem einfachen und sicheren Standpunkte aus leicht und richtig beantwortet werden konnten, war er unbestimmt und irrend, so daß er unwillkürlich wechselnden Einflüssen und Vorstellungen nachgab. So erschien er bisweilen sehr vorgeschritten und selbst radikal und dann wieder hochkonservativ und selbst rückschrittlich. Was ihm nicht gefiel, wurde auch auf politischem Gebiete, gleichviel ob es oben oder unten war, ob es einen Einzelnen oder die Massen betraf, mit Entschiedenheit und Strenge abgethan. Was er billigte und verehrte, pries er mit ebensolcher Ausschließlichkeit. Es war unmöglich, ihn einer der herrschenden Parteien zuzurechnen, obwohl er in Berlin zu den Konservativen gezählt und deshalb von anders Gesinnten verworfen wurde. Mir sagte einmal ein politischer Mann, der auch viel von Kunst verstehen sollte, als wir von dem Wirken und den Werken von Cornelius sprachen: „Ach! der alte Reaktionär," — und damit glaubte er ihn zugleich auch künstlerisch abgefertigt zu haben. Eine solche oder ähnliche Auffassung und

[1]) Bei E. Förster I. S. 117.

Beurtheilung ist ganz falsch. Doch diese politischen Dinge, mit Ausnahme jener nationalen Grundlage, erscheinen in der Zusammensetzung von Cornelius' Persönlichkeit nur als eine Sache von geringer und selbst ganz untergeordneter Bedeutung.

Ueber und in Allem aber, was in Cornelius lebte und wirkte, schwebte und webte der Genius der Kunst. Er erfüllte die höchste Schaffenskraft, er durchdrang das Kleinste und Alltägliche. Die Kunst war sein innerster Beruf und der Inhalt seines seelischen Lebens. Er arbeitete und wirkte in ihrem Dienste mit der Gesinnung eines Priesters und dem Feuer eines Apostels. Im Schaffen und Arbeiten empfand er das höchste Glück, ja die wahre Seligkeit, wie das zahlreiche Aeußerungen und Briefstellen von ihm bezeugen. Und Das, was wieder Gegenstand und Inhalt seiner Kunst war, hatte er, abgesehen von seinen entscheidenden Anfängen deutsch-nationaler Richtung, im Griechenthume und in der christlichen Religion gefunden, wie er das selbst schon frühe geäußert hatte.[1]) Diese drei großen Dinge erfüllten seinen Geist, man kann sagen, fast ganz, und Alles, was außerhalb derselben lag, war ihm nicht erschöpfend bekannt und erregte nur nach einzelnen Richtungen hin seine Theilnahme.

Die Kunst machte so ganz und gar sein Wesen aus, daß er auch den innern sittlichen Menschen nicht von ihr trennen und die Kunst wiederum nicht anders als auf dem Grunde sittlichen Ernstes begreifen konnte. Ebenso konnte er, bei seiner warmen nationalen Gesinnung, seine Kunstübung nur von dem vaterländischen Boden aus beginnen und betreiben; aber, dem Gange geschichtlicher Thatsachen entsprechend, erhob er sich von da aus zu allgemein menschlicher Gültigkeit, wie er das selbst erkannt und geäußert hat.[2]) Deshalb strebte er den großen klassischen Meistern nach, und so sehr er sich im Vergleiche mit diesen klein fühlte, so bestimmt empfand er sich doch auch als einen Nachkommen derselben. Zu Rom fühlte er sich vom Geiste dieser alten Künstler umweht und deshalb zog es ihn so oft dahin. Aber „Rom

[1]) Vergl. z. B. den Brief bei E. Förster I. S. 12/3.

[2]) Siehe oben S. 143.

hat ihn immer nur für neue Thätigkeit gestählt, die er dann treu und unermüdlich dem Vaterlande zugewandt" hat.[1])

Ich habe in diesen Blättern zahlreiche Mittheilungen über das Verhältniß von Cornelius zu Alterthum und Christenthum gemacht, und bin überzeugt, daß dasselbe jedem unbefangenen Leser klar und unzweifelhaft entgegen treten muß. Da jedoch in den letzten Lebensjahren und bald nach dem Tode von Cornelius die mannigfachsten Anstrengungen und die keckſten Versuche seitens der ultramontanen Partei gemacht worden sind, ihn als einen der Ihrigen hinzustellen und auszugeben, so will ich hier auf seinen religiösen Standpunkt noch besonders eingehen.

Allerdings hatte sich Cornelius in den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens enger und fester an seine Kirche wieder angeschlossen, als er früher lange Zeiten hindurch sich gehalten hatte. Dies war geschehen, theils aus Anlaß einer näheren wenn auch nicht richtigen Bekanntschaft mit dem vorgeschritteneren Protestantismus, theils unter Einfluß der allgemeinen rückläufigen Zeitströmungen, theils endlich in Folge persönlicher Prüfungen und der Neigung des Alters. Als er nun nach achtjähriger Abwesenheit 1861 wieder nach Berlin kam, fand er natürlich seinen alten Bekanntenkreis bedeutend gelichtet und verändert, und sah sich so von selbst, mehr als früher, an seinen Schwager gewiesen. Aber Brüggemann hatte sich inzwischen auch in der nämlichen Richtung verändert. Er, der ein klassischer Philologe von hervorragenden Kenntnissen und ehedem kirchlich weniger streng gewesen war, hatte sich doch zu solcher Einseitigkeit umgewandelt, daß er gelegentlich äußern konnte, der Eine Thomas von Kempen sei mehr werth als hundert Horaze. Das ist doch eine Gegenüberstellung, die man sachlich eigentlich garnicht machen kann und darf, aber sie ist bezeichnend. Brüggemann lebte in den engsten Beziehungen mit den leitenden katholischen Kreisen Berlin's, an deren Spitze der Fürst Boguslaw Radziwill stand, ein vortrefflicher wohlwollender Herr, aber ein in kirchlich-päpstlicher Schwärmerei befangener Geist. Mit dem Fürsten Radziwill insbesondere war Brüggemann auch näher befreundet. So

[1]) Brief vom 25. April 1855 bei E. Förster II. S. 355.

waren vom Cornelius'schen Hause die Brücken zu jenen Kreisen geschlagen. Und so war es leicht geworden, dafür zu sorgen, daß im Hause der Hausmann, der Diener und womöglich auch die weiblichen Dienstboten alle katholisch waren. Die Personen, welche häufiger und regelmäßiger in dies Haus kamen, waren fast alle katholisch und dabei meistens ausgesprochen ultramontan. Besonders streng und eifrig erschienen die beiden späteren Vollstrecker von Cornelius' letztem Willen, der Herr Geheimerath Linhoff, ein Westfale, und der Herr Legationsrath a. D. von Kehler, ein Konvertit und Führer in der klerikalen Partei, der sich eng an den Fürsten Radziwill geschlossen hatte und sogar in dessen Dienste getreten war. Selbst ein Dominikanermönch, ein Graf Robiano, der den Namen Pater Ceslaus führte und der 1866 behufs der Seelsorge der österreichischen Kriegsgefangenen nach Berlin gekommen war, war öfter im Hause zu sehen. Die Luft, die den zum ersten Male in dieses Haus Eintretenden anwehte, erschien deshalb wohl als eine sehr entschieden katholische, nicht durch Cornelius' eigene Haltung, sondern durch den Charakter seiner Umgebung. (Vergl. S. 11.) Dies machte sich so stark geltend und machte auf Andersdenkende einen so ungünstigen Eindruck, daß z. B. Schnorr seinen Unmuth mir gegenüber einmal dadurch Ausdruck gab, daß er sagte, es wäre viel Schutt auf Cornelius gefallen, und daß er dies Wort „Schutt" mehrere Male mit scharfer Betonung wiederholte. Dazu kam nun noch, daß Cornelius selbst gelegentlich aus bestimmten Anlässen gegen Andere seinen Katholizismus stark betonte oder daß er einen Ausfall gegen Renan machte oder über die angebliche Zerfahrenheit des Protestantismus sich erging. Wurden alle diese Umstände, Vorfälle und Aeußerungen einseitig zusammengestellt, so war es leicht, Cornelius als ein Glied der klerikalen Partei darzustellen. Und das würde ich dieser Partei nicht übel genommen haben. Aber von Seiten dieser Partei sind die maßlosesten und verkehrtesten Uebertreibungen versucht, ja es sind sogar schmähliche Fälschungen von Briefstellen unternommen worden: und diese Dinge sind nicht zu entschuldigen.[1])

[1]) Siehe E. Förster II. S. 250 und den Aufsatz über Cornelius in den

Andrerseits muß man auch anerkennen, daß es möglich war, aus verschiedenen Aeußerungen und Vorfällen, die vorwiegend der Zeit von 1820 bis 1840 oder noch etwas später angehören, Cornelius so zu schildern, als ob er mindestens halb protestantisch gewesen sei. Diesen Standpunkt hat namentlich Ernst Förster in seinen verschiedenen Schriften inne gehalten, aber er ist darin ohne Zweifel ebenfalls zu weit gegangen.

Gegen diese Auffassung Förster's hat sich denn auch Ringseis erhoben.[1]) Ringseis kannte Cornelius seit 1818 und kannte ihn sehr genau. Er war ein Mann von reichen Kenntnissen, scharfem Geiste und strenger Wahrheitsliebe. Was er also sagt, darf und muß Beachtung beanspruchen. Ringseis giebt gewisse „vorübergehende Erkühlungen gegen die Kirche in früheren Jahren" zu. „Cornelius aber war nicht der Mann, der sich in solchen Erkaltungen und in ihren Ursachen auf die Dauer behagte; gern warf er sich wieder an die Brust der treuen Mutter und suchte Erneuerung und Stärkung in ihren Heilsmitteln. Das weiß ich — erklärt Ringseis — mit geschichtlicher, mir unwiderleglicher Bestimmtheit." . . . . „Gänzlich aber muß ich, nicht nach Dafürhalten, sondern nach Wissen und Gewissen es bestreiten, daß etwa Cornelius, wie Förster zwar nicht behauptet aber doch meint annehmen zu müssen, das hochheilige Geheimniß der Dreieinigkeit habe philosophisch vernebeln wollen, und nicht in demselben Sinne wie der römische Papst und der letzte katholische Tagwerker an dieses Grunddogma des Christenthums geglaubt habe.[2]) Wo blieb denn auch sonst die von Förster selber an Cornelius gerühmte Bibelgläubigkeit? Und wie hätte er dann mit solcher Inbrunst die sakramentale Gegenwart angebetet?! Daß Peter's entschiedene Kirchlichkeit im Alter sich vollends

---

„Hist.-polit. Blättern" Band 59 und 60 (1867). Auch das „Organ für christl. Kunst" und andere klerikale Blätter könnten angeführt werden.

[1]) Geheimrath Prof. Dr. von Ringseis † 23. Mai 1880, 95 Jahr alt.

[2]) Ringseis bezieht sich auf die Aeußerungen E. Förster's II. S. 18, die mir in Bezug auf Cornelius allerdings auch ganz unhaltbar erscheinen, ebenso wie die daselbst S. 237, wo Förster den „Christenglauben" von Cornelius von dessen katholischem Bekenntnisse trennt.

gefestigt habe, giebt im Ganzen auch Förster zu, und je länger je mehr häufen sich die Zeugnisse von Katholiken und Protestanten, daß Cornelius je länger je mehr das Stehen auf dem Felsen Petri im vollen Werthe erkannt und betont habe."[1])

Dies sind die Hauptstellen, doch ist auch das Uebrige beachtenswerth. Ringseis' ruhige Ausführungen sind hier um so wichtiger, als sie aus der ultramontanen Partei hervorgegangen sind oder, wenn dies Wort mißfallen sollte, aus dem Kreise der „historisch-politischen Blätter," was aber doch wohl auf Eins herauskäme. Ringseis meint zwar, die Bedeutung des Wortes ultramontan sei schwankend, und er wisse nicht, was Förster damit meine, aber jene Bedeutung ist nach gerade genau festgestellt. Was aber Ringseis vorbringt, widerlegt die Meinung, daß Cornelius ultramontan gewesen sei, aufs bündigste.

Nach meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen, nach den Briefen von Cornelius wie nach meinen vielen Gesprächen mit ihm über religiöse und kirchliche Dinge stimme ich Ringseis in allen wesentlichen Punkten bei. Cornelius war immer und stets kirchlich gesinnt, in früheren Jahren auf eine freiere, in späteren Jahren auf eine strengere Weise. Man darf einzelne gelegentliche Aeußerungen des Unwillens, wenn er z. B. über das „bigotte Volk" herzieht, die Kardinäle „lauter Futter für Pulver" nennt, über die „alten Weiber, Lumpen, Schufte und Pharisäer" in Rom schimpft, die „den Karren (der Kirche) immer tiefer in den Schlamm fahren,"[2]) nicht zu allgemeingültigen Schlüssen für seine Abwendung von seiner Kirche ausbeuten. Aber man darf auch nicht andere starke und heftige Aeußerungen entgegengesetzter Richtung ausbeuten, um ihn zu einem Ultramontanen und Feind des Protestantismus zu stempeln. Selbst in den Zeiten freierer Haltung war sein Glaube stark und felsenfest. Als im Frühjahre 1825 seine Frau todtkrank und aufgegeben darniederlag, und „der Priester das heilige Abendmahl brachte, und Alles in stummer Rührung auf den Knieen um das Krankenlager lag, da betete er: Herr! ich bin nicht

---

[1]) Historisch-politische Blätter, Band 81 (1878) S. 812 und ff.

[2]) Bei E. Förster II. S. 234. 270. 272.

würdig, daß Du eingehest in mein Haus, aber sprich nur ein Wort und sie wird gesund."[1]) Und die Kranke ward gesund! Man erkennt auch, daß er in der Hostie, die der Priester in sein Haus gebracht hatte, genau nach dem katholischen Dogma, den gegenwärtigen Erlöser erblickte. Er stand also durchaus auf kirchlichem Boden. Aber Milde und Duldsamkeit lag tief in seiner Seele. Sein höchster Wunsch richtete sich auf eine endliche Vereinigung der getrennten Bekenntnisse. Das Band, welches ihn unwiderstehlich an die katholische Kirche knüpfte, war die Kunst, die aus dem Boden derselben einst so herrlich emporgewachsen war und zu deren Dienste sein ganzes Wesen ihn, wie mit elementarer Gewalt, trieb. Kunst und Glauben hielt er für innig verschwistert. Dem Jesuitismus, Neukatholizismus und Ultramontanismus als Richtungen, welche durch einseitige Tendenzen und durch einen gewissen Fanatismus bestimmt werden, war Cornelius durchaus abgeneigt, denn seiner Natur war Tendenz und Fanatismus gänzlich zuwider. Ich habe den Fall berichtet, wo er äußerte: „Ich bin doch selbst katholisch, aber das ist mir denn doch zu katholisch." (S. 129.) Und gegen Lohde hat er einmal geradezu und ausdrücklich den Namen eines Ultramontanen von sich abgelehnt.[2]) Er theilte den Standpunkt der älteren sogenannten deutschen Richtung, und verehrte als Gesinnungsgenossen und Vorbilder Männer wie Sailer, Wittmann und Diepenbrock (S. 131.). Unter den Lebenden, glaube ich, stand ihm kirchlich Niemand näher, als sein alter und treuer Freund Holzer, Dompropst zu Trier, der bekanntlich ein fester Gegner des Ultramontanismus ist.

Wie ich schon einmal (S. 11.) hervorhob, ein voller Beweis, daß Cornelius bei aller Festigkeit, mit der er auf dem Boden seiner Kirche stand, doch auch in den letzten Lebensjahren duldsam gegen Andersdenkende und achtungsvoll gegen den Protestantismus geblieben war, dürfte in seinem Verhältnisse zu mir zu erkennen sein. Ich habe niemals aus meiner Denkart ein Hehl gemacht; er wußte von Anfang an, woran er mit mir war. Aber ich habe ihn niemals herausgefordert

---

[1]) Bei E. Förster I. S. 352.

[2]) Zeitschrift f. b. Kunst, III. (1868) S. 31.

und mich stets der Achtung und Rücksicht befleißigt, die eine so großartige und so geschlossene Persönlichkeit beanspruchen muß. Stets habe ich auch seit meinen Jünglingsjahren in allen meinen persönlichen Beziehungen, soweit es Fragen der Religion angeht, mich bemüht, die Gewissen nicht zu verletzen; leidenschaftlichen Menschen, die auf äußersten Standpunkten sich bewegen, bin ich gern aus dem Wege gegangen, doch habe ich auch, wenn es sein mußte, den Zusammenstoß nicht gescheut. Ich nehme das Echte, Wahre, Gute und Schöne, wo ich es finde; und es ist mir einerlei, ob es von den Juden oder Griechen, von den Christen oder Heiden, von den Katholiken oder Protestanten kommt. Und wie viel Echtes, Wahres, Gutes und Schönes fand ich in und durch Cornelius! Die Verschiedenheit unsrer religiösen oder richtiger dogmatischen Anschauungen aber hat niemals auch nur den geringsten Mißklang hervorgerufen. Das aber hätte nicht ausbleiben können, wenn Cornelius nicht der duldsame und liebevolle, echt und schlicht christlich gesinnte Mann gewesen wäre, der er in Wahrheit gewesen ist.

Aber besäßen wir auch gar keine Zeugnisse persönlicher Art, keine überlieferten Aeußerungen, keine Briefe, keine Berichte und Urtheile von Freunden und Fremden, so würden doch seine Werke laut und vernehmlich reden und Jedem, der sehen kann und sehen will, sagen, daß der Meister, welcher die „apokalyptischen Reiter" und die Gruppen der „Seligkeiten," die „neue Jerusalem" und die „Werke der Barmherzigkeit" geschaffen hat, ein ebenso frommer als freier Geist, eine ebenso einfältige als große Seele gewesen ist. Was gelten hiergegen die Kurzsichtigkeiten und die Verdrehungen kleinlicher oder böswilliger Menschen!

Im Hause mußte nach Cornelius' Tode bald mit Räumungen mancherlei Art begonnen werden, da die Wittwe auf einige Zeit in ihre Heimath, nach Urbino, zu reisen beabsichtigte und dann nach Jahresfrist das Grundstück an die Regierung zu übergeben hatte. Hierbei hatte ich meinerseits mein Augenmerk zunächst auf den künst-

lerischen Nachlaß gerichtet, damit von diesen kostbaren Blättern nichts verloren gehen möchte. Cornelius hatte eine Anzahl Zeichnungen allerdings in einigen Mappen liegen, und es sind dies diejenigen, welche ich in meinem Buche verzeichnet habe. Aber viele andere lagen zerstreut umher, zum Theil auf dem Boden in Schmutzwinkeln. An einem solchen Orte fand ich z. B. die ersten Entwürfe zur Glyptothek. Nachdem ich Alles beisammen hatte, ergaben sich 274 Blätter, die ich ordnete und über welche ich weiter hinten berichten werde.

Dann aber fühlte ich mich verpflichtet, meine Sorgfalt dem handschriftlichen Nachlasse zuzuwenden. Schriftstücke, Briefe und andere Papiere, die auf den ersten Blick schon wichtig oder beachtenswerth erschienen, waren beim Tode von Cornelius im ganzen Hause bis auf den Boden hin verzettelt. Sie wurden von mir aufgelesen, von jahrelangem Staube und von Unrath gereinigt, besichtigt, zum Theil gelesen, geordnet und zu einer Sammlung vereinigt. Der Zustand der Unordnung und Verwahrlosung, in welchem ich diese Papiere vorfand, läßt sich nicht beschreiben. Die Wittwe nun war geneigt, den größesten Theil derselben, deren Werth sie nicht würdigen konnte, zu vernichten, und sie stützte sich dabei auf das Beispiel, welches mehrere Jahre zuvor im Brüggemann'schen Hause mit einem anderen Theile Cornelius'scher Papiere, die verbrannt wurden, gegeben war. Nur durch meine Einsprache und meine Vorstellungen ist dieses Schicksal von ihnen abgewandt worden, und nur hierdurch wie durch meine wochenlangen Bemühungen sind dieselben gerettet worden.

Die Hoffnungen, welche ich in Betreff dieses künstlerischen und handschriftlichen Nachlasses hegte, sind leider nicht in Erfüllung gegangen.

In Bezug auf die Zeichnungen wünschte ich, daß sie vom Staate erworben werden möchten, um später der National-Gallerie einverleibt zu werden. Allein die dem Ministerium für derartige Kunstankäufe zur Seite stehende Künstlerkommission fand für gut, diesen Ankauf nicht zu empfehlen, und so lehnte der Minister von Mühler die Sache ab.

In Bezug auf die Schriftstücke wünschte ich das Geeignete herauszugeben. Ich hatte auch mehrere Jahre dieselben in Händen, ohne daß

ich jedoch Zeit gewinnen konnte, sie zu bearbeiten. Nachdem nun der Ankauf der Zeichnungen seitens des Staates, wie bemerkt, abgelehnt worden war, und auch noch ein anderer Versuch nicht Erfolg gehabt hatte, so entschloß ich mich, um einer etwaigen Wegführung des Nachlasses in das Ausland, wo die wiederverheirathete Wittwe ihren Wohnsitz genommen hatte, zuvor zu kommen, die Zeichnungen selbst zu kaufen. Doch wünschte ich, daß mir dann auch die Schriftsachen eigenthümlich überlassen werden sollten. Diese Anträge müssen durch ähnliche Vorschläge des Herrn Professor Karl Cornelius in München gekreuzt worden sein, denn statt einer Zusage, die ich nach den Vorverhandlungen erwarten mußte, erhielt ich die Mittheilung, daß er die Zeichnungen erworben habe. Auch trat er selbst alsobald mit der Forderung der Auslieferung der Schriftsachen hervor, der ich, nachdem er sich als neuer Eigenthümer derselben ausgewiesen hatte, Folge geben mußte. Die Papiere sind darauf zum Theil von Ernst Förster herausgegeben worden. (2 Bände. Berlin 1874.)

Nach diesen Erklärungen berichtigt sich Das, was Förster im Vorworte dieser seiner Arbeit über die Entstehung und Ansammlung des handschriftlichen Nachlasses von Cornelius sagt. Er meint nämlich, daß Cornelius, welcher ehedem die Absicht gehabt hat, Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuschreiben, „offenbar für diese Absicht vieles von dem, was sich mit der Zeit an Briefen und Briefkonzepten, an Gedichten, Vorträgen und Schriftstücken aller Art bei ihm angesammelt, sorgfältig aufbewahrt" habe. Diese Annahme ist ihrem ganzen Inhalte nach thatsächlich durchaus unrichtig.

Daß die Papiere in Ernst Förster's Hände gelangten, mußte unter Berücksichtigung aller Umstände schließlich als ein großes Glück erscheinen, da die Gefahr nahe lag, daß sie irgend einem ultramontanen Schriftsteller überlassen würden. Auch hat Förster ja aus seiner reichen Erfahrung und seinen werthvollen Erinnerungen Vieles geschöpft, was er mit jenen Schriftsachen zweckmäßig verknüpfen konnte. Allerdings ist darunter nicht Weniges, was schon bekannt und gedruckt war, namentlich auch in meinem Cornelius-Buche. Wenn er so immerhin seinem Werke einen höchst bedeutenden Inhalt gab, so muß ich um so mehr

bedauern, daß die Bearbeitung diesem Inhalte nicht, wie man wünschen muß, ebenmäßig entspricht. Es fehlt dem Buche die klare und übersichtliche Ordnung, die strenge und sorgfältige Genauigkeit in allen Einzelnheiten und besonders fehlen ihm brauchbare und erschöpfende Verzeichnisse. Auch hätten nach meiner Ansicht noch viele werthvolle Briefe und andere Schriftstücke des Nachlasses dem Buche einverleibt werden sollen.

Ernst Förster gehörte zu den ältesten Schülern von Cornelius und er erfreute sich lange des Wohlwollens und der Freundschaft seitens des Letzteren. Aber später hatte Cornelius doch ein verändertes Verhalten eingenommen, indem er minder günstige Ansichten über Förster gewonnen hatte. In unsern Gesprächen ist derselbe wiederholt erwähnt aber niemals mit besonderer Anerkennung beurtheilt worden. Doch unterlasse ich es, derartige Aeußerungen anzuführen. Aber diese Veränderung in Cornelius' persönlichem Verhältniß zu Förster, die innere Entfremdung Beider von einander, darf nicht unberücksichtigt gelassen werden, wenn nicht Mißverständnisse, namentlich in Bezug auf Mittheilungen in der hinteren Hälfte des zweiten Bandes von Förster's Werk, entstehen sollen. Und dies ist auch der Grund, weshalb ich, nach vielem Bedenken und Widerstreben, endlich mich entschließen mußte, hier einiges über dies Verhältniß zu sagen. Daß ich es gerne unterlassen hätte, wird man mir gewiß bereitwillig glauben.

II.

Briefe und andere Schriftstücke.

Die hier folgenden Briefe und anderweitigen Schriftstücke sind von mir nach und nach gesammelt worden. Ursprünglich hatte ich die Absicht, dieselben genau in der Schreibweise der Urschrift zum Abdruck zu bringen, allein ich überzeugte mich schließlich, daß damit der Sache selbst nur geschadet werden könnte. Es ist ja bekannt, daß Cornelius die deutsche Sprache nur fehlerhaft schrieb; er selbst wußte das ganz genau und sagte selbst auch in dem Briefe vom zweiten Ostertage 1815 an Wenner (Nr. 17), daß er von der „Orthographie garnichts verstehe." Wenn deshalb nur einige der Briefe die Schreibweise und die Fehler der Urschrift genau wiedergeben würden, so, dachte ich, wäre der geschichtlichen Treue und Gerechtigkeit genug gethan, und es wäre zulässig und sogar wünschenswerth, aus der Hauptmasse der Briefe die Fehler zu entfernen. Denn eine größere Menge von Schriftstücken, in denen immer und immer eine Masse gleichartiger Fehler auftreten, üben eine abstoßende Wirkung aus und beeinträchtigen den Eindruck ihres sachlichen Inhaltes. Ich habe deshalb diese Fehler beseitigt, ohne jedoch sonst irgendwie an dem Bau der Sätze und an der Ausdrucksweise zu rühren; nur in einzelnen wenigen Fällen habe ich ein ausgelassenes Wort ergänzt und in Klammern eingeschoben. Die Stücke Nr. 1, 2 und 8 aus den Jahren 1804, 1805 und 1811, sowie die Briefe Nr. 53 und 56 aus den Jahren 1857 und 1861 habe ich aber ganz treu der Urschrift belassen, um die Cornelius eigenthümliche Schreibweise zu veranschaulichen und um zu zeigen, daß er auch im Alter nicht wesentlich anders schrieb als in der Jugend.

Ueber den Inhalt und die Bedeutung der Briefe brauche ich nichts zu sagen. Sie sprechen für sich selbst. Alles, was Cornelius schrieb,

zeichnet sich durch einen eigenthümlich bedeutenden Inhalt und Charakter aus, und wenn auch die formale Seite der Schriftstücke nicht ohne Mängel ist, so merkt man ihnen doch nicht an, daß dem Verfasser derselben „das Schreiben so schwer wurde, wie dem Bären das Tanzen.“[1])

Nr. 1.

Quittung, die Gemälde der heiligen 14 Nothhelfer betreffend.

28. Juni 1804.

In meinem Cornelius-Buche S. 381 hatte ich bei den beiden Bildern der „h. 14 Nothhelfer“ bemerkt, daß die betreffende eigenhändige Quittung des Meisters noch vorhanden sei. Ich theile den Inhalt derselben hier mit:

Ich bescheinige hiemit, vor zwey Öhlgemählden die H. 14 Nohthelfer vorstellent, von senr Hochwürden dem Hern Canonicus Mittweg richtig empfangen zu haben 32 französihsche Kronen.

Düsseldorff am 28ten Juni 1804 — P. Cornelius

auch sind richtig bezahlt 4 Reichsthaler 8 stüber an schreinermeister Hartton.

P. Cornelius

Nach Mittweg's zusätzlichem Vermerke betrugen die 32 französischen Kronen 62 Rthlr. 24 Stbr. und erfolgte die kleine Zahlung an Hartten „für den Verschlag.“

Einige Bemerkungen über die künstlerische Bedeutung der beiden Bilder theile ich weiter hinten noch mit.

---

[1]) S. den Brief Nr. 12 vom 13. Juli 1813.

Nr. 2 und 3.

An den Buchhändler Baedeker und den Dichter Krummacher in Duisburg.

11. September und 28. August 1805.

Der hier zunächst folgende Brief, welcher sich im Besitze des Herrn Geheimraths von Loeper in Berlin befindet, bezieht sich auf das Titelkupfer zu dem Gedichte „Die Kinderwelt" von F. A. Krummacher, welches 1806 zu „Duisburg und Essen bei Baedeker und Comp., Universitätsbuchh." erschienen ist. Die Erläuterung des Blattes wird in dem Buche selbst S. 59 gegeben; es stellt den „Sokrates dar, wie er, mit Kindern spielend, vom Alcibiades überrascht" wird. Der Stecher des Blattes Ernst Karl Thelott, 1760 zu Augsburg geboren, war Professor der Kupferstechkunst an der Akademie zu Düsseldorf; in dieser Stadt starb er 1834. Er hat auch ein Bildniß Krummacher's in 8° gestochen. Der Brief nun lautet:

Herrn Herrn Baedeker Univers: Buchhändler in Duisburg.

Hochgeschezter Herr!

Ich danke Ihnen für Ihr mir so äußerst aufmunterndes Schreiben, dero Zufriedenheit über bewuste Zeichnung freud mich um so mehr da ich dadurch in der schmeichelhaften Hoffnung mit einem so schezbaren Mann, wie Sie mein Herr, näher in Verbindung zu kommen, besterckt sehe.

Habe alles nach Ihrem Befehl bestens zu besorgen gesucht die vermittels eines Umrisses in's kleine übertragne Zeichnung habe ich Hrn Prof: Thelott übertragen; wenn ich mich nicht irre so habe ich Hrn Prof: Krummacher schon den Preiß der Zeichnung gemeldet, nehmlich sechs Kronen, Sie können ohnmöglich dieses zuviel finden, zumahl da ich ersteres (zwar ungefordert) einen Umriß zur Beurtheilung und nachher wieder einen verkleinerten machte.

es empfiehlt sich in schuldiger Hochachtung

ergebens P: Cornelius

Duseldorf d 11 7ber
1805.

Der Schluß des Briefes wird erläutert durch ein anderes Schreiben, welches Cornelius an Krummacher vierzehn Tage früher, unter dem 28. August 1805, gerichtet hatte. Es ist in der Wochenschrift „Im neuen Reich" vom 19. März 1875 (S. 446) veröffentlicht worden und ich gebe es des Zusammenhanges wegen hier wieder.

Mein Herr!

Der ohne mein Versehen in der Größe des Blattes begangene Irrthum kann, ohne die Zeichnung selbst wesentlich abzuändern, durch einen verkleinerten Kontur auf die anverlangte Größe an den Stecher geliefert werden.

Was aber den von dem Kunstkenner angeführten Tadel anbelanget, muß ich Ihnen aufrichtig sagen, daß ich noch jung bin und bei meiner Jugend selbst zu wenig Eigendünkel habe, um erwarten zu können, daß meine noch nicht zur völligen Reife gediehenen Künstlerkräfte, und rücksichtlich dessen meine Arbeit außer allem Tadel sein könne, den ich sehr gelassen anhöre, und das meinige daraus nehme, woran ich mich auch um so mehr gewöhnen muß, als ich selbst der Augen- und Ohrenzeuge war, daß die Werke der größten Künstler, deren fast keine tadellos sind, getadelt worden. Ich habe mich daher überzeugt, und überzeuge mich noch täglich mehr und mehr, daß es besser tadeln als besser arbeiten sei. Ich habe die Zeichnung den H. Direktor und andere Kenner sehen lassen, die mir daran kein Mißfallen bezeiget haben; ich glaube also über den Tadel Ihres Kunstkenners ziemlich ruhig sein zu können.

Bei alle Dem ist mir Ihr Tadel doch lieb, nur hätte ich gewünscht, daß Sie bei Ueberreichung des Konturs diesen Kunstkenner über die Zeichnung hätten urtheilen lassen; ich würde alsdann, wenn auch schon gegen meine eigene Ueberzeugung, Ihnen zu Gefallen die Zeichnung nach diesem Urtheile um so mehr eingerichtet haben, als den Künstler zwar die Liebe zur Kunst, verbunden mit theoretischer und praktischer Bearbeitungskenntniß, beseelen muß, dagegen er aber auch diese zu Zeiten beiseite setzen, und nach der Laune des Bestellers arbeiten muß, von dem er doch einigermaßen abhängt.

Ich erwarte Ihre gütige Rückantwort, ob ich den verkleinerten Kontur auf das Gerathewohl dem Stecher zur Bearbeitung zustellen oder sie Ihnen vorab zur Uebersicht übermachen soll.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu bestehen

Meines Herrn Ergebenster Diener

P. Cornelius.

Nr. 4.

An den Professor Wallraf in Köln.

22. Juli 1806.

Ueber die Malereien, welche Cornelius 1807 und 1808 in der St. Quirinus-Kirche zu Neuß ausgeführt hatte, sowie über deren spätere Beseitigung habe ich in meinem Cornelius-Buche S. 25, 351 und 382 berichtet. Ich hatte auch schon von dem Verhältnisse Wallraf's zu dieser Arbeit gesprochen, aber es war mir leider ein Brief entgangen, den Cornelius an jenen gerichtet hatte und welcher in L. Ennen's „Zeitbildern aus der neueren Geschichte der Stadt Köln mit besonderer Rücksicht auf F. F. Wallraf" (Köln, 1857. S. 468 9) abgedruckt war. Ich lasse ihn jetzt hier folgen. Zuvor erlaube ich mir jedoch zu bemerken, daß Wallraf schon 1804 ein Gutachten über die genannte Kirche abgegeben hatte,[1]) und daß die eingehende Beschäftigung mit diesem hervorragenden Bauwerke ihn auf den Gedanken gebracht haben muß, das Innere desselben mit Malereien zu schmücken. Das Programm zu diesen Malereien hatte er entworfen und auf diesen Entwurf bezieht sich der Brief von Cornelius, welcher theilweise Gegenvorschläge macht. Ennen giebt an, daß Cornelius im „Alter von 19 Jahren" diesen Auftrag erhalten habe, und da er ihn 1787 geboren sein läßt, so ergiebt sich allerdings die richtige Zahl 1806.[2]) Ernst Förster ließ früher ihn den Auftrag „in seinem neunzehnten Jahre" empfangen und ihn „am 24. September 1786 geboren" werden,[3]) woraus sich denn das Jahr 1804 ergäbe. In seinem „Gedenkbuche" hält Förster diese Angabe von „dem neunzehnten Jahre", die er auf eine angebliche Aeußerung von Cornelius selbst zurückführt, fest,[4]) obwohl er jetzt das Geburtsjahr richtig mit 1783 angegeben hatte. Der Auftrag würde danach in das Jahr 1801 rücken. Diese Ungenauigkeit ist auffällig

[1]) Bei Ennen, S. 406/410.

[2]) Ebenda S. 332.

[3]) Geschichte der deutschen Kunst IV. S. 201, 199.

[4]) I. S. 43.

genug, da ich ganz bestimmt die Jahre 1806—8 als die Zeit der gesammten Arbeit und 1807/8 als die Zeit der malerischen Ausführung selbst angegeben hatte. Das Datum des hier nun folgenden Briefes steht genau in Uebereinstimmung mit diesen Angaben. Förster sagt auch, daß „diese Arbeiten in Neuß eine persönliche Bekanntschaft mit Wallraf voraussetzen", obwohl ich von dieser Bekanntschaft als einer Thatsache und von der Vermittelung des Auftrages durch Wallraf klar und deutlich berichtet habe, und er selbst sich auf meine Angaben beruft.

Cornelius schrieb:

Düsseldorf, den 22. Juli 1806.

Herr Professor!

Ich habe das Lokal besehen und finde es zu Ihrem ganzen Gedanken geeignet, oder vielmehr ich finde Ihren Gedanken so schön, als es das Lokal nur immer zuläßt. Aber man bemerkt, leider! nur allzu sehr, daß Ihr göttlicher Gedanke sich nach kleinlichen Verhältnissen hat bequemen müssen. Die Malereien werden hier, wie groß sie an sich werden mögen, mager und unansehnlich gegen das göttlich Große der Architektur erscheinen; sie werden keineswegs mit ihr nur einigermaßen im Verhältnisse stehen, und die Größe der Idee schrumpft in der kleinlichen Form zusammen, und ihre Wirkung wird aufgelöst. Sie werden hier nur bloß Verzierungen sein, und nicht als ein Werk für sich und wieder zugleich harmonisch mit dem übrigen Ganzen das Gemüth mächtig stimmen und erheben. Doppelt klein werden die Figuren in den kleinen Bögen erscheinen, weil just um sie her nach allen Seiten soviel leerer Raum ist. Was ist hier zu thun? Sie haben mich mit Ihrem Zutrauen beehrt und mich würdig befunden, mit Ihnen Hand in Hand etwas Großes, für die jetzigen Zeiten etwas ganz Seltenes zu vollenden. Das bestärkt mich in dem Glauben, daß auch ich hier frei meine Meinungen und Ansichten mittheilen darf, ohne Gefahr zu laufen, daß Sie etwas Anderes, als die reinste Anhänglichkeit an die Sache selbst finden werden. Mein Gedanke war gleich, da ich das alles so fand, daß man statt der drei kleinen Bögen den ganzen großen Halbzirkel, worin dieselben stehen, ausmale. Ich glaube, man braucht die drei Bögen gar nicht weg zu nehmen; das auf Leinwand gemalte Bild könnte das Ganze bedecken. Wie schön ist die Form und Größe! wie schön greift sie mit den Panaschen

in einander![1]) welch' ein Feld für Ihre herrlichen Ideen und für meinen Pinsel! Die Hauptidee bleibt auf jeden Fall, sie verliert nur das Begrenzte und Beengte, die Figuren werden keine bloßen Statuen mehr. Drei zu drei in einer charakteristischen Handlung gruppirt, machen ein schönes Ganze für sich aus und stimmen würdig zum Uebrigen. Wie herrlich würde sich das Hauptbild ausnehmen, indem es den schönsten Platz und das schönste Licht hat. Es hängt nun ganz von Ihnen ab, ob es so werden soll; ich will, um es zu befördern, diese sechsmal größere Arbeit um den nämlichen Preis machen, denn so etwas wird mir in meinem Leben vielleicht nicht mehr begegnen, mit Hilfe eines Professors Wallraf eine solche Kirche auszumalen. Mit welcher Liebe würde ich an dieser Arbeit hängen! Ich würde mich in jene schönen, alten Kunstzeiten hineinversetzt fühlen; es würde sicher mit die schönste Epoche meines Lebens ausmachen. Ich habe Ihnen nun alles gesagt und bin entschlossen alles zu thun. Mit Sehnsucht erwarte ich Ihr Urtheil.

Mit Hochachtung

P. Cornelius.

Der Brief, welchen Cornelius von Rom aus unterm 8. Februar 1859 an den Kirchenvorstand zu Neuß, in Betreff der Beseitigung seiner Malereien, richtete, ist bei E. Förster II. S. 405 zum Abdruck gelangt.

Nr. 5.

An den Architekten de Vayedes in Düsseldorf.

24. August 1810.

Dem Herrn Professor Dr. Ernst aus'm Weerth zu Kessenich bei Bonn verdanke ich die Mittheilung eines werthvollen Schreibens aus der Frankfurter Zeit. Auf dem Rückblatte trägt es die, den Zwang der Franzosenzeit unmittelbar veranschaulichende Aufschrift: „A Monsieur de Vayedes archideckt chez Kemperdick vis a vis du cheval du

---

[1]) Mit dem Ausdruck „Panaschen" sind die Zwickel gemeint, welche die Ecken zwischen den Tragebögen der Vierung füllen und den Uebergang zur achteckigen Kuppel vermitteln.

Bronz a Dusseldorf.“ Von dem Frankfurter Poststempel ist „25 Août“ deutlich zu erkennen; außerdem trägt der Brief noch den Stempel: „Lintz-Rhin. (P. A.)“

Lieber Freund!

Hätten Sie so viele Briefe von uns erhalten als wir an Sie denken und von Ihnen sprechen, Sie wären überschwemmt worden; — übrigens will alles, was mir in Kopf und Herzen vorgeht, nicht so recht den Weg durch Hand und Feder finden, und ich werde täglich ungeschickter dazu. Es geht mir mit meinen Freunden wie mit meinen Blumen, ich kann sie nicht pflegen und hegen, und alles, was so recht freundlich ist und das Leben schmückt, sehe ich oft um mich hinschwinden; doch was nur den Einfluß des Himmels bedarf, gedeiht um so besser, und so seh' ich mich umpflanzt mit herrlichen Eichen und Buchen, die ihre Zweige brüderlich in einander schlagen, und fest ihre Wurzeln in der tiefen mütterlichen Erde in einander schlingen: ein schöner Bnud auf Schutz und Trutz.

Zu diesem Bunde zähle ich auch Sie, mein Bester, und darum auch diese zuversichtliche Behandlung, diese Ruhe. Ich habe nie viel auf das süße Gefreundschaftel unter Männern gehalten und das Radotiren in Briefen und Stammbüchern. Doch meine Seele verlor sich schon als Kind in dem Gedanken einer gänzlichen Hingebung, einer Verbrüderung auf Leben und Tod.

Ich wünsche jetzt nichts sehnlicher, als Italien zu sehen; es wäre köstlich, wenn wir's zusammen könnten. Erhalten Sie mein Andenken frisch in Düsseldorf, ich habe noch immer einen Schatten von Hoffnung, von dort aus erlöst zu werden. Wie ist Dammas über mich zu sprechen? welche Wirkung hat mein Triumphbogen gemacht? und was könnte ich noch zu meinem Vortheil unternehmen?

Meine Schwester läßt Sie recht herzlich grüßen, sie spricht immer und mit dem lebhaftesten Antheil von Ihnen, sie hat mir gesagt, Sie wären gesonnen, einmal hierher zu uns zu kommen; thun Sie das doch recht bald!! —

Leben Sie recht wohl und schreiben Sie bald, viel und oft

Ihrem

Cornelius,
chez Kirchner rue
Bockenheimergasse.

Frankfurt d. 24.
August 1810.

Nr. 6.

An den Buchhändler G. Reimer in Berlin.

1811.

Amalie von Helwig gab in Gemeinschaft mit Fouqué 1812 und 1817 bei G. Reimer in Berlin zwei Bände von einem „Taschenbuch der Sagen und Legenden" heraus, zu welchem Cornelius 13 Zeichnungen lieferte. (Vergl. mein Cornelius-Buch S. 38 und 386.) Auf diese Arbeiten bezieht sich der folgende, aus der Sammlung des verewigten Herrn Generalkonsuls Gustav Moritz Clauß in Leipzig stammende Brief, der augenfällig an Reimer und zwar im Jahre 1811 gerichtet ist.

Durch tausend unglückliche Verwickelungen, die Hr Hitzig noch mehr verwickelte statt zu lösen, und jetzt Frau v. H. Ihnen wird anschaulich gemacht haben, hat sich eine Sache wo nicht ganz zerschlagen, doch auf eine unangenehme Weise in die Länge gezogen, die mir um so fataler ist, da von einer Seite meine Zeit jetzt so kostbar und von der anderen Seite mir irgend eine Verbindung mit Ihnen so wünschenswerth ist; zumalen da ich nicht die Ehre haben konnte, Ihren Wünschen in Hinsicht meiner Zeichnungen zum Faust zu entsprechen.

Da Ihnen nun wie gesagt Frau v. Hellwig diese babylonische Verwirrung wird auseinander gesetzt haben, so brauche ich nur noch die Erklärung hinzuzufügen, daß ich nur in Verbindung mit Frau v. Hellwig mich entschließen kann, Zeichnungen zu Legenden zu machen, weil wir diese schöne und glückliche Idee dieser geistreichen Dame einzig zu verdanken haben. So zieht mich auch meine Neigung und mein Zutrauen zu den schönen Schöpfungen unsrer Dame hin, welches auch zu beherzigen ist, wenn wirklicher Kunstwerth in Anschlag gebracht wird.

Dieses hielt ich für nöthig, Ihnen treulich mitzutheilen und empfehle mich Ihrem gütigen Andenken.

P. Cornelius.

Nr. 7.

Zwei Sinnsprüche.

1811 und 1816.

Im Jahre 1809 hatten einige deutsche Künstler zu Rom, unter denen der bedeutendste Overbeck war, eine enge gegen die akademische Ueberlieferung gerichtete Vereinigung gebildet, welche sie St. Lukas-Brüderschaft nannten. Jedes Mitglied erhielt eine Aufnahmeurkunde, welche die Uebrigen mit ihrer Namensunterschrift und einem Sinnspruche versahen.

Ludwig Vogel von Zürich wurde noch im Jahre 1809 aufgenommen; jedoch ließ er später auf seinem Diplome Cornelius sich noch nachträglich einschreiben. Neben einem der Sonne zufliegenden Adler mit der Umschrift „Sursum corda" schrieb Cornelius:

May 15 anno 1811. Peter Cornelius.

Vom Himmel stammet die Kunst, sowie die menschliche Seele,
Drum führe eine die andre liebend zur Heimaht zurück.

(S. Vögelin, Das Leben Ludwig Vogel's u. s. w., Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1881. S. 45.)

Auf das Diplom von Johannes Veit aus Berlin schrieb Cornelius unterm 9. Dezember 1816 neben seinem Namen die Worte:

Werdet stark in der Liebe, denn die Liebe bildete Himmel und Erde.

(J. M. Raich, Dorothea Schlegel u. s. w. Mainz. 1881. II. S. 394/5.)

Im Städel'schen Kunstinstitute zu Frankfurt am Main befinden sich 19 Briefe, die Cornelius in den Jahren 1811 bis 1819 an den Kunsthändler Wenner gerichtet hat, sowie auch die Handschrift der Beschreibung jener kleinen Taunusreise, die er und Xeller im Juni 1811 in Gesellschaft von Wenner und andern Freunden unternommen hatten. Diese Schriftstücke, sowie eine Anzahl von Zeichnungen sind erst unlängst

der genannten Anstalt von dem Inspektor derselben, Herrn G. Malß, dessen Vater der Bruder von Frau Wenner war, zum Geschenk gemacht worden. Auf die Zeichnungen werde ich später im Zusammenhange der Mittheilungen über verschiedene Werke von Cornelius, soweit erforderlich, zurückkommen, von der Reisebeschreibung berichte ich hier sogleich unter Nr. 9; was aber die Briefe angeht, so bemerke ich Folgendes.

Dieselben sind zu einem Hefte vereinigt und nummerirt, sowie auch mit einigen Vermerken von Wenner's Hand versehen, die sich theils auf den Inhalt derselben, theils auf die an Cornelius gerichteten Antworten beziehen. Nach einer Vorbemerkung fehlt ein Brief ohne Ort und Datum, der die Reise nach Italien betraf und von Heidelberg, dem Dome zu Mailand u. s. w. handelte; er war, wie aus dem Briefe vom 10. Januar 1812 (Nr. 10.) hervorgeht, in Mailand geschrieben worden.

Johann Friedrich Wenner war 1772 geboren und zeichnete sich durch den sehr regsamen und unternehmungslustigen Betrieb eines Kunstverlages aus. Geschäftlich scheint er in dem Jahrzehnt von 1810 bis 1820 auf seiner Höhe gestanden zu haben. Er machte während dieser Zeit ein Haus und unternahm auch mit seiner Frau, Christine geborner Malß, im Jahre 1814 eine Reise nach Italien, während welcher sie den ganzen Winter von 14 auf 15 in Rom zubrachten. Später ging das Geschäft zurück, und die Verhältnisse Wenner's wurden sehr ungünstige. In der Zeit dieser Nothlage ist es gewesen, daß er von Cornelius die Zurückzahlung alter Vorschüsse begehrt hat, von welcher ich oben (S. 117/8) berichtet habe. Trotz dieses Unglücks hoch geachtet, starb er im Jahre 1835.[1])

Cornelius und auch Keller, junge Männer von etwa 27 Jahren und jeder in seiner Art von eigenthümlichem Werthe, waren während ihres Frankfurter Aufenthaltes in dem gastlichen Hause Wenner's gern gesehene Gäste, und sie wiederum fühlten sich daselbst sehr glücklich. Cornelius fand dort ein behagliches Heim, lebendigen Kunstsinn und erfreuliche Wohlhabenheit: Dinge, die er in Düsseldorf nicht hatte

[1]) Vergl. Gwinner, Kunst und Künstler in Frankfurt u. s. w. S. 540/1.

kennen lernen. Und so begreift man, wie er an Wenner schreiben konnte, daß er sich nie zuvor „unter Menschen in dieser Welt noch so glücklich, so eigentlich in seinem Element gefühlt habe, wie in jenem lieben Kreise.“[1]) Die Freundschaft mit diesem Kreise war eine ganz vertraute geworden und fand in dieser ihrer Eigenschaft einen sehr bestimmten Ausdruck durch den gemeinschaftlichen Ausflug in den Taunus.

Daß Wenner die künstlerische Eigenthümlichkeit und Bedeutung von Cornelius schon frühe klar erkannt hätte, ist nicht anzunehmen, vielmehr scheint er stets durch ein geschäftliches Mißtrauen geleitet worden zu sein, was später auch die Ablehnung der Blätter zu den „Nibelungen“ und zu „Romeo und Julia“ bewirkt hat. Auch dem Faustanerbieten gegenüber hat er sich zögernd benommen und erst auf den Brief Goethe's an Cornelius vom 8. Mai 1811 hin, der diesem erst am 7. Juni durch Boisserée übersandt worden war, sich entschlossen.[2]) Ich vermuthe nun, daß diese Angelegenheit schon früher in Gesprächen mehrmals berührt worden war, daß Wenner, durch jenen Brief bestimmt, sich geneigt gezeigt und eine weitere geschäftliche Verhandlung gewünscht und zugesagt hat. So allein, glaube ich, erklärt sich der Brief von Cornelius vom 29. Juni 1811, der, sogar in der Form, einen rein geschäftlichen Charakter trägt und dem zwei Anlagen, jener Brief Goethe's vom 8. Mai und die Antwort von Cornelius an Goethe vom 1. Juli 1811, beigegeben sind. Auf Grund dieser Schriftstücke entschloß sich Wenner zur Uebernahme des Verlages der Fauſtzeichnungen. Die Entscheidung ist zwischen dem 1. und 10. Juli erfolgt. Denn in dem Briefe vom 1. an Goethe schreibt Cornelius noch, daß er, wenn „das Glück ihm günstig ist, diesen Herbst nach Italien gehen“ wird,[3]) in einem Briefe vom 10. aber an Barth sagt Xeller, daß ihre „Abreise nach Italien nunmehr bis Ende August festgesetzt ist, nachdem Wenner die Herausgabe des Fauſt übernommen“ hat.[4])

---

[1]) Brief Nr. 11 vom 15. Mai 1813.

[2]) In meinem Cornelius-Buche S. 30.

[3]) Bei E. Förster I. S. 87.

[4]) M. von Eelking, Künstlerbriefe u. s. w. S. 28.

Inzwischen hatte auch Sulpiz Boisserée, der nach Weimar zu Goethe gereist war und die damals fertigen sieben Faustzeichnungen dorthin mitgenommen hatte,[1]) während der Messe zu Leipzig, wo er sich zuvor aufgehalten hatte, für Cornelius zu wirken gesucht, indem er mit Cotta und Reimer von dem Faustunternehmen redete. Letzterer zeigte sich der Sache geneigt. Hiervon schrieb Boisserée an Cornelius bei Uebersendung des Goethe'schen Briefes,[2]) sodaß Keller, in einem am 17. Juni 1811 geschriebenen Briefe an Barth, erzählen konnte, daß „mehrere Buch- und Kunsthändler nicht abgeneigt scheinen, mit Cornelius in Unterhandlung zu treten."[3]) Er selbst kommt in dem Briefe an Wenner vom 10. Janur 1812 (Nr. 10.) beiläufig auf die Bedingungen zurück, die er Reimer in Betreff des Faust gemacht hatte. Diese Beziehungen und namentlich die zu Reimer wirkten auch drängend auf Wenner ein und halfen mit, ihn zu bestimmen. Wieviel Sulpiz Boisserée persönlich nun noch dazu beigetragen hat, Wenner'n Lust zu machen, läßt sich nicht ermessen. Er war im Monat Juli selbst in Frankfurt, er hatte früher schon, vielleicht ebenfalls in Leipzig während der Messe, Wenner'n die Faustzeichnungen gezeigt und er schrieb am 29. Juli von Köln aus an Goethe: „In Frankfurt habe ich Cornelius fröhlich und guter Dinge gefunden. Ihr Beifall und die Aussicht, die ich ihm mit Reimer in Berlin eröffnet, hat hingereicht, den Buchhändler Wenner in Frankfurt zur Unternehmung des Werkes zu bewegen. Cornelius sieht sich dadurch im Stande, seine Reise nach Italien auszuführen."[4])

So war das geschäftliche Verhältniß zwischen Cornelius und Wenner zu Stande gekommen. Wie die Briefe lehren faßte Cornelius dasselbe durchweg vom Standpunkte des Freundes auf, und die Geldangelegenheiten waren ihm dem Freunde gegenüber peinlich; schon in dem Briefe vom 10. Januar 1812 entschuldigte er sich wegen der Erörterung solcher Fragen mit der harten Nothwendigkeit des Lebens.

---

[1]) Siehe mein Cornelius-Buch S. 29.

[2]) Sulpiz Boisserée II. S 11/12.

[3]) M. von Eelking S. 27.

[4]) Sulpiz Boisserée II. S. 15.

Wenner, als Geschäftsmann, sah die Sache natürlich anders an; nach seinen Vermerken machte er die Zahlungen und Vorschüsse nicht gerade gern, und es geht hieraus hervor, daß er in den ganzen Handel nicht mit großer Zuversicht auf kaufmännischen Erfolg getreten war. Doch half er wiederholt in schweren Lagen auf wahrhaft freundschaftliche Weise. Wenn Cornelius nach einem halben Jahrhundert über dies Verhältniß anders dachte und sich, wie ich (S. 118) berichtet habe, mit Schärfe äußerte, so hatte einmal ihn die Rückforderung der Gelder von seiten Wenner's verdrossen und dann beurtheilte er den Werth seiner Zeichnungen jetzt natürlich ganz anders als damals, wo er ein unbekannter Anfänger war. Uebrigens machte er jene Aeußerung in einer gereizten Stimmung, deren Ursache dort auch angegeben ist.

Die Briefe an Wenner lassen eine tiefe Einsicht in die äußeren Verhältnisse von Cornelius während seines ersten Aufenthaltes in Rom zu, doch geben sie auch vielfach neue Auskunft über seine Arbeiten, Unternehmungen und Aussichten während dieser Zeit. Daneben öffnen sie werthvolle Blicke in sein Inneres und enthüllen seinen ganz von Liebe, Treue, Rechtschaffenheit und Ehre bestimmten Charakter; auch bezeugen sie von neuem seine damalige künstlerische Gesinnung, seine Zwecke und Ziele. Sie sind also in jedem Betrachte wichtig.

Ich gebe die Briefe, deren Veröffentlichung mir durch Vermittelung des Herrn Inspektor Malß seitens der Verwaltung des Städel'schen Kunstinstitutes gewährt wurde, der Zeitfolge nach geordnet. Der erste derselben vom 29. Juni 1811 ist genau in der Schreibweise von Cornelius belassen worden.

Nr. 8.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

29. Juni 1811.

Wohlgebl.
Insonders hochzuverehrender Herr!

Herr Boisseré von Cölln benachrichtigte mich am 8ten Juny daß er Ihnen meine Zeichnungen zu Göthes Faust gezeigt; und Sie dabey den

Wunsch geäussert hätten, die Bedingungen zu kennen, unter welchen ich sie einem Verleger abtreten würde.

Bevor ich Ihrem Wunsche Genüge leiste, habe ich das Vergnügen Ihnen die sehr gute Aufnahme meiner Zeichnungen von Göthe mitzutheilen :(:dessen Stimme vor, oder gegen einen Gegenstand der Art, einen Verleger keineswegs gleichgültig seyn kan) Nebst beiliegender Copie seines Schreibens an mich habe ich Ihnen auch noch seine gegen Hl Boisserè gethane Erklärung, meiner Unternehmung öffentlich ein gutes Wort zu reden, mitzutheilen.

Hier folgen nun die Bedingungen unter welchen ich Ihnen mit Vergnügen meine Zeichnungen abtreten werde.

Erstens wünsche ich, daß das Werck Herrn v. Göthe dedicirt würde.

Zweytens daß mit dem Kupferstecher desselben eine solche Uebereinkunft getroffen würde, die mich in den Stand sezte, über die Behandlung der zu stechenden Blätter, frey mit ihm zu reden.

Drittens. Verlange ich für diesen Cyclus der aus 12 Blätter bestehen wird, ein Honorar von 100 Louisdor den Louisdor zu 11 fl Rheinisch. Auch erbiete ich mich (:wenn Sie darauf bestehen): einen Text zu meinen Blätter zu liefern; wovon ich aber im Ganzen abrathe, weil das Gedicht die Zeichnungen am besten commentirt.

Viertens. wünsche ich bis Ende August wo ich zum wenigsten 9 Blätter fertig haben werde, das Honorar fürs Ganze zu erhalten; indem ich gesonnen bin den drey Letzten wozu ich die bedeutendsten Situationen wählen werde in Rom die höchst möglichste Vollendung zu geben, weil die dortigen Umgebungen am besten geeignet sind einen Künstler zu begeistern.

Finden Sie diese Bedingungen annehmlich so wird es mir großes Vergnügen gewähren mit Ihnen zu einem Unternehmen in Verbindung zu treten, daß uns durch unsern beyderseitigen Antheil, auf die angenehmste Art näher bringen könnte. Uebrigens habe ich noch zu bemerken, daß die Ehre und der gute Fortgang dieses Wercks mir näher am Herzen liegen, als jeder äußere Vortheil. Und jeder Kenner wird finden daß meine Bedingungen mich nur dürftig schadlos halten. nicht aber meine sehr große Müh', und meine Studigen bey diesem Werck belohnen. Die befriedigenste Belohnung, werde ich nur in dem Beifall meines Vaterlands, und der guten Wirkung meines Strebens finden

In der sichern Erwartung aufs baldigste eine bestimte Antwort zu erhalten empfiehlt sich Eur Wohlgebl

ergebenster Diener Cornelius
dem Ramhof gegenüber in
d 29 Juni 1811. Franckfurt am (Main.)

Nr. 9.

Die Beschreibung der Taunusreise.

1—3. Juni 1811.

Die erste Hälfte dieses Schriftstückes, welches, wie bemerkt, im Städel'schen Institute zu Frankfurt aufbewahrt wird, ist von Cornelius, die hintere größere Hälfte aber von Xeller verfaßt. Jene besteht aus 44 Seiten 8^0 und kl. 4^0; sie ist, wie aus dem Briefe Nr. 10 vom 10. Januar 1812 hervorgeht, während der Reise nach Rom an verschiedenen Orten, in Heidelberg, Stuttgart, Zürich, auf dem Gotthard, in Como und endlich in Rom selbst abgefaßt worden. Der Xeller'sche Theil der Reisebeschreibung besteht in: A. 12 Seiten gr. 4^0, — B. 25 Seiten in 8^0 und noch — C. 10 Seiten in 8^0; die 25 Seiten B sind nur eine Abschrift von andrer Hand. Die Reisebeschreibung wurde in zwei oder mehreren Theilen, der Beschluß im Januar 1812 durch einen Herrn von Oertzen, an Wenner übersandt.

Der Ausflug war zu Pfingsten 1811, die auf den 2. und 3. Juni fielen, unternommen worden und zwar nach Königstein, wo die Gesellschaft im Gasthofe des Herrn Colosseus sich einlegte. Sämmtliche elf Theilnehmer, die hier S. 221 aufgeführt werden, außer den beiden Malern und Fräulein Gretel Gontard, waren nahe verwandt, Fritz Stock ein Vetter von Gerhard Malß. Am ersten Tage, dem Sonnabend, hatte nach vorangegangener großer Hitze ein Gewitter stattgefunden; man erstieg den Feldberg. Am zweiten Tage ging's nach Eppstein, am dritten, Vormittags auf die Burg Königstein und nach Kronberg, Nachmittags nach Falkenstein, wo man sich lagerte und mit Hülfe mitgenommener Geräthe Kaffee kochte; hier wurden die noch

vorhandenen Bildnißzeichnungen gemacht oder doch angelegt. Abends trat man die Heimreise, natürlich zu Wagen, an. Man hatte so glücklich in diesen drei Tagen gelebt, daß man beschloß, eine Beschreibung der Erlebnisse, die von sechs der Theilnehmer verfaßt werden sollte, nebst Zeichnungen im Druck herzustellen. Von der Beschreibung liegen nur die Theile, die Cornelius und Keller zu bearbeiten hatten, vor. Ueber die Zeichnungen berichte ich noch weiter hinten; zwei derselben wurden bereits gestochen. Doch kam die Unternehmung nicht zu stande.

Die Theile der „Reisebeschreibung" von Cornelius und Keller, welche wir besitzen, sind also nur Bruchstücke und zwar nicht geordnete. Den Anfang bildet das Keller'sche Stück B., welches, wie bemerkt, nur in Abschrift von fremder Hand, vermuthlich der der Frau Wenner, vorliegt. An dasselbe schließt sich das Stück C., welches jedoch abbricht, da Cornelius wollte, daß dieser Theil zugleich mit dem seinigen von Rom abgeschickt würde. B. und C. behandeln den ersten Tag. Der zweite Tag fehlt. Nun folgt die Arbeit von Cornelius, an welche sich das Keller'sche Stück A. schließt. Letzteres führt die Beschreibung zu Ende. An seinen Schluß ist ein Gedicht von Cornelius gestellt, das hier hinter dem von ihm selbst bearbeiteten Theil sich findet.

Für Cornelius waren diese drei Tage wie er noch nach zwei Jahren am 15. Mai 1813 an Wenner schrieb, „unvergeßliche"; es war ihm „alles noch so lebendig in der Seele als wär's gestern geschehen." Wenn man nun bedenkt, wie schwer er sich zum Schreiben herbeiließ, wie seine Zeit durch die Vorbereitung zur Reise nach Italien und durch diese selbst bedrängt war und wie er seiner Natur nach nur das Lebendige ergriff, so muß man in der Thatsache, daß er auf diese Arbeit nebst den Zeichnungen viele Zeit und Mühe verwandte, erkennen, wie sehr er in seinem Herzen jenem Kreise verbunden war. Das beweisen ja auch reichlich die weiteren Briefe an Wenner. Die Beschreibung der Reise ist für Cornelius durchaus bezeichnend. Ernste, aufs Tiefe und Wesentliche gehende Gespräche wechseln mit Spaß und Neckerei; die kühne ins Ungemessene schreitende Einbildungskraft bethätigt sich ebenso wie die Liebenswürdigkeit im Umgange; seine tüchtige deutsche Gesinnung tritt ebenso hervor, wie seine Neigung zum

Alterthum. Diese Eigenschaften sprechen sich deutlich aus, und sie sind es auch, die ihm zeitlebens geblieben sind, so daß die Reisebeschreibung dadurch eine dauernde und werthvolle Bedeutung hat.

Ich gebe nun das von Cornelius verfaßte und mit eigener Hand geschriebene Stück hier wieder. Daß die Hauptbegebenheit, die als „Gigantenschlacht" geschildert wird, nur eine Belästigung durch einige Bauerjungen war, die man dann drohend verjagte, dürfte augenfällig sein.

Die berühmte statistisch topographische und naturhistorische Reisegesellschaft kam überein, ihre große Entdeckungsreise nach dem Feldberg durch verschiedene Mitglieder derselben aufzeichnen zu lassen. Ich hatte die Ehre auch einen Theil derselben zu erhalten. Aber erst nachdem ich's übernommen, fühlte ich in zwei unangenehmen Empfindungen, daß ich diesem Unternehmen keineswegs gewachsen wäre. Hier folgen nun zuerst diese

Zwei unangenehmen Empfindungen.

Die erste war das Gefühl des gänzlichen Mangels an statistisch topographischen und naturhistorischen Kenntnissen, welches mich schon allein unfähig machte, den so edlen Zweck und Erfolg dieses vortrefflichen Unternehmens in der erforderlichen Würde ans Licht zu bringen.

Die zweite war meine sehr große Bescheidenheit, die es nicht zuließ, daß ich meine eigenen Thaten und Redensarten in ein so glänzendes Licht stellen sollte, worin sie doch ihrer Natur nach gehörten.

Diese zwei unangenehmen Empfindungen und triftigen Gründe bestimmten mich, dieses Geschäft einem Calabrischen Gelehrten und Freund von mir zu übertragen, der ein vortrefflicher Litterator und Historiograph ist. Ich theilte ihm alle Begebenheiten und Charakterschilderungen aufs genaueste mit, und bat ihn, dieses aufs schönste und mit höchst möglichster Treue zu beschreiben.

Da er ohngefähr bis zur Hälfte damit fertig sein mochte, fiel mir auf einmal ein, daß mein Litterator nur im sentimentalen und subjektiven Stil schriebe, welcher, wie in allen Journalen zu lesen, doch ein schlechter und fehlerhafter ist, weil er nicht die Gegenstände in derjenigen Farbe giebt wie sie sind, sondern in der Lokalfarbe seines eignen Augenprismas; außerdem hatte ein sehr würdiges Mitglied einen großen Theil unsrer Reiseabenteuer in einem vortrefflichen objektiven und naiven Stil ausgearbeitet. Dies alles lies mich befürchten, daß ich mit meinem Calabrischen Autor doch nur

Schande einernten würde, vorzüglich da ich wußte, daß die Damen den subjektivischen Stil nur an ihren Liebhabern und Anbetern schätzten, worunter sich mein Calabrischer Litterator doch nicht zählen durfte.

In der Angst meines Herzens ging ich nun zu einer vortrefflichen Dame unsrer Gesellschaft, und theilte ihr nebst diesen Qualgedanken den Entschluß, die Reisebeschreibung meinerseits gänzlich aufzugeben, mit. Diese vortreffliche Dame fand die Gründe dazu keineswegs triftig und sagte vielmehr, daß die Verschiedenheit des Stils die Anmuth des Werks und das Vergnügen der Gesellschaft vermehren würde, und daß ich keineswegs glauben solle, daß die Damen dem subjektiven Stil abgeneigt wären, daß sie vielmehr den Aussprüchen eines schönen und tiefen Gemüths überaus gewogen wären, wenn sie übrigens mit Würde und Geschmack vorgetragen würden. O! rief ich aus, wie leicht kann eine edle und feinsinnige Frau uns mit der Natur und der lebendigen Wahrheit aussöhnen, womit uns die gelehrte Verkehrtheit ewig qualvoll zu entzweien sucht.

Ich ging nun mit so großen Schritten als ich nur konnte zu meinem wackern Calabresen und munterte ihn auf alle mögliche Art auf, das Werk mit aller Kraftanstrengung zu Ende zu fördern; und nun sehe ich mich nach kurzer Zeit in den Stand gesetzt, den Heldinnen unsrer Geschichte die Frucht des Calabrischen Historiographen zu Füßen zu legen; und bitte schließlich auf den schönen Eingang zu merken, wo er gleichsam ein falsches Manöver macht, um die Rezensenten zu täuschen, weil er weiß, daß dieselben nur den Titel und höchstens den Eingang eines Werks lesen, das sie rezensiren sollen. Er hebt also mit einem Lobspruch auf die objektive und porträtirende Darstellungsweise folgendermaßen an.

Es giebt viele Autoren und Maler, die, wenn sie auch den herrlichsten Vorwurf haben, keineswegs bei dessen Vortrefflichkeit sich halten und ihn zu erreichen streben, sondern vielmehr noch immer ein sogenanntes Ideal hineinquälen müssen, welches aber durch eine krankhafte Vibration einiger Kopf- oder Herznerven entsteht und wodurch dann die fehlerhafte subjektive Manier erzeugt wird; wovor ich mich in meiner Historie sehr hüten werde, zumalen da alle Personen derselben von solcher Vortrefflichkeit sind, daß ihre kleinen Mängel, Fehler oder Unarten die Veranlassung zu den anmuthigsten Begebenheiten von der Welt liefern; sie sind gleichsam einige Sommerflecken oder kleine Unregelmäßigkeiten in einem schönen Gesicht, wodurch es auf die

holdeste Weise das ausschließliche Eigenthum derjenigen Person wird, der es lieb und theuer ist.

Nach diesem falschen Manöver ergreift nun mein calabrischer Autor den Faden der Geschichte da, wo sein glorreicher Vorarbeiter ihn gelassen und beginnt mit dem

Katzenjammer.

Es war am 2ten Juni als dem zweiten Tage der unvergeßlichen Entdeckungsreise, als unsre vortreffliche Gesellschaft sich gar behaglich in einer schönen Laube im Garten des menschenfreundlichen Hrn. Colosseus am Frühstück labte, welches beinahe ganz verzehrt war, als der ehrsame Maler Cor., der, bis über die Ohren in Träumen und Federn, das Aufstehn und Frühstücken vergessen hatte, heranspazierte. Als man ihn ansichtig wurde, stimmte man einen entsetzlichen Katzenjammer an, der durch seine gräuliche Disharmonie gewiß sehr künstlich mochte gewesen sein; aber unsern noch halb schlaftrunkenen Maler brachte er dergestalt außer Fassung, daß er garnicht zu unterscheiden vermochte, ob diese wunderliche Musik eine Ehren- oder Schimpfbezeugung sein möchte. Aber nur gar zu bald wurde er von letzterem überzeugt. Da sprach er aber seinem edlen Herzen Muth zu und sagte: „lerne daraus welch' ein endlos falsches Phantom der Ruhm ist, „denn diesen vortrefflichen Menschen, die mich noch gestern im Triumph „auf ihren Händen trugen, bin ich heute ein Gegenstand des Spottes."

War sein Jammer groß, so war sein Hunger nicht klein, denn dieser verschont auch nicht den unglücklichen Mann, wie Großvater Homer sagt. Dies bewog ihn über die Reste des Morgenbrods herzufallen. Da aber wurde er wieder auf die rührendste Weise mit der Menschheit ausgesöhnt, denn Die vorhin am meisten gekatzenjammert hatten, eiferten auch nun am meisten, christliche Werke an dem armen Maler auszuüben, ihn nämlich zu speisen und zu tränken. Da er nun fertig war, fühlte er einen außerordentlichen Werth in sich selbst.

Die Gesellschaft, die sich nun ausgelacht und ausgefrühstückt hatte, berathschlagte sich, was nun weiter zu thun? Nach einigen Debatten war alles einig nach Epstein zu gehen. Jetzt schmückte sich Jeder mit seinen Attributen aus, die, weil sie den Charakteren der Individuen so analog waren, hier müssen beschrieben werden.

Beschreibung der Reiseattribute der Gesellschaft.

Ich fange, wie billig, mit den Damen an und zwar nach alphabetischer Ordnung:

Mademoiselle Gontard trug in einer Hand einen Shawl und in der andern einen Sonnenschirm, dessen ehrwürdiges Ansehen uns gleichsam zu sagen schien, daß er die Alpen gesehen; ein gewöhnliches Frauenzimmer hätte ihn schon längst abgeschafft, denn man will behaupten, die Damen hätten ein ehrwürdiges Aussehen sehr gerne, nur nicht an ihrem Putz und an Denen, für die sie sich putzen.

Madame Malß trug einen überaus schönen Hut und ein paar niedliche Stiefeln nach Art der Sandalen. Dieses und ihr übriger Anzug gab ihr das freundlichste und holdeste Ansehen, sie glich einer Artemis oft, die, geschürzt und mit schnellen Füßen, über Felder und Berge das Wild verfolgt.

Frau Dr. Varrentrap zeichnete sich dadurch aus, daß sie eigentlich nichts Ausgezeichnetes bei sich führte, sondern man ward vielmehr auf die angenehmste Weise an Goethe's Lied „Ich habe mich auf nichts gestellt," erinnert. Sie sprach diese Entäußerung alles lästigen Zwangs so lieb und vortrefflich aus, daß sie die ganze Gesellschaft entzückte; sie war überall die Erste, und man hörte sie auf keine Art sich über etwas Beschwerliches beklagen. Dieses letztere gilt auch von Madame Wenner, nur daß es sich auf eine andre Weise aussprach. War die Frau Doktorin leicht, heiter und gewandt, so war die Frau Wenner edel, ruhig und gehalten. Dieses nebst einem schönen Strohhut und Stab gaben ihr gänzlich das Ansehen einer frommen Pilgerin. Oft wenn sie so auf hohen Felsen an den Trümmern der alten hohen Zeit saß, so ward man auf die schönste Weise in frühere glücklichere Jahrhunderte versetzt, denn es fühlte sich so rein, daß dieses hohe und schöne Leben in der Natur, diese heiligen alten Mauern mit der Gestalt unsrer Dame wunderbar harmonirten.

Der Ausspruch des Alphabets stellt jetzt neben diese edle Gestalt eine närrische und wunderliche. Es ist der kleine Maler, mit einer großen Flasche an einer grünen Schnur über die Schultern hängend, woraus er die Gesellschaft zuweilen, sich aber jeden Augenblick labte, welches ihm den Namen Trunkenbold zuzog. Andre aber meinten, er müsse der Ritter von der traurigen Gestalt genannt werden, weil er einen langen, lanzenähnlichen Stab trug und sein übriges Benehmen, besonders gegen Damen, ganz im Geiste dieses großen und ruhmwürdigen Ritters war.

Gottfried Malß trug nur einen kleinen lackirten Stab und einen Dolch. Dies und sein tiefes geheimnißvolles Wesen gaben ihm das Ansehen eines Hexenmeisters oder spanischen Insurgentengenerals. Denn wenn er oft plötzlich mit seinem Stab in die Luft fuhr oder in den Sand zeichnete, so

konnte man entweder denken, er kommandire sein Heer und mache Pläne zu Lagern oder Festungen, — so konnte man aber auch denken, er beschwöre mit dem ersten Manöver die Luft- und mit dem zweiten die Erdgeister. Auch nahte er sich den andern selten, sogar den Damen nur in sehr kritischen Momenten.

Gerhard Malß hingegen war das belebende Prinzip und der Heros der Gesellschaft. Er trug eine altdeutsche Kappe, ein grünes Jagdwams und einen tüchtigen keulenartigen Stock. Wenn er so mit seinem groß mannhaften Ansehen unter den andern ging, so mußte man unwillkürlich sagen: „Hoch ragt er über alle empor, wie ein Stier unter den Lämmern.“ Man hätte ihm so alle Werke der Tapferkeit zugetraut. Ob seine Thathandlungen diesem Zutrauen entsprochen haben oder nicht, wird der Verfolg dieser Historie am besten darthun.

Den Herrn Dr. Barrentrap sah man entweder mit Kräutern in der Hand, mit tiefem Geiste das Wesen der Dinge ergründend, oder gewandt und sicher das Gespräch anknüpfend oder verfolgend in Scherz und Ernst. Auch war er an Rath den Unsterblichen ähnlich. In seinen Handlungen wird sich sein Charakter unten noch glorreicher entfalten; besonders aber hat er sich durch große Erfindungen unsterblich gemacht, — siehe das Gesundheitshemd u. s. w.

Herr Wenner hatte das Ansehen eines Bürgermeisters oder sonstigen Magistratsperson. So saß er auch oben im Rathe der Männer und sprach stets gewichtige Worte. Was sein Ansehen noch vergrößerte, war das Verkleinern seines Stabes, der dadurch eine Sceptergestalt gewann. Dieses war, wie ich glaube, auch die Ursache, warum er öfter als Andre rasten mußte, denn wenn der Stab auch sehr viel Respekt einflößen mochte, so war er zur Stütze um so unbequemer; und es war gewiß eine Art von Rache- oder Revolutionsgeist der Andern gegen ihr rechtmäßiges Oberhaupt, wenn sie dessen nothdürftige Ruhe Hang zur Bequemlichkeit nannten.

Herr Fritz Stock trug einen tüchtigen dito in seiner nervichten Rechten, welcher durch sein gemeines Ansehen mit der eleganten und edlen Turnüre unseres Ritters einigermaßen in Widerspruch war. Doch bemerkte man den hölzernen Stock nicht, wenn sich der lebendige produzirte. Denn dies geschah mit der größten Gewandtheit und in den schönsten und ausgesuchtesten Stellungen. Sein Betragen war immer tapfer und musterhaft, er fürchtete weder Geister noch Riesen, wie das Ereigniß der ersten schrecklichen Nacht und die Einnahme von Königstein (genannt Saragossa) aufs glorreichste beweisen.

Ueber den Historiographen X. wage ich nichts zu sagen, weil ich vielleicht durch das kleinste Zunahetreten des Schriftstellerneides könnte beschuldigt werden. Auch ist es gut, wenn sich Schriftsteller wechselseitig loben. Sie ersparen dadurch den Schmierkäs an den Rezensenten und Journalisten. Sie könnten durch einen ähnlich erweiterten Phalanx sogar Repressalien gebrauchen, und dann wär' das goldne Zeitalter der Poeten vor der Thür; man würde dann nicht mehr so schlechte Gedichte wie zum Beispiel hören: „Des Dichters Trank ist Wiesenquell" und solche offenbar schlechte Grundsätze kämen nicht mehr auf, aber man würde singen: „Schenke dem Dichter Hebe nur ein."

Mein calabrischer Autor schenkte sich nach Verfertigung dieser Attributen-Schilderung wirklich ein, trank aufs Wohlergehen der topographischen Gesellschaft und sagte, indem er sich etwas verschnaufte: „Sie haben mich bei der Gesellschaft sehr zu entschuldigen, wenn meine Charakteristik nicht echt sein und folglich nicht gefallen sollte; sagen Sie, daß ich zu bedenken bitte, daß dieses der erste Versuch in der objektiven Manier sei. Dieser Mangel an Meisterschaft könnte meine liebste und reinste Absicht vielleicht verunstaltet haben: nämlich Alle zu erfreuen und Keinem zu nahe zu treten. Sollte letzteres doch geschehen sein, so bitten Sie Alle in meinem Namen, dieses auf meine ungeschickte Feder, aber nicht auf mein Herz zu wälzen."

„Vortrefflicher Litterator, herzliches Herz" rief ich aus, indem ich ihn an das meinige drückte, „dieses ist keineswegs nöthig, denn dero Attributen-Schilderung ist so lebendig und wahr, daß ich jetzt glauben muß, der Herr Gottfried Malß sei wirklich und wahrhaftig ein Hexenmeister, und daß er Euch, vermöge seiner Kunst und Hexenwissenschaft, unsichtbar um uns gebannt habe, wo Ihr alles sehen und bemerken konntet." Durch diese scharfsinnige Bemerkung, die ich zugleich mit großer Lebhaftigkeit vortrug, kam mein Litterator dergestalt außer Fassung, daß er gleich gestand, daß Herr Gottfried Malß wirklich ein Hexenmeister und er von ihm auf oben gemeldete Art gebannt worden sei; dadurch habe er aber Gelegenheit gehabt, nicht allein alle Thathandlungen, Entdeckungen, Gespräche und alle andren Zufälle zu bemerken, sondern er habe sogar die Gedanken verschiedener Personen deutlich errathen können, welche er aber nur auf die diskreteste Weise benutzen wolle, denn dieselben müßten doch zollfrei erhalten werden.

Ich schwieg ganz still und ließ ihn meine Freude über diese glückliche Bezauberung nicht merken, denn die Avantagen derselben leuchten gewiß der ganzen Gesellschaft ein. Ich sagte ihm aber, er möchte einerseits bei seiner

beſcheidenen Denkweiſe verharren, und vor allen Dingen keine Herzensangelegenheit oder ſonſt ein Geheimniß einer unſrer Damen ans Licht fördern; ſolches wäre das Schimpflichſte, was ein Mann thun könne, vielmehr gehöre die Vertheidigung der Frauenehre zu unſern heiligſten und ſchönſten Pflichten; — andererſeits ſolle er bei ſeiner Treue und Objektivität ſo lange verharren, als er könne, weil er ſchon früh genug in ſeinen ſentimentalen Schlendrian gerathen würde.

Nach dieſem nöthigen Umſchweif fährt mein calabriſcher Schriftſteller folgendermaßen fort und beginnt mit der

Gigantenſchlacht oder der Eroberung von Königſtein, genannt Saragoſſa.

Nachdem ſich nun die unvergleichliche Geſellſchaft mit den oben beſchriebenen Attributen ausgeſchmückt hatte, rückte ſie nach der Höhe von Königſtein vor und erſtieg glücklich die Felſen und Mauern der Feſtung. Als wir den Zwinger erreicht hatten, ließ der kleine Maler die große Flaſche herumgehen und Alles gruppirte ſich umher in den anmuthigſten Stellungen. Dies bewog den kleinen und den nicht großen Maler, die verſchiedenen Gruppen ſchnell zu entwerfen. Der Erſtere hatte die Ehre, neben der Frau Wenner auf einem Felſen zeichnend, vom zweiten gezeichnet zu werden, und hier nimmt ſich dieſe Dame in derjenigen Bedeutung aus, die ich oben zu beſchreiben ſuchte; ruhend erſcheint hier die Pilgerin, und, als habe ſie das Ziel ihrer Wanderſchaft gefunden, verliert ſie ſich ſelbſt in Betrachtungen desſelben. Der zu ihren Füßen liegende zeichnende Maler hebt durch Kontraſt das Ganze.

Nachdem man nun dieſe und mehrere andre Gruppen gezeichnet hatte, wurden alle Winkel, Keller, Höhlen, Gänge und Plätze des Schloſſes beſehen. Unter anderm erzählte unſer Führer von einer ſolchen Höhle, daß ſie durch eine Bezauberung immer Tropfen wie Thränen weinen müſſe, weil in derſelben unſchuldiges Blut vergoſſen worden. Herr Stock aber und Mademoiſelle Gontard meinten, dies wäre Aberglauben und daß die Feuchtigkeit dieſer Höhle von guten, natürlichen Urſachen herrühre. Die Phyſiker der Geſellſchaft aber hätten gewiß hier eine gründliche Unterſuchung veranſtaltet, hätten ſie ihre gehörigen Inſtrumente und Muße genug gehabt.

Indem wir dies alles ſo beſahen, und viel Vortreffliches darüber geſprochen ward, welches unmöglich wäre alles zu erzählen, ſah man mehrere Geſtalten ſich um uns bewegen, die ganz und gar wie Bauernburſchen aus-

sahen, und die wir weiter keiner großen Aufmerksamkeit würdigten. Aber sie waren nichts weniger als Bauernbuben, sie waren vielmehr bezauberte Ritter und Riesen dieser Burg, die aber Herr Gottfried, der Hexenmeister, zwang, gleich bei unserm Anblick die Gestalt von Bauernbuben anzunehmen, damit sich unsre Frauen nicht entsetzen möchten. Dadurch wurden diese schlecht denkenden Geister und Riesen dergestalt ergrimmt, daß sie den Moment nicht erwarten konnten, sich an der Gesellschaft zu rächen. Sie war auch kaum vom Zwinger aufs untere Bollwerk hinabgestiegen, als ein scheußliches Gebrüll und Spottgelächter, von Staubwolken und Steinregen begleitet, auf die Gesellschaft herab rauschte. Jetzt aber zeigte sich Herr Gerhard Malß in seiner wahren Glorie. Er nahm seine Keule und rief mit schrecklicher Stimme, indem er diese schlechtdenkenden Geister für Bauern hielt: „Wer von euch Schlingeln hat geworfen? — wartet, ich werde euch Mores lehren.“ Ihre Antwort nicht erwartend, schoß er wie ein Pfeil hinauf. Der kleine Maler, dies sehend, sagte zu sich selber: „Jetzt ist der Tag gekommen, wo sich Thaten ereignen werden, die man einst zu den größten und glorreichsten aller Jahrhunderte zählen wird.“ Aus dieser Betrachtung weckte ihn der ritterliche Herr Stock, indem er heranstürzend rief: „Auf! was zaudern wir unserm edlen Führer zu folgen, dort hin, wo der Sieg uns erwartet und die Unsterblichkeit!“ Da ergriff der Maler zwei ungeheure Felsstücke, die ein Gespann von 199 Maikäfern nicht von der Stelle rücken würden; und wie wenn zwei Habichte, beide gespornt von Hunger und Kampfgier, auf einen Raub hinabstürzen, jeder brennend vor Lust die Beute zuerst zu verschlingen: also rauschten beide davon mit edlem Neid im Herzen. Ihnen folgte mit Ungestüm der göttliche Gottfried mit seinem lackirten furchtbaren Stab und funkelnden Augen. Diese kleine unüberwindliche Heldenschaar verfolgte auf den Flügeln des Sturms den Feind bis in seine verborgensten Schlupfwinkel. Aber er hatte in seiner Furcht sich dergestalt versteckt, daß unsre Helden einige Gnomen mit Stockschlägen zwingen mußten, ihnen den Aufenthalt der Riesen zu entdecken, die es endlich mit scheußlichen Grimassen auch thaten.

Jetzt hilf mir, o Muse! die Wuth beschreiben und das Ungestüm unserer Heroen, womit sie auf den Feind stürzten. Er ward bald aus seiner Verschanzung geworfen, aber durch seine Zauberkunst stand er plötzlich ein ganzes Bollwerk tiefer als unsre Helden. Diese sandten einen Steinregen auf sie hinab, der die Luft dergestalt verfinsterte, daß man diese

Finsterniß, gleich der ägyptischen, hätte in Flaschen, wohl versiegelt, aufbewahren können als ein Beweis dieser bewundernswürdigen Thathandlung.

Jetzt stürzten unsre Streiter, mit unglaublicher Schnelligkeit und Verachtung aller Gefahr, von Mauern, Treppen und Felsen und erreichten bald am untersten südlichen Bollwerk den Feind, der an einem jähen Abgrund Halt machte und eine furchtbare Front bildete. Sie griffen gleich (so wie es die Taktik der Giganten vorschreibt) nach unförmlichen Felsmassen, und, indem sie im Begriff waren, solche auf unsre Ritter zu schleudern, rief mit donnernder Stimme Gerhard, (der) Führer der Völker: „Die Stein' niedergeworfen, ihr Halunken, oder ihr werdet todt geschlagen!" Dieses wurde gleichsam das Feldgeschrei seines unvergleichlichen Heeres; es wurde gleich mit einem Hagel von Stockschlägen begleitet, der von solcher Wirkung war, daß die vordersten Glieder des Feindes in gänzlicher Unordnung die Flucht ergriffen. Jetzt war dieser unerhörte, bewundernswürdige Sieg für unsre ritterlichen Streiter entschieden, aber er war gewissermaßen theuer erkauft, denn der Herr Hexenmeister Gottfried, dessen Muth und gerechter Zorn immer in dem Grade zunahm als er sich bei den Feinden verlor, hieb mit seinem köstlichen lackirten Zauberstab auf die gemeinen Felsenköpf' der Feinde so fürchterlich und gewaltig, daß dies unschätzbare Kleinod mit einem entsetzlichen Krachen zersplitterte. Darob erblaßte unser Hexenmeister, und jetzt hätten sich gegen den Willen des Schicksals ungeheure Dinge begeben, hätte Herr Gerhard nicht seine Stimme erhoben und gerufen: „Der erste, der sich noch muckt, dem brech' ich den Hals. Wer hat euch Spitzbuben die Erlaubniß gegeben, die Leut' hier zu molestiren?" Und nun hieb er von neuem unbarmherzig auf die gequälten Geister, die ein unanständiges Geschrei anstimmten und sehr unästhetische Stellungen dazu machten. Doch benahmen diese sich häßlich und frei, so zeigte sich hier Herr Stock in seiner ganzen männlichen Schönheit und Tapferkeit, so daß der kleine Maler mitten im Schlachtgewühle zu sich selber sagen mußte: „Wahrlich, er ist den Unsterblichen ähnlich an Muth und göttlicher Bildung; aber verdammt, daß er den spitzen Hut auf hat, sonst würde ich ihn gleich als kämpfenden Meleager oder Paris abkonterfeien." Da erhob wieder der göttliche Führer Gerhard die Stimme und rief: „Gottfried, hau doch nicht so verdammt dumm zu; du kannst ja so (einen) Bengel todt schlagen." Der kleine Maler aber sprang, mit Felsmassen in seinen gewaltigen Händen, bald hierhin bald dorthin, wo es Noth that, und schleuderte solche unter die blau bestrümpften

Beine der Feinde, die dadurch genöthigt waren, sehr merkwürdige grotesques und entrechats zu schlagen. Im Falle diese Weltbegebenheit einst zu einem Ballet sollte arrangirt werden (etwa unter dem Titel „Das zweite Termopylä“ oder „Die Eroberung des neuen Troja“), könnten die künftigen Vestris und Duports sich glücklich schätzen, wenn ihnen diese Entrechats und Grotesques, von unsrem kleinen Maler gezeichnet, zu Gesicht kämen. Es ist überhaupt nicht zu berechnen, welch' ein Schatz für Bildung der künftigen Generationen in dieser Historie enthalten ist.

Unterdessen war dieser unbegreifliche Sieg gänzlich erfochten, und der Rossetummler Gerhard zog sich mit seinen Heerschaaren in der besten Ordnung zurück. Dieses hielten aber die unverständigen und übeldenkenden Geister für eine Retirade und warfen noch einmal mit Steinen nach uns. Da aber hätte man den großen Herrn Gerhard und den kleinen Maler sehen sollen! „Wartet nur'n Augenblick. Ich seh', ihr wollt noch mal durchgewalkt werden.“ Und er that es auch richtig und nach Noten. Der kleine Maler aber hob Gottfrieds Dolch von der Erde, den dieser fallen ließ, zog vom Leder, und da der Feind dies schrecklich blinkende Mordinstrument und die robuste Gestalt dieses Ritters sah, wollte er sich eher von den Mauern in die Tiefen stürzen, als diesen schrecklichen Anblick des kleinen Malers ertragen.

Nun war ferner an keinen Widerstand zu denken, und die Tapfern stiegen hinunter zur übrigen Gesellschaft, und indem der Sieg von ihren Stirnen strahlte, verbeugten sie sich sehr anständig und mit ehrerbietigen Mienen gegen die Damen, und der kleine Maler sagte: „Die Welt mag aus der Begebenheit des heutigen Tages, welche diese unvergleichliche Gesellschaft augenblicklich vernehmen wird, lernen, daß die vortrefflichsten und bewundernswürdigsten Damen des Universums, auch würdige Vertheidiger ihres unschätzbaren Ruhms besitzen, und daß weder Riesen noch bezauberte Ritter und Prinzen solche ungestraft verletzen dürfen.“

Die Damen dankten in den rührendsten und schönsten Ausdrücken der ganzen Ritterschaft, indem sie sich auf die anständigste und holdseligste Art gegen sie verneigten. Und nach verschiedenen, gewechselten, höflichen und vortrefflichen Redensarten erzählten die Helden, welche große Gefahren sie überstanden, welche scheußliche Gnomen und Riesen sie bekriegt und endlich so wunderbarlich obgesiegt hätten. Einige Damen vergossen dabei häufige Thränen und seufzten gar erschrecklich. —

Unter solchen lehrreichen und anmuthigen Reden gelangte die herrliche Gesellschaft in den Garten des verständigen Herrn Colosseus. Nachdem man sich allerseits etwas erholt, hielt Md. W. folgende Standrede:

„Ihr nie bezwungenen Ritter und edlen Frauen! Damit der Tag seinen Ruhm behaupte und nicht ungenossen und bedeutungslos uns ferner entfliehe, rüstet Euch zu weitern Abenteuern und Entdeckungen."

Nachdem man einige wenige Klagen über Hitze, Müdigkeit und dergleichen beschwichtigt hatte, brach die Gesellschaft mit einer Stimmung auf, um zu sehen, ob sich auch die Feste Kronberg unserm Einzuge widersetzen würde.

Obschon die Hitze drückend war, so äußerte sich doch in der ganzen Gesellschaft eine seltene Heiterkeit, die durch die wunderschöne Natur erregt und eine gescheidte Unterhaltung gewürzt wurde.

„Ich weiß nicht," sagte der kleine Maler, „ob irgend eine andre Natur mich so im eigentlichen Sinne ansprechen könnte, wie die deutsche. Ihr wahres Wesen steht hoch und herrlich da, und kann von den kleinen Wellen unsrer Zeit nicht überwältigt werden. Dafür ist sie ihr aber auch unverständlich wie eine Hieroglyphe. Dieses beweist alles Machwerk über die Herrlichkeit des Rheins, sowohl in poetisch' als malerischer Hinsicht; es ist alles so geschminkt, dürftig und nervenschwach."

„Freilich! freilich!" sagte Gottfried. „Um aber von andern Naturen zu sprechen, so glaube ich, daß nur Indien einem deutschen Sinne das Vaterland vergessen machen könnte. Wir können uns hier gewiß keinen Begriff von dessen wunderbarer Schönheit machen; der erste Eindruck derselben muß auf unser eins so sein, als wäre man in einen der Sonne näheren Planeten versetzt. Um so viel reicher, bunter, lebensfroher und glühender ist alles dort; die Bäume schwellen immer voll (von) Früchten und duftenden Blüthen, wunderbare und farbenreiche Vögel erfüllen Luft, Hain und Wald mit tausend Melodien, die ganze Erde scheint dort ein ungeheurer Garten, wo Blumen und Pflanzen in unzählig wechselnden Gestalten und brennender Farbenpracht ringsum Behagen und Wohlgeruch verbreiten, indessen die Gewässer, klar und durchsichtig wie die Luft, uns bis auf ihren tiefsten Grund Korallen, Muscheln, goldne Fische, kurz eine unterirdische Welt zeigen, die uns als eine überirdische erscheinen möchte."

„Allerdings," erwiderte der Maler, „ist jene Natur weit reicher an sinnlichem Reiz als die unsre. Dadurch konnte auch nur sie die Wiege der Menschheit sein, denn je fröhlicher der Anklang von außen, desto klarer hallt

es von innen zurück. Doch war dies holde Spiel und heitere Lehren der Natur der Kindheit unsres Geschlechts nöthig und gut, so ziemte es der Mannheit desselben ferner nicht. Sie zernichtete vielmehr freiwillig das frühere Spielzeug, um zur Freiheit des Geistes zu gelangen, und ein ewiges Denkmal jener Männlichkeit stehen diese Burgen, Münster und Dome da, und auf ihren Felsenstirnen steht der Unwille über das entartete, durch Altklugheit wieder zum schwachen Kinde gewordene Geschlecht geschrieben. So spricht mich überhaupt die Deutschheit an, und mir wird wohl bei diesem heitern Ernst, und nimmer möcht' ich, daß es anders würde."

„Bleibt auch dabei!" sagte der edle Gerhard und schüttelte dem Maler tüchtig die Hand. „Ich muß sagen, Ihr gefallt mir, Ihr seid ein honetter Kerl. Doch das honette Handwerk ist heut' zu Tage das miserabelste. Man wird so über die Nas' gehauen. Ja, wenn's immer so flott ging wie heute, da wär's mal Plaisir."

„Ja, das glaub' ich," sagte Herr Stock, „dafür waren diese Bauern auch Esel; sonst hätten sie uns wüst nach Hause schicken können."

„Ja! wenn wir ihnen Bedenkzeit gelassen hätten!" rief Gottfried, indem er den Mund lachend nach einer Seite zog, „aber man muß so Flegeln gleich mit Nachdruck zu Leibe gehen." Bei dem Worte Nachdruck machte er eine Bewegung mit dem Rest seines Zauberstabs.

„Man muß sie aber nicht mit Nachdruck todtschlagen," sagte Gerhard. „Mir ist immer bang, wenn der Gottfried bei so'ner Affair' ist. Er kann sich gar nicht moderiren; man kann dadurch gleich in verfluchte Scheererei kommen."

„O! sehen Sie sich doch nur einmal um," sagte die Mlle. Gontard. „Die Gegend ist zum Entzücken schön beleuchtet, und wie herrlich nimmt sich da oben der weiße Tempel in dem dunkeln Baumwerk aus."

„Ach! ganz vortrefflich," erwiderte Mdme. Malß, „aber oben gefällt es mir noch besser."

„Mir auch," sagte Herr Wenner. „Da ich ihn zum ersten Mal dort sah, und er mir die herrliche Aussicht auf einmal eröffnete, war ich ganz überrascht. Es ist äußerst angenehm, nach einem langen mühsamen Steigen sich an einer so schönen und heitern Stelle ausruhen zu können."

„Nur nicht vom Ausruhen gesprochen," sagte Mdme. W.

„Schweig still, Christinchen!" erwiderte Herr W. „Du bist mir auf 'mal so heroisch geworden; ich will nur sehen, wie's Dir heut Abend geht."

Unter solchen und andern kurzweiligen und höchst verständigen Reden

gelangte diese bewundernswürdige Gesellschaft unter eine Reihe (von) hohen und schattigen Bäumen. Da erhob die Frau Malß ihre Stimme und sprach in einem schwachen aber holdflehenden Tone, der gewiß Steine hätte erweichen können:

„Ach! ihr lieben Leute, hier könnten wir doch etwas ausruhen. Es ist hier ja so schön und ich bin doch gar zu müde."

Diese Rede rührte alle Herzen dergestalt, daß sich Alles in einer schönen Gruppe auf den Boden lagerte, und es wäre der größte Gewinn für die Kunst gewesen, wenn unsre Maler solche hätten zeichnen können. Doch die Zeit war zu kurz; es sollte noch vor Tisch vieles gesehen und wieder zurück nach Königstein gegangen werden. Die Gesellschaft kam also wieder auf das Gespräch über die Zeitalter der Menschheit zurück, und Herr W. machte die Bemerkung, daß die griechische Zeit auf diese Weise wohl zwischen die beiden vorhin genannten Epochen müsse gesetzt werden und füglich das Jünglingsalter könne genannt werden, vorzüglich die frühere sogenannte Heldenzeit, wo sich die Typen der Heroen- und Götter(ge)stalten bildeten. Späterhin arbeitete sie durch Sokrates, Plato und Pythagoras dem Christenthum mittel- oder unmittelbar in die Hand; das Menschengeschlecht war reif zum geistigen Leben.

Diese Idee gefiel der ganzen Gesellschaft ungemein, und ich als Historiograph und Antiquar muß gestehen, daß wenn ich noch im Stande sein könnte, nach einem so vortrefflichen Gegenstande wie gegenwärtige Historie ist, einen zweiten zu bearbeiten, so wären es solche Betrachtungen; denn nichts ist der menschlichen Seele würdiger und zuträglicher als die verborgensten und unsichtbaren Ursachen sichtbarer Dinge und Begebenheiten zu ergründen.

Indem man sich so angenehm ausruhte, sagte der kleine Maler zur Frau W.: „Sehen Sie doch mal die schöne Gesichtsbildung von jenem Landmädchen an." Mdme. W. sagte: „Ich kann von hier nichts sehen." Und lief gleich hin, indem sie zurückrief: „Ich will doch sehen, ob Sie recht gesehen." Nach einiger Zeit kam sie mit einem zufriedenen Gesicht zurückgesprungen und sagte: „Sie haben aber mal Augen, es ist ein ganz herrliches Gesicht!" Die übrige Gesellschaft besah auch flüchtig die Nymphe, und man ging weiter.

Nun war man gleich am Fuße des Berges, worauf die Festung und der Flecken Kronberg nach alterthümlicher Art erbaut war. Die ganze Gesellschaft erstieg rasch und tapfer diejenigen Bollwerke, welche die Natur

hier so unüberwindlich erbaut hat; aber es zeigten sich hier nicht, wie in Königstein, boshafte und übelgesinnte Riesen, Gnomen und bezauberte Ritter, um uns den Einzug zu verweigern; es stand uns vielmehr alles offen, wir wurden sogar von dem bezauberten Kommandanten des Kastells, der wie ein Ziegenhirt aussah, mit einer großen Reverenz empfangen. Da sagte einer unserer Helden: „Es ist doch nichts erhabener als die Tapferkeit. Die Fama trägt immer ihre Siege vor ihr her, und Alles huldigt ihr und zahlt Tribut."

Auf dem Schloßplatze ruhte man noch einmal aus und überließ sich dem Eindrucke, den die alten würdigen Reste einer großen Zeit auf jedes Gemüth machten. Und waren's auch nur wie das Echo einzelne abgerissene Worte aus der Ferne, so waren sie dafür um so mächtiger und geisterartiger.

Da die Gesellschaft wieder hinunter stieg, hörte sie plötzlich das Jammergeschrei eines Kindes, das von einer schimpfenden Männerstimme begleitet wurde. Man sah sich nach der Seite, woher das Gekreische kam, um und gewahrte bald einen derben vierschrötigen Bauern, der auf ein Mädchen etwa von 10 Jahren unbarmherzig zuhieb. Da dies Herr Wenner und der kleine Maler sahen, riefen sie mit furchtbarer Stimme: „Wer Du auch sein magst, bezauberter oder wirklicher Ritter, Deinem Betragen nach bist Du keines von beiden, denn es ist gegen alle Regel der Ritterschaft, welche lehrt die Unschuld zu vertheidigen, die Du so schnöde mißhandelst."

„Ei was, Ritter. Ich verlang' kein Ritter zu sein, und die Fratz' da hat gegen die Subord'nation gefehlt. Ich hab' gesagt, geh' mir nicht da droben aufs Schloß; da kannst behext werden oder fallen, hab' ich gesagt; und dann hat en Ander immer die Schererei davon, hab' ich gesagt; aber nix da, die Mamsell muß spazieren; aber wart', Du sollst d'ran denken." Und so peitschte er immer auf das unglückliche Kind los.

„Du schändliches Ungeheuer," riefen unsere Ritter. „Wisse, daß es unser Amt ist, solche Ungebühr zu züchtigen, aber Dich sichert Deine Niederträchtigkeit und unritterlicher Stand vor unsrer Rache."

„Ei was, das ist mein Kind," sagte ganz phlegmatisch der Bauer. „Und ich nur habe d'rüber zu befehlen; je schärfer die Ruth', je größer die Lieb'." Und so trieb er unter Toben und Schlagen das Kind nach seiner Wohnung.

Die Ritter mußten ihren gerechten Ingrimm verbeißen und ihren Weg verfolgen, um die übrige Gesellschaft aufzusuchen, welche sich auf einem andern Weg von ihnen getrennt hatte. Man lagerte sich unter die vorhin genannte

schöne Baumgruppe, wo die Andern vorbei mußten. Da zeigte sich in einiger Entfernung das schöne Mädchen wieder, und indem man darüber sprach, kamen auch die Uebrigen hinzu und verlangten sie doch auch einmal zu betrachten. Der Hexenmeister lief schnurgrad auf sie zu, und er würde sie gewiß verscheucht haben, hätte er nicht durch seine Kunst sie in ein Gespräch zu verwickeln gewußt, wodurch er dergestalt ihr Vertrauen gewann, daß sie ihm ihre Hand reichte. Herr Fritz Stock, gewohnt beim weiblichen Geschlechte immer so wie im Felde zu siegen, sagte zu sich selber: „Holla! wenn der Gottfried eine Hand bekömmt, so bekomme ich gewiß noch was mehr," — und stürzte dem Mädchen mit Ungestüm um den Hals, um es zu küssen. Diese aber streckte ihre braunen Arme mit zehn rüstig ausgespreizten Fingern gegen unsern Paris aus und schrie: „Ei was wullen Sie! Lassen Se mir mai Ruh." Er mußte wirklich unverrichteter Sache abziehen, und Alles lachte über den Schwank.

Man neckte noch ferner unsern Freund, sprach vieles über die fremdartige Gesichtsbildung dieses Mädchens. Die Frau Malß meinte, die Züge wären recht schön, aber die Haut wäre doch gar zu rauh, braun und schon voll Runzeln. „Ach! das thut das elendige Leben dieser armen Menschen," sagte Gottfried, „denen man mehr zumuthet, als dem Vieh, das doch zum wenigsten seine Jugend und Entwickelungszeit ohne übergroße Anstrengung zubringen darf."

„In unsrer Zeit," sagte Keller, „kann sich im ganzen keine körperliche Schönheit entwickeln, weil ein Theil der Menschheit gleichsam unter der Last seiner Arbeit verwachsen muß, indeß der andre in übergroßer Weichlichkeit verfault."

„Aber die Schönheit von diesem Landmädchen," erwiderte Herr W., „ist mehr plastisch als malerisch, und da thut's weiter nichts, wenn Haut und Farbe weniger schön sind; sie erinnert mich an die großartigen Gesichtsbildungen der ägyptischen Antiken."

„Ganz recht," sagten die Maler.

Ich lasse hier nun das S. 217 erwähnte Gedicht folgen, welches als ein „Rundgesang der statistisch topographischen und naturhistorischen Reisegesellschaft nach dem Feldberg" von Cornelius gemacht und von Keller an den Schluß der gesammten Beschreibung gestellt war. Es ist eine der gelungensten Dichtungen von Cornelius.

Sowie der Aar im blauen Meere
Sich wiegt auf seinem Schwingenpaar,
So sind wir ledig aller Schwere
Und alles schwarzen Kummers bar.
Wenn wir den klaren Himmel schauen
Und rings der Wälder duftend Grün,
So wächst ein freudiges Vertrauen
In uns und reger, frischer Sinn.

Und wie die Bäum' im Walde stehen
Geschaart, in Eins verwachsen schier,
So wollen wir durchs Leben gehen
Mit Freud' und Liebe für und für.
Und drängt sich uns ein Herz entgegen
Der Liebe fähig und der Lust,
Dem wollen wir auf halben Wegen
Begegnen dann mit froher Brust.

Sowie auf jenem Felsenrücken
Die Mauern stehen fest und breit,
So wollen wir uns nimmer bücken
Vor schaaler, schnöder Eitelkeit.
Und sollt' auch alles von uns weichen
Und wir allein wie jene stehn,
So sind doch wir die Freudereichen
Auf unsern freien Bergeshöhn.

Und gleich der Sonne, die sich neiget,
Hinüberstrahlend hehr und still,
Und rings in Ruh' die Erde schweiget,
Bis es von neuem tagen will,
So wollen wir dereinstens scheiden,
Wenn wir verschiedne Wege gehn,
Bis wir uns einst zu neuen Freuden
Auf andern Bergen wiedersehen.

Nr. 10.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

10. Januar 1812.

Rom, den 10. Januar 1812.

Mein lieber Herr Wenner!

Wenn Sie diesen Brief erhalten, so werden Sie bald darauf oder vielleicht schon gleich den Beschluß unserer merkwürdigen Reisebeschreibung erhalten. Ich habe sie einem guten Bekannten, dem Herrn von Örtsen, mitgegeben. Da ich so lange geschwiegen, so wird dieses mich insofern rechtfertigen, als es ein treuer guter Wille und das lebhafteste Andenken an Ihr Haus und Alles, was damit in Verbindung steht, vermag. Was diesen kleinen geringen Spaß selbst anbetrifft, so bitte ich, ihn mit derjenigen Güte, wodurch man sich in der Welt gegenseitig durch weit geringere Dinge oft das Leben angenehm und werth macht, aufzunehmen. Wenn Sie bei dem Durchlesen dieser Kleinigkeit nur den tausendsten Theil desjenigen Vergnügens haben, das mir das Aufzeichnen machte, und wenn man sich meiner nur wenige Augenblicke mit Wohlwollen erinnert, so bin ich mehr als belohnt. Ich muß nur noch bemerken, daß ich am Rand vergessen habe fortzufahren diejenigen Orte anzudeuten, wo ich daran gearbeitet; es war nämlich in Heidelberg, Stuttgart, Zürich, auf dem Gotthard, wo wir etwas früh ankamen und wo ich beinah die ganze Erzählung der nächtlichen Begebenheit machte; in Como wurde noch etwas gearbeitet, und das Andere wurde alles in Rom gemacht, weil ich durch ganz Italien sehr trüb gestimmt war und eine Art von Heimweh hatte. Mein Brief aus Mailand wird Ihnen das schon hinlänglich dargethan haben, und ich wäre vergangen, hätten mich nicht zuweilen jene göttlichen Werke der alten Kunst wie himmlische Lichtstrahlen innerlich erwärmt und erleuchtet. Und den einzigen Tag, den ich in Florenz zubrachte, gäb' ich nicht für viele Jahre meines Lebens hin. Hier thaten sich mir zum ersten Male alle Herrlichkeiten Italiens auf. So habe ich mir ganz das alte Florenz gedacht, in allem groß, ernst und schön. Die Menge der köstlichsten Kunstschätze ist unzählig, aber zwei kleine Bildcher von Raphael kommen nie aus meiner Seele; hätte er nur diese gemacht, so wäre er schon der erste Maler der Welt.

Der Weg von Florenz nach Rom war ebenfalls sehr traurig. Der Theil der Appenninen, den wir passirten, war sehr öd' und unfreudig.

Unsere Reisegesellschaft war ein französischer Offizier, ein zwölfjähriger Bub und ein Schneider; letzterer hat gewöhnlich so nach Knoblauch gestunken, daß wir ihn verschiedene Male aus dem Wagen warfen. Unser Vetturino war ein solcher Lümmel, daß wir beide und der Offizier ihm beständig mit den Stöcken in den Händen Edukation beibrachten. Und endlich standen wir immer in der Erwartung, wir möchten Mitglieder der letzten Gesellschaft Jesu antreffen, die uns von allem Irdischen befreien oder gar ins Himmelreich spediren möchten: welches einer Gesellschaft von 4 Personen, die unser Vetturino 2 Monate zuvor gefahren, wirklich zugestoßen.

Von Rom sag' ich Ihnen einstweilen weiter nichts, als was Bezug auf unser gemeinsames Unternehmen hat. Ich werde überhaupt, wenn ich hoffen darf, daß es Ihnen und dem Kreise unsrer Freunde etwas Vergnügen verschaffen wird, unsre Reise und Aufenthalt in Rom beschreiben.

Nun also ein Wort über unser Geschäft. Gleich als ich in Rom ankam, erkundigte ich mich nach allen geschickten Kupferstechern, besonders aber nach den deutschen. Von Diesen war nur einer da, der so viel Geschicklichkeit besaß, zur Noth diese Zeichnungen passabel zu stechen; was aber (die) Italiener anbetrifft, so riethen mir Alle, die die Sache kennen und es gut damit meinen, sie keinem solchen anzuvertrauen, denn diese Leute haben eine solche infame Arroganz, daß sie den Raphael zu idealisiren pflegen. Wie würde es erst meinem armen Fäustlein ergehen. Uebrigens hat keiner das Talent und die Geschicklichkeit, die unser Schulz besitzt, der dabei das geduldigste und lenkbarste Gemüth hat, das zu erdenken ist. Und so wäre meine Stimme ganz für ihn; zum wenigsten wäre mein Rath, ihn die vorzüglichsten Blätter stechen zu lassen. Wie dies zu machen, werden Sie am besten wissen. Kann Schulz hierher kommen oder soll ich die Blätter nebst den nöthigen Veränderungen durch eine Gelegenheit schicken? damit nur einmal angefangen wird. Barth können Sie auch zu einigen Blättern gebrauchen. Ich werde ihn dann schon gehörig zu stimmen suchen; er würde zum Beispiel den Gang nach dem Blocksberg sehr gut machen, weil dies Blatt viel Ton hat. Wir können denjenigen Kupferstecher, wovon ich oben sprach, auf keinen Fall vor dem Herbst zu unsrer Disposition haben, weil er ein Bild von Domenichino sticht.

Was aber die Zeichnungen der Riepenhausen zum Faust betrifft, so muß das entweder ein Spaß oder ein blindes Manöver gewesen sein, denn ich weiß von nichts als von einem Oelbild, welches zwar ein Faust, aber nichts weniger als der Goethe'sche und noch weniger sein Gretchen ist.

Außerdem sollen sie noch eine ausgeführte Skizze gemacht haben, welche sie mir aber nicht zeigen wollen. Daß aber diese Arbeiten vortrefflich sind, versteht sich von selbst. Doch darf ich Ihnen mein Wort geben, daß sie keinen Faust herausgeben werden, weil sie außer der Liebe, die sie für mich haben, auch die Klugheit besitzen, kein bedeutendes Werk zu liefern, das ein getheiltes Interesse haben könnte. Und so haben wir in dieser Sache eine ganz freie und gute Bahn, und täglich werde ich für den guten Gang dieser Sache ruhiger, besonders wenn im Stechen nichts versäumt und gespart wird. —

Nun noch ein ähnliches Wort über eine ähnliche Sache, da ich einen großen Sprung für den Kupferstecher voraus bin, und ich fühle, daß mein Leben im Steigen und mein Talent auf dem Punkte steht, wo es das Fundament zum ganzen Lebensgebäude gleichsam legen soll. So habe ich, im Vertrauen auf Ihr Vertrauen zu mir, den Grund zu einem zweiten Werk schon wirklich gelegt. Zum Anknüpfen, Ergänzen und Nachschieben ist im Leben noch immer Zeit, aber zum eigentlichen Schaffen ist die Jugend. Daß Ihr Faust nicht allein nichts darunter leiden, sondern gewinnen soll, gebe ich Ihnen mein Wort. Denn mit reicherem Geist und freierer Hand werden größere und freiere Dinge gethan. Auch sollen die Kupferstecher keinen Augenblick auf mich zu warten haben. Ich selbst aber werde Ihre Nachsicht mit dem größten Danke anerkennen, indem ich, ohne einen andern Reichthum als den ich in meinem Geist und meiner Hand besitze, auf einem Punkt stehe, der für mein Leben, was kein Schlaraffenleben sein wird, entscheiden soll.

Nun aber ein Wort über das Werk selbst. Es sollen nämlich Zeichnungen zum Lied der Nibelungen werden. Wie ich darauf gekommen, und was mich unumstößlich fest dazu bestimmt, werd' ich Ihnen nächstens mittheilen; genug aber, es soll ein Werk werden, worin sich die ganze Herrlichkeit der alten Zeit, vorzüglich aber die unseres Vaterlandes spiegeln soll. Da ich diese Welt mehr kenne, als ich im Faust niederzulegen im Stande war, werden — da ich vor Eifer brenne, alles was nur in meinen Kräften steht beizutragen, daß sich unsre Bildung wieder an die gediegene der alten Zeit anschließt, so werden Sie mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß dieses Werk den Faust in mancher Hinsicht übertreffen wird, zumalen da ich fühle, daß sich meine Kunstfertigkeit von Tag zu Tage freier entwickelt.

Jetzt aber hat Reimer, dem ich damals garnicht schrieb, mich durch die Frau Hellwig abermals um den Cyklus vom Faust fragen lassen. Da er nun erfuhr, daß Sie solchen schon erhalten, so schrieb er mir nach Rom,

daß ich mich mit einem zweiten Werk dieser Art an ihn wenden möchte. Weil ich nun schon an den Nibelungen angefangen hatte, so war mir dieses schon recht, und ich machte ihm diejenigen Bedingungen, die ich ihm auch in Betreff unsres Faust's gemacht hatte, nur mit dem Unterschied, daß ich ihm nie über vier Zeichnungen liefere, weil diese Bilder um vieles reicher als die vom Faust würden; und einige davon werden so reich, daß sie beinah' eine doppelte Arbeit von jenen machen: darum könne man sie nicht in großen Lieferungen geben. Ich fragte ihn, (ob) für jede Zeichnung 12 Carolin (ihm recht wären).

Dieses, mein lieber Herr Wenner, zu sagen, glaubte ich Ihnen in jeder Rücksicht schuldig zu sein. Wär' es möglich und hätten Sie Lust, mit mir auf dieses Unternehmen abermals einzugehen, so könnten wir vielleicht zehn und mehrere Jahre einander auf eine angenehme und freundliche Weise nützlich sein. Um Ihnen diese für mich so wünschenswerthe Verbindung zu erleichtern, will ich von Ihnen nur 10 Carolin für jede Zeichnung (haben,) welche dann nachher Ihr Eigenthum bleibt und einen größern Preis für die Zukunft gewinnen könnte, indem sie von der allergrößten Ausführung und Reichthum sein wird.

Daß ich Ihnen, liebster Freund, dies alles so frank und ausführlich vorlege, werden Sie von seiner rechten Seite verstehen. Wir Menschen sind nun einmal so in der Welt hingestellt, daß wir gezwungen sind, mit unsern Freunden und Brüdern über Dinge zu kapituliren, die wir, wär's in unsrer Gewalt, so allgemein wie das Licht der Sonne machen würden, indem wir keinen andern Lohn verlangten, als die Freude und den Ruhm, so Etwas gethan zu haben.

Ich bitte, Mdme. Wenner tausendmal und aufs herzlichste zu grüßen. Heute, da ich in St. Peter den herrlichsten Gesang hörte, habe ich an Sie gedacht und Sie hierher gewünscht. Ueberhaupt erinnert mich jedes Gute an Euch Alle, vorzüglich aber die Musik.

Unsere Zimmer, die wir hier haben, gleichen sehr unsrer Frankfurter Wohnung; und wenn ich Abends so an meinen Zeichnungen arbeite, denke ich immer an vorigen Winter, und wenn sich die Thür öffnet, so meine ich, unser lieber Gottfried käme herein, der uns so treulich Gesellschaft leistete. An seiner Stelle kommt nun Schlosser alle Abend bei uns; er ist sehr brav und ein wahrer Trost für uns. Wir sprechen oft von Euch und von Frankfurt, und freuen uns aufs Wiedersehen und auf unser künftiges Leben in unserm lieben Vaterland. —

Jetzt leben Sie wohl, lieber bester Herr Wenner, und grüßen Sie die topographische Gesellschaft tausendmal, wie auch Herrn und Mdme. Dörner. Auch bitte ich großmüthig zu sein und sich nicht wegen meines langen Schweigens zu rächen. Häufen Sie vielmehr Kohlen auf mein Haupt, damit es erleuchtet und schreibselig werde. Amen!

Jetzt leben Sie recht, recht wohl! Behalten Sie uns lieb und erfrischen Sie unser Andenken bei unsern lieben Freunden. Schlosser wird die oben erwähnten Zeichnungen, das heißt die einstweilen fertig sind, mitbringen, und ich hoffe, sie werden Euch Freude machen und die alten Frankfurter Zeiten mit einiger Veränderung in Euch zurückrufen.

Adieu! Ewig Ihr Cornelius.

Nr. 11.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

15. Mai 1813.

Rom, den 15. Mai 1813.

Ich will gleich beim Anfange, wertheſter Freund, das Bekenntniß meiner Schuld ablegen, um gleich, so viel als möglich, Ihren gerechten Unwillen über mein Schweigen zu mildern. Was ich auch alles zu meiner Entschuldigung darüber sagen kann, so will ich's nicht, weil's doch im ganzen nicht zu entschuldigen ist. Nur das sage ich, daß wohl kein Tag und in manchem Tag keine Stunde vergeht, wo ich nicht mit der größten Theilnahme Ihrer und Ihres ganzen Kreises gedenke. Unter Menschen habe ich mich in dieser Welt noch nicht so glücklich, so eigentlich in meinem Element gefühlt, als in Ihrem lieben Kreise. Möchte meine Erscheinung Ihnen doch nur halb so werth sein, als mir die Ihre war und ewig sein wird.

Dieses über mein Schweigen. Jetzt ein Wort über unsre Geschäfte. Damals als ich Ihnen mein Werk zu dem Lied der Nibelungen antrug, harrte ich mit der gespanntesten Erwartung auf Ihren Entschluß. Reimer schrieb mir und ließ mich mehrere Male durch die Frau von Hellwig fragen, ob ich wohl Lust hätte zu irgend einem Werk mit ihm in Verbindung zu treten. Ich zögerte mit einer Erklärung darüber so lange ich konnte, bis ich endlich durch Verhältnisse gezwungen ihm meine Nibelungen antrug, indem ich glaubte, daß Sie mir durch Stillschweigen das Unangenehme einer

abschlägigen Antwort ersparen wollten. Indessen ist unsre Verbindung von der Art, daß sie zu jeder Zeit gelöst werden kann. Ich weiß nicht ob Schlosser, der von der ganzen Sache unterrichtet war, Ihnen dieselbe mitgetheilt, wie ich ihn gebeten. Mit der ersten Lieferung von 6 Blättern bin ich fertig, und es hängt von Ihnen ab, ob die Sache weiter mit Reimer oder nun mit Ihnen fortgesetzt werden soll, denn sie fortzusetzen bin ich auf jeden Fall gesonnen.

Nur für jetzt wünschte ich mir eine Arbeit, wobei ich nicht nöthig hätte, mich gegen die schönen Eindrücke Italiens zu verschließen, besonders da ich noch so kurze Zeit hier sein werde. Die Wahrheit zu gestehen, habe ich schon ein Werkchen zu Romeo und Julia von Shakespeare in Arbeit. Es mag wohl nichts existiren, das meinen Wünschen so entspricht, indem sich das südliche italienische Leben mit seiner glühenderen Farbe in einer nordischen Natur spiegelt. Zwar ist es nicht deutsch, aber ewig schönmenschlich, tief und wahr; ist doch der Stoff nicht die Sache; und so wie Goethe's Tasso zwar in Italien spielt und sein glücklicher schöner Himmel über ihm weht, so ist das Werk doch an sich selbst in seinem innersten Wesen deutsch. Und so hoffe ich soll's mir auch mit diesem gehen. Haben Sie also nun noch Lust zu irgend einer Arbeit der Art von mir, so biete ich Ihnen dieses Werk an. Es soll übrigens nicht gar zu weitschichtig werden. Die Blätter, ohngefähr von der Größe (wie) die des Faust's, sollen alle je nachdem es der Stoff erfordert,[1]) ich kann Ihnen ein solches Blatt für 8 Carolin machen. Uebrigens glaube ich Ihnen dieses Werk sowohl in Hinsicht des Gegenstandes als auch der Ergreifung desselben mit gutem Gewissen anrathen zu dürfen. Durch Schlegel's herrliche Uebersetzung ist es im eigentlichen Sinne verdeutscht, — die Analogie dieses großen britischen Dichters mit den Großen unsrer Nation abgerechnet. Ich werd' es mit außerordentlicher Liebe machen, und wenn's für Sie, mit verdoppelter. Daß dieses kein leeres Kompliment ist, wissen Sie. Nun bitte ich aber, mich so bald als möglich Ihren Entschluß darüber wissen zu lassen. Ein Blatt von unserm Faust ist hier in Arbeit und wird von einem gewissen Ruscheweyh gestochen; es ist schon sehr voran gerückt, und die Arbeit gefällt mir bis dahin recht sehr gut, und wünsche, daß dieser Mann alle übrigen machte. Er konnte erst vor einigen Tagen den Preis dieser Arbeit bestimmen, weil ihm solche ganz neu war; nun verlangt er 20 Louisd'ors. Ich weiß nicht,

[1]) Hier ist jedenfalls ein Gedanke ausgefallen.

ob es zuviel (ist); mir scheint's nicht, weil viel Arbeit und von einer besondern Art, die den jetzigen Kupferstechern sehr schwierig ist. Haben Sie doch die Güte, sich in dieser Hinsicht mit ihm selbst zu befassen. Auf jeden Fall wär's mir lieb, wenn Sie ihm bis Mitte Juni sein Honorar wollten zukommen lassen, weil nichts ärmeres unter der Sonne als ein Künstler in Rom. Uebrigens ist es kein geringer Vortheil, daß die Sache hier gestochen wird, in jeder Hinsicht.

Für dieses Mal genug von solchen Dingen. Es setzt mich hinter Athem. Und indem ich aus meinem goldnen Becher aufs Wohl meiner lieben topographischen Gesellschaft trinke, ist's mir als wär' ich in Königstein. Es wird nun bald zwei Jahre, und es ist mir alles so lebendig noch in der Seele als wär's gestern geschehen. Voriges Jahr an diesen drei unvergeßlichen Tagen bin ich auf den sieben Hügeln von Rom herumgestiegen und habe Eurer, in Gesellschaft mehrerer braven jungen Künstler und Landsleute, mit großer Rührung gedacht. Und an der römischen Tiber brachte ich Euch mit spanischem Wein eine deutsche Gesundheit aus. Es ergriff mich eine Sehnsucht, eine Wehmuth nach Euch und dem Vaterlande, die sich hoch über die sieben Berge erhob. O, dachte ich, wären Sie einen Tag nur hier, oder ich bei Ihnen! —

Vom Menschenleben habe ich hier sehr wenig. Die durchreisenden Deutschen, Barone, Grafen und Prinzen, sind meistens arme reiche Leute, denen das Himmelreich der Kunst und des Lebens verschlossen ist. Die deutschen Künstler (wenige ausgenommen) sind ordinäre Seelen, voll gemeinen engbrüstigen Neides und Mißgunst; nichts liebend als sich, ihr Vergnügen und Vortheil, die Kunst nur insofern, als sie dazu hilft. Euch darf ich's klagen, ich leide durch sie, durch meine eigenen Landsleute, und bin hülflos gegen ihre Waffen. Doch sie bereiten sich selbst nur Uebel, und ich will fest und mit Vertrauen an Allem halten, was ich für menschlich und göttlich gut erfunden. Durch Güte und Liebe erhält doch nur Alles einen eigentlichen Werth, ohne sie ist der Beste ein gefallener Engel. O, wie verlangt es mich mit großer unbeschreiblicher Sehnsucht nach der Zeit, wo ich, entfernt von jedem Wetteifer, von jedem Streben nach äußerlicher Vollkommenheit der Kunst, mich ganz ihrem innern Wesen und den Eingebungen der Seele hingeben, und unter Menschen, die mich verstehen und so wie Ihr seid, leben kann.

Keller hat Rom verlassen. Welche Lücke dieses in meinem Leben macht, kann ich nicht beschreiben. Ich habe kein lebendiges Wesen hier, das mich

so eigentlich erkennt und liebt. Nicht als wenn mir alle Liebe abginge. Ich habe treffliche, herrliche Menschen zu Freunden, die besser sind als ich. Da sie aber nicht quantitativ, sondern qualitativ anders sind als ich, so gebricht's an jener Begegnung von tausend kleinen und großen Empfindungen, und jenem beredten Schweigen, das Alles ausspricht und Alles versteht, das der Spielraum ist für alle Liebe in diesem Leben. Ueberhaupt droht dieses immer mehr und mehr zu verschwinden aus dieser Welt. Was die Kunst dazu thun kann, weiß ich nicht. Ich aber werde ewig danach streben, auf alle Weise es darin auszusprechen. Nur in solchen Dingen bewährt sich der eigentliche Meister, nicht in seiltänzerischen Bravouren. Wie sehr entadelt dieses Volk die wahre heilige Kunst. Sie haben wie . . .

Hier bricht der Brief leider ab; das letzte Blatt mit dem Schluß ist nicht mehr vorhanden.

Nr. 12.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

13. Juli 1813.

Orvieto, den 13. Juli 1813.

Geehrtester, wertheſter Freund!

Sollten Sie etwan mein Schreiben, das ich ohngefähr vor 2 Monaten absandte, nicht erhalten haben, so will ich dessen Inhalt (sofern es nöthig) in kurzem wiederholen. Das Erste ist, daß nun endlich ein Blatt zu unserm Faust fertig und zwar so gelungen ist, daß Sie mir die Verzögerung vergeben werden, wenn Sie die Arbeit sehen. Es ist der Gang auf den Brocken, mit möglichster Treue, Sauberkeit und Geist gearbeitet. Ich selbst freue mich wie ein Kind. Jetzt hat er das zweite Blatt in Arbeit, was nach seinem Versprechen noch besser werden soll. Er verlangt ein Honorar von 20 Carolin. Ich weiß nicht, ob es zu theuer (ist). Auf jeden Fall wünschte ich, daß Sie ihm so bald als möglich diese Summe schickten. Da er eine zweite Platte angefangen, können Sie ja noch immer mit ihm handeln, wenn Sie den Preis zu hoch finden. Seine Adresse ist: Sgr. Fernando Ruscheweyh, incisore tedesco al Caffe Greco in Roma. Ich möchte es fürs Wohl der Sache in jeder Hinsicht, daß dieser brave junge Künstler das ganze Werk stäche. Es würde ihn sehr auf-

muntern, wenn Sie ihm so bald als möglich ein paar Worte schrieben. Wenn noch einige Reste von der alten Freundschaft und Wohlwollen, womit Sie mich so reichlich überhäuften und (was) ich nie vergessen werde, — wenn noch etwas davon vorhanden ist, was ich nicht bezweifle, so bitte ich, so bald als möglich daran zu denken, damit das Uhrwerk einmal in Gang komme und darin bleibe. Sollten Sie selbst keine Zeit haben, so bitte ich, unsern lieben Freund, den Doktor Varrentrap, zum Sekretär zu ernennen. Vergessen Sie dann nicht, mir Ihren Willen über die einstweilige Verfügung der Platten mitzutheilen. Wollen Sie dieselben einzeln nach Frankfurt besorgt haben oder soll ich sie hier bis zu einer gewissen Anzahl aufheben? Letzteres schien mir zweckmäßiger, doch hängt alles von Ihrem Willen ab.

Ich setze doch immer voraus, daß Sie meinen vorigen Brief erhalten (haben), sonst wär's mir fatal, daß nach so langer Zeit die erste Mittheilung nur eine Geschäftssache beträfe. Es war in selbem Brief auch einer an Schlosser eingeschlagen. So zwei Briefe sind für mich ein reeller Verlust, weil mir das Schreiben beinahe ebenso schwer ankömmt, als dem Bären das Tanzen. Da ich aber doch in Hinsicht dieses Briefes nicht gewiß bin, so muß ich noch von einer zweiten Sache sprechen und Sie bitten, solche ebenfalls zu beherzigen. Ich habe nämlich ein kleines Werk zu Romeo und Julia von Shakespeare in Arbeit, welches ich mit der größten Liebe arbeite. Und da eine schöne Liebe, wie sie der Dichter auf eine so einzige Art schildert, ein Wort geworden ist, das man vor lauter Kanonendonner jetzt nicht mehr hört, so ist es die Sache der Kunst, die Bedeutung dieses Wortes in dem stillen Schoß frommer Bilder zu verstecken, damit diese stummen Redner der Nachwelt sagen, daß auch diese unglückliche Generation empfunden und erkannt hat, was Liebe und Treue ist.

Ich darf Ihnen mit aller Redlichkeit dieses Werk anbieten. Es wird gut, insofern meine schwache Kunst meine Empfindung auszusprechen vermag. Ich kann Ihnen das Blatt für 8 Carolin geben. Erlauben es die Zeiten, so nehmen Sie mein freundschaftliches Anerbieten an, weil es ein Werkchen werden soll, das auch in England seine Liebhaber finden wird, indem man dort noch nichts nach diesem Dichter gemacht, was sich seinem Geiste nur von ferne annähert, und derselbe mit Recht der Abgott der Nation ist. Durch Schlegel's treffliche Uebersetzung ist uns dieses Stück vor allen andern gleichsam ein deutsches geworden, und so soll auch meine Arbeit ein deutsches Herz verrathen. Da ich keinen andern Reichthum habe als mein Talent, so muß ich den Schmerz unterdrücken, die Aeußerungen desselben feil zu

bieten; es wird mir leichter, da es an einen Freund ist. Wäre ich reich, so würde ich Sie bitten, über meine Kunst zu disponiren, wie ich einst über alle großen und kleinen Annehmlichkeiten Ihres lieben gastlichen Hauses. Nun aber bin ich arm, damit mein von Natur stolz geschaffenes Herz gebeugt werde zur Demuth und Bescheidenheit.

Sie können, wenn Sie an mich schreiben wollen, meine Briefe in die des Ruscheweyh einschließen oder umgekehrt; da ich aber nicht weiß, wie lange ich hier bleibe, so ist es besser, die Briefe gehen nach Rom.

Wenn es wahr ist, daß sich der menschliche Geist durch die Macht einer heftigen Sehnsucht in eine andere Weltgegend versetzen kann, so muß ich oft in Ihrem Kreise erschienen sein. O! wäre es geschehen, damit doch mein Andenken nicht ganz verlösche. Vielleicht werde ich Italien bald verlassen und nach Wien gehen. Da bin ich Euch wieder näher, und will's Gott, so sehen wir uns einmal wieder.

Ich lebe hier für einige Monate in einer glücklichen Gegend, von schönen Kunstwerken, trefflicher Natur und einem guten Menschenschlag umgeben. Möchte ich einen Theil desjenigen Friedens in die Herzen einiger Menschen gießen können, der mich so ganz, so beseligend hier erfüllt. Doch Gott (weiß) weit besser was frommt als ich. Und so mag Krieg, Noth und Aufruhr für jetzt besser sein als Frieden, weil's nicht der rechte Frieden sein kann. Leben Sie recht wohl, Alle, Alle.

Cornelius.

Nr. 13.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

1. September 1813.

Orvieto, den 1. September 1813.

Werthester Freund! Dieses ist das dritte Mal, daß ich Ihnen in einer Angelegenheit schreibe, die Ihnen und mir doch gleich wichtig sein muß. Ich kann ebensowenig denken, daß Sie keinen von meinen Briefen sollen erhalten haben, als daß Sie nie darauf sollten ein Wörtchen geantwortet haben. Es muß also ein Brief von Ihnen verloren gegangen sein. Lassen Sie sich darum die kleine Mühe nicht verdrießen und schreiben Sie mir doch mit umgehender Post, ob Sie mit meinem Verfahren in Hinsicht des Stechers zufrieden sind, ob ich soll weiter arbeiten lassen oder

nicht, und schicken Sie mir doch vor allem andern einen Credit von 20 Louisdors, denn dieser Mann ist in der größten Noth und ich selber bin nicht im Stande, jetzt ihm zu helfen. Ich lege sein eigenes Schreiben bei. Es wird mehr sagen, als ich kann. Wenn ich Ihnen je werth war auf irgend eine Weise, so antworten Sie doch mit rückgehender Post und helfen dem guten und tüchtigen Menschen, der's so sehr verdient. Ich bin mit seiner Arbeit äußerst zufrieden und schätze mich glücklich, ihn hier zu haben. So bald ich nach Rom komme, schicke ich Ihnen einen Abdruck von der ersten Platte. Ich wollte anfangs warten, bis die zweite fertig wäre, weil ich glaube, daß die besser wird und dadurch das Interesse größer, aber ich sehe, ich muß Sie sobald als möglich wieder für die Sache zu elektrisiren suchen, weil es sonst nie in den Gang kommt.

Zu dem Werke von Romeo und Julia habe ich 3 Zeichnungen fertig. Auch darüber weiß ich Ihre Gesinnung nicht. Es würde mich nicht wenig aufmuntern, wenn Sie und Ihr ganzer Kreis sie sehen könnten, und (wenn sie da) einiges Vergnügen erregten. Goethe fährt immer fort, mir auch hier Beweise seiner Liebe und Aufmerksamkeit zu geben, welches, wie Sie bester Freund wohl wissen, für mich der mächtigste Sporn ist, weil ich ihn so überaus liebe und verehre, und er mir in Allem was Kunst, eigentliche Kunst ist, ein ewiger Spiegel und Muster ist, insofern es ein Dichter dem Maler sein kann. Dieses Blättchen habe ich in aller Eil' geschrieben, weil ich auf dem Punkt stehe, nach Rom zurückzukehren. Tausend, tausend Grüße und alles Liebe und Gute an Madame Wenner und alle unsere Freunde. Sagen Sie Allen, daß es unrecht ist, Den, der allein ist, so zu vergessen. Nur ein paar Worte von Einem von (Euch) würden mir eine wahre Erquickung sein. Behalten Sie mich lieb, bester Herr Wenner, und glauben Sie, daß ich in jeder Lage und jedem Verhältniß des ganzen Lebens mit der größten, wärmsten Liebe an den Letzten Eures Hauses hangen werde. Cornelius.

Es fällt gewiß dem Leser auf, daß Wenner die beiden Briefe vom 15. Mai und 13. Juli nicht beantwortet hat. Nach Empfang des letzten Schreibens vom 1. September antwortete er, wie aus dem folgenden Briefe hervorgeht, sogleich und zwar in freundlicher Weise; er übermachte auch Cornelius auf Romeo und Julia 24 Carolin, wie sich aus dem betreffenden Vermerke von ihm ergiebt.

Nr. 14.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

20. Oktober 1813.

Nach einem längeren Aufenthalte zu Orvieto, von wo er die beiden vorhergehenden Briefe an Wenner geschrieben hatte, war Cornelius wieder nach Rom zurückgekehrt.

Rom, den 20. Oktober 1813.

Nehmen Sie (es) doch nicht übel, wertheſter Freund! daß ich Ihnen auf Ihren lieben Brief vom 10. (v. M.) ſo ſpät erſt antworte. Sie wiſſen, daß es meine Abſicht (war), nach meinem Vaterlande zurückzukehren, und zwar vor der Hand nach Wien. Da ich aber nach Rom kam, war Alles in der größten Spannung, weil Oeſterreich ſich für die Alliirten erklärt hatte. Es war nicht daran zu denken, einen Paß nach Wien zu erhalten, und ſpäterhin wußte man, daß man nicht wohl mehr durch Italien reiſen konnte, ohne ſich den lumpigſten Behandlungen auszuſetzen. Ehe ich mich aber beruhigen und entſchließen konnte hier zu bleiben, und zu einer Zeit, wo ſich das Vaterland zu einer glorreichen Wiedergeburt ermannt und aufrichtet, ging eine Zeit nach der andern in dem peinlichſten Zuſtand dahin, und nimmermehr werde ich mich darüber tröſten können. Wie nun die Sache im ganzen immer mag zu nehmen ſein, ich will an nichts Anders denken, als wie ich meine babyloniſche Gefangenſchaft ſo würdig als möglich benutze. Denn am Ende gehört zu Allem guter Muth und tapfere Beharrlichkeit. Mehr kann der Menſch nicht, als ſein Leben und alle ſeine Kräfte an ſeine liebſte, heiligſte Ueberzeugung ſetzen. Jeder aber thut's nach ſeiner Art, ſeiner Umgebung, ſeiner Natur gemäß. Alles was ich nun hier thun kann, mag in dieſem großen Augenblick unnützer und überflüſſiger erſcheinen, als es in der That iſt. Denn wenn die Freiheit, die jetzt gewiß und wahrhaftig wird errungen werden, wenn dieſelbe würdig ſoll genoſſen und den künftigen Zeiten ſoll geſichert werden, ſo muß der Genius der Nation in allen Dingen durchdringen bis zum unterſten Glied. Denn nicht große Armeen, Feſtungen und Bollwerke ſind der Schutz eines Volkes, ſondern ſein Glaube, ſeine Geſinnung. Dieſes iſt die innere Kraft, die nach Außen wirkt und ſchafft und belebt, auf alle Weiſe und in jeder Sache. Und kein Ding iſt da gering zu achten, denn es iſt ein lebendiges Glied zum lebendigen Körper. Daß Alles beinah' in unſerm Vaterland anders werden

muß, wenn es der Zeit und dem Sinne des Volkes gemäß sein soll, begreift und fühlt ein Jeder. Doch Jeder kann nicht zu jedem tauglich sein, und die Quelle des Uebels so eigentlich aufspüren. Ich kann's in keiner Sache, aber in meiner Kunst kann ich's. Ich sehe deutlich, wo es hier fehlt. Die Vorsehung hat mir einen großen Wirkungskreis angewiesen. Möge es ihr doch auch gefallen, daß ich nur einen Stein zu den Grundfesten eines deutschen Kunsttempels lege, so werde ich mich in der Ueberzeugung, nicht ganz vergeblich gelebt zu haben, beruhigt fühlen.

Ich danke Ihnen recht herzlich für die Wechsel. Die 3 Blätter sind fertig und stellen vor: 1) wie Romeo auf dem Balle die Hand der Julia faßt, — 2) wie Graf Paris und Lorenzo am Morgen mit den Musikanten kommen, um die Braut zu holen, die von ihren Eltern für todt beweint wird, — 3) wie Lorenzo früh Morgens ins Familienbegräbniß der Capulets kommt, um die Julia zu holen, aber an ihrer Seite Romeo vergiftet und Graf Paris von demselben erstochen findet.

Jetzt habe ich wieder 3 andere angefangen, die bis zum Februar fertig sein können: 1) wie Romeo, der die Nacht über bei der Julia gewesen, am aufbrechenden Morgen von ihr eilen will und sie ihn länger zu verweilen bittet. Die beiden andern sind: 2) die Versöhnung beider Familien über den Leichen ihrer Kinder als Schluß, — und 3) wie Romeo sich Gift bei dem armen Apotheker in Mantua kauft.

Ich sage Ihnen übrigens nichts, wie ich diese Gegenstände motivirt und angeordnet habe. Wenn Sie solche erhalten, so werde ich nur einige Bemerkungen über Freiheiten, die ich mir erlaubt, hinzufügen. Uebrigens nehme ich immer denjenigen Gegenstand, der mich am meisten erfüllt und begeistert hat, und so geschieht's denn oft, daß ich, wie Wilhelm Meister, am letzten Akt, wo es so recht ans Masakriren geht, anfange.

Sie würden mich äußerst verpflichten, wenn Sie die Summe für eine Zeichnung an L. Cornelius in Düsseldorf schicken wollten, den Betrag der beiden andern dann, wann sie fertig, nämlich wie gesagt im Februar, hierher zu schicken die Güte hätten. Uebrigens wäre mir lieb zu wissen, ob Sie die fertigen Blätter nach Frankfurt wünschen. Ich glaube es wäre das beste, denn Schulz muß doch jetzt mit dem Leben Raphael's fertig sein und könnte dann dieses Werk in Arbeit nehmen. Mit unserm Faust geht's gut und gehörig rasch von Statten. Er hat die zweite Platte ebenfalls fertig, nämlich den Spaziergang im Garten, und ist jetzt an Auerbach's Keller. Ein Reisender wird Ihnen Abdrücke von Paris aus schicken. Sie werden

auch sein Schreiben erhalten haben, worin er Ihnen Zeit und Preis bestimmte. Er erwartet darüber sobald als möglich eine Antwort, und ich bitte ebenfalls recht sehr darum.

Ich habe ein großes Oelgemälde angefangen, welches die Parabel von den 5 klugen und 5 thörichten Jungfrauen vorstellt; und hoffe überhaupt, wenn ich nach Deutschland zurückkomme, daß es mit vollen Händen geschieht.

Schließlich bitte ich, mein Andenken bei unsern lieben Freunden zu erfrischen, und daß Sie mich lieb behalten wollen, so wie ich's ewig werde. Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir doch recht bald. Noch einmal danke ich Ihnen für Ihre gütige liebevolle Aufmerksamkeit. Glauben Sie, daß ich alle Kräfte aufbieten werde, dieselbe zu verdienen. Leben Sie recht glücklich, wie ich's so herzlich wünsche. — Ewig Ihr treuer Cornelius.

Nr. 15.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

24. Mai 1814.

Der Inhalt dieses Briefes setzt ein Schreiben von Wenner voraus, worin er Cornelius verschiedene Mittheilungen gemacht hatte, zunächst solche geschäftlicher Art. Nach seinen Vermerken hatte er zu den ersten, unterm 10. September 1813 übermittelten 24 Carolin, die er in Form eines Wechsels auf Paris gesandt hatte (S. 244.), noch 32 gezahlt, und zwar 8, wie Cornelius gewünscht hatte, an dessen Bruder Lambert in Düsseldorf und 24 in einem Wechsel auf Torlonia in Rom. Alle diese Zahlungen, zusammen in Höhe von 56 Carolin oder etwas mehr als 600 Gulden, bezogen sich auf die Zeichnungen zu „Romeo und Julia." Dann schrieb Wenner über die Faustunternehmung, und ferner theilte er Cornelius die Absicht mit, in Begleitung seiner Frau eine Reise nach Rom zu machen, die denn auch, wie schon bemerkt (S. 211.), ausgeführt wurde.

Cornelius seinerseits meldet nun in diesem Briefe seine Verheirathung. Der Leser wird hier zwischen den Zeilen zu lesen verstehen und den Satz gegen den Schluß hin, wo Cornelius von einem „Verhältniß,

wozu er ohnehin nie wahre Neigung hatte," spricht, auf die Verwandten der Frau beziehen müssen. Uebrigens wolle man hinten die Stammtafel vergleichen. Daß sich der vierte Absatz auf die Joseph-Malereien bezieht, bedarf kaum der Erwähnung.

Rom, den 24. Mai 1814.

Ihr gütiges Schreiben nebst der beigefügten Anweisung von 24 Carolin habe ich richtig erhalten, und obschon Sie's darauf anlegen, den Aeußerungen meiner Dankbarkeit zu entgehen, so ist dieselbe doch zu groß und zu lebendig in mir, als daß sie sich nicht auf alle Weise und zu jeder Zeit an den Tag legen sollte. Viele und niedrige Worte kann ich in einem solchen Fall nicht machen, aber noch mehr ist mir die bequeme Manier des sogenannten stummen Dankes verhaßt. Ich drücke Ihnen also in Gedanken herzlichst und innigst die Hand mit der Versicherung, alles bestmöglichst zu vergelten.

O, hätten Sie doch ein Jahr früher den Entschluß fassen können hierher zu kommen! Sicher wäre ich damals mit Ihnen in unser gemeinsames Vaterland zurückgekehrt; zum wenigsten hätte ich alles darauf angelegt, dieses zu bewerkstelligen. Doch jetzt ist es unmöglich. Die wichtigsten und ernsthaftesten Gründe, die ein Mensch haben kann, bestimmten mich vor kurzem, mich hier zu vermählen. In diesem Verhältniß kann ich nicht eher in mein Vaterland zurück, als bis ein günstiges Gestirn mir dort aufgeht. Hier im Süden lebt sich's leichter, besonders (für) einen Künstler auf dem Studentenfuß. Und obschon meine hiesigen Verwandten reiche Leute sind, so habe ich doch in dem Fall, worin ich mir ein Weib nahm, es zu verächtlich gefunden, mir eine starke Mitgift geben zu lassen. Die Italiener übrigens loben und benutzen diese Denkungsweise. Ich meinerseits bin zufrieden, daß meine Frau den Muth hatte mir in meine Armuth zu folgen. — Nächstens mehr davon. —

Es hat mir Ihr Entschluß, den Faust in zwei Lieferungen herauszugeben, die größte Freude gewährt. Es ist jetzt meines Erachtens gerade an der Zeit, und meine Ahnungen (die mich selten täuschen) versprechen mir die schönsten Resultate.

Die Herausgabe des Faust's trifft mit einem andern Plane aufs schönste zusammen und wird hoffentlich im Gebiete der Kunst von einigen Folgen sein können. Es haben sich hier die besten und tüchtigsten deutschen Künstler verbunden, eine General-Ausstellung zu halten, und von hier aus dem tyrannischen und verkehrten Einfluß der Akademien in Deutschland

nach bester Kraft Einhalt zu thun. Overbeck und ich haben uns entschlossen, für die Erkenntniß der wahren Kunst, für die bessere Ueberzeugung, die uns in derselben geworden, denjenigen Muth vor aller Welt zu zeigen, den unsre Mitbürger und Brüder für die Freiheit gezeigt. Hier sind ähnliche Ketten zu brechen wie dort, und die Sache ist zwar nicht so wichtig aber so gerecht und heilig wie jene; sie ist vielmehr dieselbe oder ein Theil derselben. Uebrigens bitte ich Sie aufs inständigste, Niemandem dieses unser Vorhaben mitzutheilen, denn 1) es muß zuvor gehandelt und dann gesprochen werden, — 2) giebt es gewisse Menschen, die nichts billigen, was sie nicht ersonnen oder bis es eine gewisse Autorität erlangt hat.

Sie werden sich, wertheſter Freund, erinnern, daß von einer Zueignung unsres Werks an Goethe immer die Rede war, und bitte, mir dieselbe zuzugestehen. Ich habe darauf gerechnet, denn ich möchte einige Worte bei dieser Gelegenheit sprechen, die vielleicht in diesem großen Zeitpunkt gefühlt und von Folgen sein könnten. Möchten die deutschen Fürsten oder die Nation das Streben und Talent der aufgehenden Künstlergeneration erkennen und unterstützen! Ich versichere Sie, es könnte in Deutschland eine Kunstperiode vorbereitet werden, die einst zu Resultaten wie diejenige zu Zeiten Leo X. in Italien führen könnte. Es ist in der deutschen Jugend eine außerordentliche Fülle von Talent und echtem Streben, ja man könnte sagen, daß sie hier die Einzigen wären, die das Leben fühlen in der Kunst und ihre Würde herzustellen suchen.

Ruscheweyh hat die Platte von Auerbach's Keller fertig; sie ist meisterhaft gelungen. Die mit den Pferden ist auch ihrer Vollendung nahe. Er ist sehr fleißig und arbeitet mit der größten Liebe. Es ist ein Glück, diesen Menschen zu dieser Arbeit gefunden zu haben. Wenn es mit Ihrer Ansicht, wertheſter Freund, zusammentrifft, so wäre es mir lieb, wenn die Scene in der Kirche ebenfalls zur ersten Lieferung könnte gefügt werden, weil sie eine Seite ausspricht, die ich gerne in Berührung bringen möchte.

Die Freude, Sie und Mdme. Wenner hier zu sehen, kann ich Ihnen nicht aussprechen. Sie wird nur durch den Gedanken, daß ich Ihnen nachher nicht folgen kann, aufs schmerzlichste getrübt. Es beschwert mir um ein merkliches ein Verhältniß, wozu ich ohnehin nie wahre Neigung hatte. Indessen bitte ich Sie aufs inständigste, so bald als möglich zu kommen. Es wird von der andern Seite von den besten und schönsten Folgen für mich und unser Werk sein. Die Nähe meiner Fremde wird mich zu neuen Dingen begeistern, die, mit der reicheren Erfahrung, geübteren Hand und

gereinigteren Sinn (gemacht), alles Frühere auf eine ausgezeichnete Weise übertreffen werden. Es steht bei Ihnen, diese meine Prophezeiung in Erfüllung zu bringen.

Vor allem bitte ich Sie, mir Ihre Liebe zu bewahren, die mir so werth, so unentbehrlich ist. Erhalten Sie mein Andenken bei Madame Wenner. Versichern Sie ihr, daß meine große Verehrung für dieselbe ja eher lebendiger und größer geworden, indem ich die Gelegenheit hatte, sie mit ausgezeichneten Frauen einer Nation zu vergleichen, die einst auf einem so schönen und hohen Grade der Bildung stand, die jetzt nur in traurigen Resten im Leben zerstückt anzutreffen.

Leben Sie recht, recht wohl! Und grüßen Sie meine Freunde alle recht herzlich von mir. Sagen Sie ihnen, daß nichts in der Welt die Erinnerung an sie und mein Vaterland schwächen kann. In dieser Gesinnung verharrt auf immer Ihr dankbarer Freund

P. Cornelius.

Nr. 16.

An den Buchhändler Reimer in Berlin.

28. Januar 1815.

Aus der ehemaligen Rudolf Weigel'schen Handschriftensammlung theilte mir der verewigte Dr. Andresen mehrere Briefe mit, darunter zunächst den folgenden, welcher zwar keine Aufschrift trägt, aber augenfällig an Reimer in Berlin gerichtet ist. Bemerkenswerth erscheint der Umstand, daß er in der nämlichen Zeit geschrieben ist, in welcher Wenner und Frau sich zu Rom aufhielten; vermuthlich ist auch Wenner „der Bekannte aus Frankfurt," an den Cornelius „den Wechsel von 36 Louisdors verkaufte." Das im Eingange des Briefes erwähnte Bild dürften „die klugen und thörichten Jungfrauen" sein.

Rom am 28. Januar 1815.

Obschon es mir äußerst an Zeit gebricht, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen, geehrtester Herr, über die nöthigsten Gegenstände unsrer gemeinschaftlichen Sache gehörige Auskunft und unmaßgebliche Meinung mitzutheilen. Vor allem andern aber danke ich Ihnen aufs herzlichste für die gütige Bereitwilligkeit, womit Sie mir die erbetene Summe übermachten;

ich habe den Wechsel von 36 Louisd'ors an einen Bekannten aus Frankfurt, der sich hier zufällig aufhält, verkauft. Es ist mir eine überaus große Freude zu denken, daß Sie mein Bild erhalten werden, welches um ein bedeutendes meine Lust an demselben weiter zu arbeiten erhöht, und zu künftigen Werken dieser Art Muth und Kraft giebt; und vielleicht wäre es dann möglich, daß ich einen Cyklus biblischer Parabeln und Gleichnisse (ein neues überaus fruchtbares Feld, sowohl in christlich-symbolischer Hinsicht, als in wahrhaft malerisch-poetischer) darzustellen vermöchte, der vielleicht ein Gegenstück zu Overbeck's sieben Werken der Barmherzigkeit abgeben könnte, so bald man ihn des Stiches würdig hielte. — Was den Stich unsrer Nibelungen betrifft, so muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß ich mit einiger Besorgniß daran denke, daß er anderswo als in meiner Nähe sollte unternommen werden. Ruscheweyh's Platten zum Faust können hier keine Auskunft geben, wenn die Zeichnungen es selbst nicht vermögen, denn ich habe sie ganz im Geiste der alten Kupferstecherkunst zu arbeiten gesucht, und sind sie weit gediegener und von moderner Manier entfernter als die vom Faust. Der Kupferstecher hat nur in allem sich aufs strengste und genaueste daran zu halten, wenn Ihnen daran gelegen ist, die Eigenthümlichkeit des Werkes zu erhalten. Von Allen, die ich kenne, ist Lips freilich der beste, obschon seine Arbeit sehr empfindungslos ist. Dem Herrn Bolt bitte ich aufs inständigste keine anzuvertrauen, denn sein Geist und der meinige stehen in gar keiner Berührung. Mein Rath wäre also (da doch das Ganze nicht von einer Hand sein kann) 2 von Lips, 2 von Barth (der sich jetzt in München aufhält) und 2 von Ruscheweyh stechen zu lassen, und zwar folgende Gegenstände: der Abschied Siegfried's von Chriemhilden und seine Verwundung auf der Jagd von Lips, — die Scene mit dem Bären und die wo Chriemhilde stickt von Barth, — Chriemhilden's Ohnmacht und die Begrüßung der beiden Frauen von Ruscheweyh. Wenn Sie mit mir in dieser Vertheilung übereinstimmen, so wäre es gut, die zwei letztgenannten Blätter mit der besten Gelegenheit hierher zu besorgen; auf jeden Fall wäre es mir lieb, wenn diese von Ruscheweyh könnten gestochen werden.

Erst vor kurzem kam mir ein Schreiben von Ihnen, aus Leipzig datirt, in die Hände, worin Sie mich aufforderten, die Zeichnungen zu dem Taschenbuche fortzusetzen. Ich fand darin drei Scenen zu Zeichnungen von Herrn de la Motte Fouqué angegeben. Ich werde solche gleich in Arbeit nehmen und nach Zürich an Lips senden. Nun fehlen mir noch drei andere Gegenstände und bitte ich, solche so bald als möglich mitzutheilen. Das Honorar

für diese Sachen könnten Sie in Frankfurt an Herrn Wenner's Comptoir auszahlen, weil ich hier Gelegenheit habe, es mir von Bekannten aus Frankfurt übermachen zu lassen.

Vielleicht könnte es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich schon von einem Projekt spreche, was hier von mehreren Künstlern gemacht worden und dessen Realisirung man sehnlichst wünscht und daran arbeitet. Herr Plattner, ein deutscher Künstler dahier, ist auf den Gedanken gekommen, ein Kunstjournal herauszugeben, an welchem die vorzüglichsten Künstler in Rom auf irgend eine Weise Antheil zu nehmen gesonnen sind, theils um neue, dem fortschreitenden Zeitalter angemessene Ideen zu verbreiten, als auch um das Vaterland mit seinen Künstlern, ihren Bestrebungen in der Kunst und deren Resultaten vertraut zu machen; so würden auch Uebersetzungen nach alten italienischen Kunstschriftstellern und Rückblicke und Vergleichungen der alten Kunst und ihrer Lehrart, ihre Einwirkung aufs Leben im Vergleich mit derjenigen unsres Zeitalters stattfinden. Man ist ebenfalls gesonnen, sich mit den besten Künstlern im Vaterlande in Verbindung zu setzen, sowie auch mit gelehrten Kunstfreunden aller Art. Der Maler Müller hat schon verschiedene Aufsätze zu diesem Zweck vollendet. Friedrich Schlegel in Wien ist sowohl für die Idee dieses Unternehmens höchst eingenommen, als er auch den Herausgeber desselben für tüchtig und ganz geeignet findet, indem er mehrere von seinen Aufsätzen kennt. Ein jedes Heft würde mit mehreren Kupfertafeln geziert werden, wozu die Künstler selbst die Zeichnungen lieferten, oder wohl gar mit radirten Platten. Haben Sie doch die Güte, mir auch Ihre Ideen darüber mitzutheilen, und ob Sie glauben, daß es wohl auszuführen wäre.

Schließlich muß ich noch von einer Sache Erwähnung thun, wovon ich Ihnen im letzten Schreiben schon reden wollte. Ich wäre nämlich gesonnen, ein Titelblatt zu den Zeichnungen des Nibelungenliedes im Styl des Dürerischen Gebetbuches zu machen, worin sich gleichsam, wie in einer Ouverture die Hauptmomente des ganzen Gedichts auf eine leichte, phantastische aber doch in den Ernst des wirklichen Epos einleitende Weise zeigten. In der Mitte käme die Schrift, in alten Charakteren; für den Faust habe ich's ebenso gemacht, und hat das den Beifall der hiesigen Kenner erhalten. So wünschte ich ebenfalls eine Dedikation, und zwar an das gesammte deutsche Volk und dessen Herrscher beizufügen, in welcher ich einige wenige Worte, die mir sehr am Herzen liegen, vor den Augen meines Vaterlandes aussprechen möchte. Sie würden mich höchst erfreuen, wenn Sie mir über

alles Dieses Ihre unverhohlene Meinung gütigst mittheilen wollten. So wie ich nichts zu thun wünschte, was nicht Ihre Genehmigung und Zufriedenheit hätte, um Ihres Vertrauens würdig (zu sein) und der guten Meinung, die Sie von mir hegen, wo nicht ganz zu entsprechen, doch auch nicht (von ihr) zu entfernen. Erhalten Sie mir Ihr so schätzbares Wohlwollen als eine mächtige Triebfeder meiner ernsthaftesten Bestrebungen in der Kunst. Ich verharre mit der größten Hochachtung und dankbarster freundschaftlicher Gesinnung Ihr

P. Cornelius, pittore Tedesco.

in via di Sant' Isidoro No. 39.

Nr. 17.

An den Kunsthändler Wenner in München.

Ostern 1815.

Wenner und Frau nahmen ihren Rückweg von Rom nach Frankfurt über München, wohin ihnen Cornelius den nachstehenden Brief unter der Adresse des Bankhauses der Gebrüder Noeker sandte. Diesem Briefe war der Entwurf für die Zueignung des Faust an Goethe beigelegt, doch ließ Cornelius denselben, dessen Schwächen offenbar sind, sehr bald fallen, und setzte an dessen Stelle jene kurze, inhaltreiche und kräftige Fassung, die dem Werke in Wirklichkeit vorangestellt wurde.

Lieben Freunde!

Unsrer Abrede zufolge schicke ich Ihnen gleich den Entwurf zur Dedikation und bitte, nicht sowohl mir über die darin ausgesprochenen Ideen und den Charakter des Ganzen Ihre unverhohlene Meinung zu sagen, als auch selbst in der Sprache und Art des Vortrags diejenigen Verbesserungen zu machen, die Sie für nöthig halten, ohne der Orthographie zu gedenken, die ich garnicht verstehe, und mir so bald als möglich entweder zu antworten, daß sie garnichts taugt oder eine gereinigte Abschrift von der Hand unsrer lieben Mdme. Wenner zu schicken.

Indessen muß ich doch erwähnen, daß es mir schwer fallen würde, etwas Andres bei dieser Gelegenheit, an diesen Mann, über diesen Gegenstand und vor den Augen unsrer ganzen Nation zu sagen. Die Sache ist

zu wichtig, die Zeit zu ernst und bedeutend, als daß man nicht Dasjenige sagt und thut, was zu sagen und zu thun nun einmal nöthig ist. Ich habe es so leise zu machen gesucht, als ich nur konnte, auch jede Aeußerung, die einer Anmaßung oder Stolz ähnlich sehen könnte, zu vermeiden gesucht, denn ich halte mich für nicht besser als Andre, aber ich strebe nach etwas Besserem und habe in meinem Leben demselben manches Opfer gebracht, und kann die Wahrheit, die ich nun einmal suche, in dem Grade als ich sie erkenne, nicht verleugnen, ja ich halte es sogar für die erste und heiligste Pflicht, dieselbe ohne Menschenfurcht und irgend eine zeitliche Rücksicht bei jeder Gelegenheit nach aller Kraft zu fördern. —

Uebrigens habe ich meiner Empfindung gemäß zu Goethe gesprochen, ja derselben noch lange nicht genug gethan, und wenn die lumpige Alltagswelt es für eine Schmeichelei hält, so mag sie's thun. Ihr zu Liebe will ich aber auch kein Fünklein derjenigen Liebe und Verehrung, die ich in meinem Herzen für diesen großen, seltnen Menschen trage, ersticken. Er selbst wird's schon anders beurtheilen, denn er ist ja so sehr über das Lob von Unsereinem erhaben. Aber über die Liebe irgend eines Wesens ist Keiner erhaben, denn Gott selbst verlangt sie von uns.

Wir sind hier Alle sehr um Sie besorgt und wünschen etwas Gutes zu hören. Es ist jetzt eine unangenehme Zeit hier in Rom, ein Zustand wie der vor einem schweren Gewitter. Man ist durch so mancherlei beunruhigt worden, so daß es etwas schwer fällt, ins alte Gleis zu kommen. Ich meine, ich müsse noch immer Abends zu Ihnen hinauf kommen. Neulich war ich bei Rascher (?). Der hat dieser Wohnung gleich ein andres Ansehen gegeben. Die Stuben sind jetzt immer voll Tabaksrauch, die Tische voll Weinflaschen, und er selbst sitzt dazwischen wie Zeus im Donnergewölk und schüttelt seinen gewaltigen Schnurrbart; sonst ist er ein gar guter fideler Kauz. Unserm armen Klavier-Müllerchen geht's nicht zum besten, welches ich (mir) wahrhaft zu Herzen nehme. Das ist überhaupt das Fatale, daß die Dummheit der Großen gerade die besten Menschen aller Art büßen müssen; sie selbst erreicht es auf keine Weise, und die Halunken wissen im Trüben zu fischen.

Daß man die Zeit in ihrer Wiedergeburt hat hemmen wollen, daß man einen alten Lappen auf ein neues Kleid hat flicken wollen, scheint sich furchtbar rächen zu wollen. Die Welt, die lange in einem negativen Traum gelegen, erwacht und ringt nach positiver Kraft und Leben. Der junge Herkules wird die Schlange erdrücken. Einhalten läßt sich nichts mehr,

davon bin ich fest überzeugt, und die Flicker aller Art werden zu Schanden werden.

Alle unsre Freunde grüßen Sie tausendmal und fragen nach, ob ich noch nichts von Ihnen gehört. Leider konnte ich ihnen bis dahin keine Auskunft geben. Wie sehr ich selbst mich danach sehne, könnte ich Ihnen kaum sagen, und ich werde nicht eher ruhig sein bis ich höre, daß Sie wohlbehalten auf deutschem Grund und Boden angelangt. Der liebe Gott beschütze Sie auf Ihren Wegen, und erhalte Sie froh und gesund. Und möchten Sie dann gerne nach Rom in Gedanken und Gesprächen sich versetzen und dabei sich zuweilen Ihres Freundes erinnern, der so sehnlichst wünscht, dieses selbst in der Heimath mit Ihnen theilen zu können.

Ich bitte nochmals, unsern Mosler und Keller recht ordentlich zu grüßen, und späterhin die lieben Frankfurter, besonders die von der topographischen Gesellschaft, wie's sich versteht. Sagen Sie dem Heß, er hieße jetzt il signor lustro in Rom. Leben Sie nochmals wohl und gedenken Sie Ihres Cornelius.

Als Beilage der Entwurf der Zueignung des Faust an Goethe:

Rom, am zweiten Ostertag 1815.

Ihre Exzellenz!

Von früher Jugend an von Ihren Dichtungen aufs lebendigste angezogen, waren diese mir für meine Kunst ein Vorbild, und ich glaubte immer in ihnen den Weg finden zu müssen, der uns von dem negativen Zustand derselben in unsern Tagen und von dem akademischen Schnürleib befreie, zum alten Quell des Lebens, der positiven Kraft und Freiheit zurückführe.

Wie ich diesen Weg mit brennender Begierde gesucht, davon nach einer andern Richtung mich entfernt und sehr verirrt hatte, wissen Ihre Exzellenz. Doch Sie wissen nicht, wie sehr mich Ihre liebevolle Theilnahme damals aufgerichtet, Ihre Belehrung mich zurecht gewiesen, Ihr Schutz gegen eine Kunstinquisition mir geholfen, sodaß ich sagen kann, daß sich der bessere Theil von meinem Leben an Ihrer Größe aufgerichtet und sich ermuthigt, die gemeine Straße zu verlassen.

Und wenn nun auch Liebe und Dank mich zu Ihnen hinzog, so war's doch dieses nicht, sondern wahre Begeisterung für den Dichter, für dero

göttliche Kunst, die mir den Muth gab, mich drängte, derselben mich unmittelbar anzuschließen, so daß der geringe Geist dem hohen dienend folgte

„Mit bedächtiger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle."

Was ich da sah, wie es in meinem Geiste sich gespiegelt, wie ich's mit schwacher Kunst, mit zitternder Hand kindisch nachgebildet, zeigt dies geringe Werk. — Sie nahmen's mit der größten Huld und Güte auf, bestärkten, beflügelten des Malers Geist in seiner neuen Richtung weiter fort zu streben, und Ihre Lehre, Ihre Warnung vor der mir dort drohenden Gefahr war mit der Stimme des eigenen Gefühls, der innersten Ueberzeugung eins, sodaß ich das Vaterland verließ, Italien suchend und das ewige Rom. — Nun ist's schon ins vierte Jahr, daß ich von seiner Herrlichkeit mich umgeben sehe und mich zwar als ein schwaches Kind dem gegenüber fühle; doch hat es mich auf meinem Wege nicht allein nicht irre gemacht, sondern recht bestärkt. Und so mag ich ewig ein schwacher stammelnder Schüler bleiben; der göttlichen Kunst, der heiligen Natur ein Meister zu werden, wie manche Hochgepriesene unserer Zeit, verlang' ich nimmermehr. Ihre Weisheit und ihre Kunst erscheint mir als die des abgestorbenen eisgrauen Alters, die, im Gegensatz mit der Liebe und überschwänglichen Lebenslust der Alten, sich sehr gravitätisch vor jedem Ridicul als vor dem Aergsten zu retten sucht. So sind dem Alter oft die Liebesäußerungen eines jugendlich entflammten Herzens eine Thorheit. Ihre Akademien aber scheinen mir kostbare Begräbnißstätten einer längst verschiedenen Kunst, wo man ihren Leib mit allen Ehren aufbewahrt. Bedürft' es ihrer, lebte noch der Geist? —

Wie dem auch sei, ich fühle mich entfernt davon, im einzigen Rom so selig; frei athmet die Brust und der Geist trinkt aus den Quellen des lebendigen Wassers, gesundet und wird stark. Doch wenn das Vaterland an mir nicht etwa einen Professor, aber einen Maler brauchen will, so bin ich sein mit ganzer Seele, mit aller Kraft und geringer Kunst. Der Aufenthalt dahier wie schön er ist: so halte ich ihn doch nur für vorbereitend. Und Welschland's Herrlichkeit hat mir das Vaterland nicht aus der Brust gelacht. Mit Sehnsucht denk' ich an den stolzen Rhein, an die heilige Stadt Cöln, an unsre Burgen, unsre Dome, an unsre alten Meister wahrhaft hoher Kunst, an unsre Wälder, unsre Ströme, an unser wackeres herrliches Volk, und wünsche ein deutscher Maler nur im echten Sinn zu werden. Gott segne unser Vaterland! und erhalte ihm noch lange seinen

Dichter, mir aber dessen Gunst, die mir ein so köstlich' Kleinod ist, der Muth mir giebt auf meinem Wege fortzuschreiten, der bis dahin noch sehr einsam und worauf die Güter und die Würden dieses Lebens nicht zu finden.

Der ich mit ausgezeichneter, wahrhafter Hochachtung und Liebe verharre ꝛc. ꝛc. Ihro Exzellenz Cornelius.

Nr. 18.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

Pfingsten 1815.

Rom, am ersten Pfingsttage 1815.

Sie werden wohl, verehrtester Freund, in München meinen Brief mit der Dedikation vorgefunden haben. Doch ohne daß ich Ihr Urtheil darüber gehört, kann ich mir dasselbe denken, und ist (dies) auch jetzt das meinige. Demgemäß bin ich gesonnen, dieselbe nochmals vorzunehmen und zu sichten. Alle Bemerkung, Anspielung und dergleichen muß weg, und nur Das, was mein Verhältniß mit unserm Dichter, meine Verehrung, Liebe und Dankbarkeit ausspricht, soll die ganze Dedikation ausmachen, welche auf diese Weise um vieles kürzer werden wird. Ich habe eine Zeichnung zu deren Verzierung fertig, und Alle sagen, daß sie mit dem Titelblatt von gleichem Werth sei. Man sieht auf derselben in der Mitte die Schaubühne, wo sich die Schauspieler zur Vorstellung des Faust anschicken. Gretchen macht Toilette, die Frau Martha hält ihr den Spiegel, der Faust geht mit sehr ernsthafter Gebärde, die Rolle in der Hand, über die Bühne, der Wagner und das Irrlicht gehen im Hintergrunde derselben im Gespräch vertieft. Mephisto guckt hinter dem Vorhange ins Parterre und scheint eine Art von Intermezzo mit dem Publiko zu halten, der Engel Gabriel zieht die Versenkung auf, woraus die Hexe, der Theatermeister, mehrere Teufel und Larven sich hervordrängen. Zur Rechten des Anschauers hinter der Bühne sitzt der Dichter umgeben vom Schauspieldirektor, der lustigen Person und dem Maler, und arbeitet an der Fortsetzung des Faust. Zur Linken sitzt das gebildete Publikum mit hohen Augenbrauen und möchte gerne erstaunen. Dieses und vieles Andre ist umgeben und verflochten mit allerlei Laub- (und) Blumen-Zügen, — Thier- und Groteskenwerk im Style des Titelblatts,

aber Alles zum wenigsten um die Hälfte kleiner, welches (von) mir, um es einigermaßen zierlich zu machen, viel Aufmerksamkeit erforderte. Ich wünschte, daß ich's Ihnen und Mdme. Wenner zeigen könnte; vielleicht hätten Sie einige Freude daran, und das würde die meinige verdoppeln. — Nun wäre es aber doch nöthig, daß ich eine Abschrift von der Ihnen geschickten Zueignung hätte, weil ich manches davon benutzen möchte; ich habe das Concept beim Ausziehen verloren.

Die Sachen gehen hier in Italien ganz herrlich. Wir haben hier die Freude, deutsche Truppen immerwährend durchziehen zu sehen. Die Oesterreicher benehmen sich hier sowohl als Krieger wie auch als wackere deutsche Männer untadelhaft. Der alte Respekt und das gute Zutrauen, was wir Deutsche immer in Italien behauptet, hat sich zu einer wahren Veneration gesteigert, und man braucht jetzt nur deutsch hier zu sprechen, und alle Häupter entblößen sich, wie sich's denn auch gebührt!!! —

Der liebe Gott gebe es, daß die Angelegenheiten sich in Frankreich ebenso glücklich fügen: so wird Deutschland auf eine Stufe sich erheben, worauf es nie gestanden, und gewiß einen segensreichen, wohlthätigen Einfluß auf alle Völker Europen's haben.

Sind Sie noch immer gesonnen, bis zum Herbst den Faust heraus zu geben? Ruscheweyh hat bis dahin noch kein Geld von mir annehmen wollen. Können Sie mir nicht sagen, ob Reimer wieder zur Armee gehen wird?

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen einen so unordentlichen Brief zusende; ich möchte ihn noch mit dem von Ruscheweyh abgehen lassen. Unsre Freunde grüßen Sie und Mdme. Wenner alle aufs herzlichste, und wünschen alle, so wie ich selbst, recht bald erfreuliche Nachrichten von Ihnen zu haben. Leben Sie recht wohl und erhalten Sie mir Ihre Liebe und Wohlwollen. Tausend, tausend Grüße an Mdme. Wenner! — Ewig der Ihre

P. Cornelius.

via di quattro fontane, incontro
al palazzo Albani No. 126.

Nr. 19.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

Nach dem Juli 1815.

Wertheſter Freund!

Ihr gütiges vom 21. Juli hat meine Beſorgniſſe über Ihr und Mdme. Wenner's Reiſeſchickſale inſofern beſchwichtigt, als dieſelben überſtanden ſind. Sie werden mir glauben, daß ich in Gedanken jedes Ungemach mit Ihnen getheilt, zumalen da ich ohngefähr alles geahnet, wie es ſich wirklich begeben. O, wie gerne hätte ich tauſendmal ſo viel ertragen, wäre es mir vergönnt geweſen, in Ihrer Geſellſchaft die vaterländiſche Erde zu betreten!

Es iſt mir ſehr tröſtlich zu wiſſen, daß Sie ein früheres Schreiben von mir in Händen haben, worin Sie meine eigene Unzufriedenheit über die Zueignungsſchrift erſehen konnten. Sie haben recht, beſter Freund, in dieſem Werke darf auch keine Spur von jenem grauen unfreudigen Ton ſich einmiſchen, der jetzt ſo ſehr meinen Himmel überzieht. Der glückliche Geiſt, der mich damals ſo ganz beſeelte, ich will ihn zurückbeſchwören, daß er mir günſtig bleibt und mir beiſtehe, dieſes Werk in einem Guſſe zu vollenden. Sie aber, meine werthen Freunde, bitte ich, mich als ein verſtimmtes aber nicht ganz ſchlechtes Inſtrument anzuſehen; denn wer als Sie weiß es beſſer, inwieferne (es) des Wohllauts und guter Töne fähig iſt, wenn ein liebender und weiſer Geiſt die innern Saiten wohl geſtimmt. Wie werth iſt mir jenes Schreiben von mir an Goethe, welches Sie beigefügt! Ich hätte nie gedacht, daß man von ſich ſelbſt ſo viel lernen kann. In dieſem Geiſte gedenke ich die Zueignung ſelbſt zu machen, und Sie mögen darüber ganz ruhig ſein. Wie gerne wäre ich bei Ihnen während Ihres Aufenthalts in München geweſen, ſowohl der trefflichen deutſchen Kunſtwerke als unſrer Freunde wegen. Gewiß hätten ſich jene Schatten, die ſich zwiſchen mir und unſerm trefflichen Mosler könnten gelagert haben, in der erſten Stunde zerſtreut. — Was unſer Verhältniß in den Finanzen anbetrifft, ſo eilen Sie mir auf eine ſo großmüthige und freigebige Weiſe voraus, daß ich Ihnen ſelbſt in Ausdrücken nicht zu folgen vermag. Ohne den mir zurückgelaſſenen Wechſel wäre (ich) in Verlegenheit gerathen. Wäre ich noch ein freier Geſelle, ſo würde ich Sie jetzt bitten, mir den letzten Winkel Ihres Hauſes und eine Stelle an Ihrem gaſtlichen Tiſche ein-

zuräumen; und so hätte ich auf das schönste Muße und Ruhe, und alle Lause-Goldsgeschichten hätten ein Ende. Wie so schlecht passe ich zu Dem, was ich nun einmal sein muß. Der Himmel erhalte mir meine Freunde und verleihe mir ferner seinen Beistand. Schreiben Sie mir doch recht bald, und wären's nur zwei Worte, besonders das Nähere Ihrer Unterredung mit Goethe. Wenn es etwas ruhiger ist, will ich an ihn schreiben.

Tausend Grüße an Mdme. Wenner. Meine Adresse ist:

alle quattro fontane incontro al palazzo Albani No. 126.

Nr. 20.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

2. Februar 1816.

Seit 1814 wurde der Plan, am Niederrheine eine Hochschule zu stiften und die Düsseldorfer Kunstschule zu erneuern, verfolgt. Eine große Zahl einflußreicher Persönlichkeiten war bemüht, beide Anstalten nach Köln zu bringen und denselben durch Erwerb der Boisserée'schen und Wallraff'schen Kunstsammlungen ein bedeutendes Museum anzuschließen. Der hier folgende Brief, welcher, selbst ohne Datum, mit einem vom 2. Februar 1816 datirten Ruscheweyh's an Wenner gelangte, giebt Auskunft, daß man in den betreffenden Kreisen des Rheinlandes Cornelius an die Spitze der Kunstanstalten berufen zu sehen wünschte.

Obschon (es) mir in diesem Augenblick sehr an Zeit gebricht, so kann ich doch diese Gelegenheit nicht unbenutzt lassen, Ihnen, geliebtester Freund, meinen herzlichsten Dank für den neuen Beweis Ihrer liebevollen Fürsorge, Theilnahme und Aufmunterung aller Art zu entrichten. Wahrlich, Sie sind mir August und Mäcen und, was mehr ist, ein väterlicher und brüderlicher Freund. Gott vergelte es Ihnen und Ihrer lieben guten Frau in vollem, überschwänglichem Maße, und gewähre mir die Gelegenheit, mich nur halb so dankbar zu zeigen, als ich möchte und wollte. —

Was nun unsre Angelegenheiten anbelangt, so wird Ihnen Ruscheweyh schon gesagt haben, daß Alles, was zur ersten Lieferung gehört, und nebstdem die Scene vom Tode Valentin's, fertig und Ihres Winks gewärtig ist. Was die letzte Platte anbetrifft, so ist dieselbe über alle Maßen schön und rein ausgefallen, und unser Ruscheweyh sichert sich durch dieses Werk

allein, für immer eine Stelle unter den Beſten ſeiner Kunſt. Sie können denken, werthester Freund, welche Freude mir das macht, und wie ſehr ich wünſche, daß dieſe Platte in die erſte Lieferung mit aufgenommen würde, wofür etwa die Reiſe nach dem Brocken oder Gretchen's Ohnmacht in der Kirche für die zweite Lieferung aufgehoben werden könnte. Eben ſo ſehr lege ich's Ihnen an (das) Herz, dieſe nun fertige erſte Lieferung ſo ſchnell als möglich ins Publikum zu bringen, weil dieſes mit den Plänen mehrerer meiner Freunde und Gönner aufs beſte zuſammen wirken könnte, mich endlich wieder, und zwar auf eine für mich höchſt glückliche und erſehnte Weiſe, ins geliebte Vaterland zurückzubringen. Nachrichten aus Düſſeldorf ſagen mir nämlich, daß (man) ge(ſonnen) iſt, in Cöln eine deutſche Kunſtſchule zu errichten, und . . . len . . . ick ſollen die in Düſſeldorf noch befindlichen Kunſtſachen dorthin (genom)men (un)d mit der Sammlung der Boiſſerée, des Profeſſor Wallraf und des Grafen Rühle v. Lilienſtern vereinigt werden, und daß die Meiſten geneigt ſind, mir die Leitung dieſer Schule anzuvertrauen. Iſt dieſes nicht ein wahrer himmliſcher Lichtſtrahl voll der ſchönſten Hoffnung, daß ſich der Zuſtand unſrer kleinen Ecclesia praestans, wie Görres ſich ſo ſchön darüber ausdrückt, in den der Ecclesia triumphans verwandlen könnte? Ich bin eben beſchäftigt, Boiſſerée und Görres über dieſen Gegenſtand zu ſchreiben und um nähere Auskunft in dieſer Sache zu bitten. Auch Sie, liebſter Freund, bitte ich inſtändigſt, mir Alles, was Sie darüber hören, mitzutheilen; und wenn Sie es möglich machen könnten, daß einige dieſer Männer die Sachen zum Fauſt zu Geſichte bekämen! — Wäre es nicht auch von Nutzen, wenn Sie Schlegel'n, der ſich nun in Frankfurt aufhält, etwas davon ſagen? Theilen Sie doch auch alles Dieſes unſerm lieben, trefflichen Xeller mit, ſagen Sie ihm, daß mir ſein letztes Briefchen eine himmliſche Erquickung geweſen, indem er mir in demſelben einen ſo klaren Blick in ſein von der wärmſten Liebe durchdrungenes Herz gewährte, daß er alle alte Liebe und Sehnſucht nach dem Vaterland und (den) geliebten Freunden unſres brüderlichen Zuſammenlebens und Wirkens mächtig angefacht. O, welche Freude gewährt es mir, ihn nun wieder in Frankfurt unter Euch lieben guten Menſchen zu wiſſen! Thorwaldſen und Reinhart haben die bewußten Briefe erhalten. — Alle Freunde laſſen Sie herzlich grüßen. Leben Sie wohl und erhalten Sie mir Ihre Liebe und Wohlwollen.

P. Cornelius, alle quattro fontane
No. 126.

Nr. 21.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

März 1816.

Der Brief ist, infolge von Krankheit und Widerwärtigkeiten, in einer sehr gedrückten Stimmung geschrieben und muß danach beurtheilt werden. Namentlich wird man dies bei der Aeußerung über Thorwaldsen zu berücksichtigen haben; die Arbeit, welche Cornelius für diesen gemacht hatte, wird die Sepiazeichnung „Romeo's Abschied von Julia" sein. (Vergl. mein Cornelius-Buch S. 391.)

Sie werden nun wohl, wertheſter Freund, meine Antwort auf Ihr Schreiben vom 9. Dezember in Händen haben, und da Sie darin den Wunsch der baldigen Herausgabe des Faust's so dringend geäußert sehen werden, so können Sie sich meine Freude denken, als ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehe, daß dieses bis Ostern geschehen sollte.

Eben so erfreulich ist es mir, den Auftritt in Auerbach's Keller noch einmal vornehmen zu dürfen, indem dieses Blatt mich nie befriedigen wollte. —

Doch wie sehr fühle ich mich durch das Uebelbefinden Ihrer lieben Frau beunruhigt, und wie natürlich drängt sich mir der Wunsch auf, dieselbe noch hier zu sehen, indem wir schon seit geraumer Zeit im herrlichsten Frühling leben.

Nebst den gewünschten Abdrücken des Titel- und Dedikationskupfers habe ich Ihnen ein Schreiben an Goethe beigelegt, ebenso Ruscheweyh. Ich habe es unversiegelt gelassen, damit Sie und die liebe Mdme. Wenner solches durchsehen, und im Falle sich etwas darin befände, so sich nicht zu diesem unserm Zwecke eignet, eine andre Abschrift, etwa von der Hand unsrer lieben Kranken, die, wie mir scheint, einige Aehnlichkeit mit meiner Handschrift hat, zu besorgen und alles nach Gutdünken zu ändern und wegzulassen.

Was nun den Ueberschlag der zweiten Lieferung des Faust's anbetrifft, so werden Sie sich noch erinnern, daß wir die Berechnung hier schon machten, und (daß diese) darauf hinaus kam, daß sie von gleichem Umfang mit der ersten sein wird. Indessen bleibt zu erwägen, daß die beiden Platten mit der Schrift doch weniger kosten, als wenn es zwei ausgeführte

Darstellungen wären, und daß die Scene in Auerbach's Keller noch einmal soll vorgenommen werden. Daraus können Sie nun wohl Ihren Ueberschlag machen. Ich habe die Vorstellung in Arbeit, wo sich Faust unter den Bauern befindet. Sonst ist nichts weiter vorgenommen worden, weil ich das mangelnde für die erste Lieferung meiner Nibelungen-Blätter genöthigt war zu machen. Besonders ist das Titelblatt eine so ungeheure Arbeit, als man sich nur etwas in dieser Art vorstellen kann. Auch war ich zwei Monate krank an einem heftigen Wechselfieber, welches drohte in ein Nervenübel auszugehen; und dann wär's gewiß mit Faust und Nibelungen nebst allem Andern rein aus gewesen, wie die Aerzte versicherten. Auch hat Thorwaldsen mich um etwas von meiner Arbeit angehalten, und nachdem ich (mich) mehr als 1½ Monate für ihn beschäftigte, hat er mir meine Bemühung auf eine so schmutzige Art vergolten, daß ich mich schäme es zu sagen. Dieses Alles hat meine Lage sehr verschlimmert, und mir alle Lust am Leben und der Kunst genommen; selbst die Hoffnung, die mich vor kurzem so sehr erfüllte und stärkte, versagt mir ihren Trost. Dazu kommt, daß Mosler, der hier angekommen ist, mir als ein ganz Andrer erscheint, so daß es mir vorkommt, als habe er von seinem ehemaligen Werth viel eingebüßt, doch mag es wohl sein, daß ich in meiner jetzigen Stimmung ihm unrecht thue.

Verzeihen Sie mir die Jeremiade. Es ist so die Art eines beklemmten Herzens, sich bei Theilnehmenden zu ergießen. Möchte ich nun bald die erfreuliche Nachricht erhalten, daß Sie und Ihre liebe Frau sich wieder wohl befinden und froh und heiter sind, mehr als Ihr

treuer und dankbarer

Cornelius.

Nr. 22.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

20. Februar 1817.

Auch dieser Brief ist in einer heftigen Seelenbedrängniß geschrieben, die aus dem Herannahen einer Wahl hinsichtlich der Zukunft entsprang und die so stark war, daß Cornelius durch einen „Befehl"

Wenner's daraus erlöst zu werden wünschte. — Der am Schlusse des Briefes genannte Karton ist die „Traumdeutung Joseph's." Wenner zahlte ihm dafür, wie aus dem Briefe Niebuhr's an Altenstein vom 22. Februar 1817 (bei E. Förster, I. S. 192) hervorgeht, 150 Thaler. Das Datum des letzteren Briefes muß aber falsch angegeben sein, da die Thatsachen sonst nicht stimmen würden und verstanden werden könnten.

Rom, den 20. Februar 1817.

Sie wußten wohl nicht, theuerster bester Freund! in welchen Zustand mich Ihr lieber Brief versetzte, als Sie Ihr treues, theilnehmendes Herz darin ergossen: Tadel, Theilnahme, Hülfe und, mehr als alles Dieses, jenes große Anerbieten, jene hülfreiche Rechte, die Sie mir bieten, mich hinüber zu helfen ins Vaterland. O, Gott! wie hat dies Alles mich ergriffen, wie bestürmt; doch welch' ein geheimes, wunderbares Schicksal hängt über mir und meinem Aufenthalt in Rom! Ich soll es nicht verlassen; dies scheint der Wille einer höheren Macht, wie sehr ich mich auch nach der Heimath sehne. Hören Sie, theuerster Freund, und urtheilen Sie selbst.

Sie wissen nämlich, wie sehr ich mich schon seit langer Zeit nach einer Gelegenheit gesehnt, mich in der Freskomalerei auszubilden. Sie wissen auch durch unsern Keller, daß mir eine solche Gelegenheit geworden, und daß ich meinen ersten Versuch in dieser herrlichen Kunstgattung aufgestellt habe. Wie wenig dieser nun auch mich selbst befriedigen kann, so ist er doch so ausgefallen, daß er für mich schon bedeutende Folgen bewirkte. Es sind mir nämlich von zwei Seiten in Rom Aufträge in Fresko-Arbeiten gemacht. Zuerst hat mir Canova eine solche im Vatican angeboten; nachher ersuchte mich der Marchese Massimi in seiner Villa in der Nähe (von) San Giovanni in Laterano, in einem gewölbten Zimmer des Casino's, die Commedia divina des Dante zu malen, wozu er mir die Summe von tausend Scudi, ohne die Auslagen des Maurers und der Gerüste, bewilligte. Ich brauche Ihnen wohl kaum zu sagen, mit welcher Begierde ich letzteres ergriffen, um mit dieser Gelegenheit von Rom aus zu zeigen, wie ich in meinem Vaterlande könne gebraucht werden. O! daß es dieses Umwegs bedarf, daß die schönsten Jahre meines Lebens zuerst in einer unendlichen Sehnsucht müssen verloren gehen, und dann das Ausland für eine geraume Zeit meine besten Kräfte in Anspruch nehmen muß: — daran

erkenne ich leider auch, daß ich ein Deutscher bin. Sie werden bei so bewandten Umständen mir schwerlich rathen, diese Gelegenheit fahren zu lassen und nach Frankfurt zu kommen, mich dort um eine Professor-Stelle zu bewerben. Sollte man aber einsehen, daß man mit bloßen theoretischen Lehranstalten und dem unglückseligen Akademienwesen die Kunst nicht fördern (kann), sondern daß nebst einer Lehranstalt oder Akademie, wie man das Kind nennen will, auch ein Tummelplatz des künstlerischen Wetteifers, ein Spielraum der Phantasie und der Begeisterung vorhanden sein muß, wie die todten Theorien der Schule, das akademisch fragmentarische Chaos durch jenen göttlichen Hauch ins Leben gerufen und geordnet werden zu einem organischen kräftigen Dasein: will man so etwas in Frankfurt, so lasse ich Alles fahren, was Rom mir immer bieten kann, und komme mit Freuden zu Euch. Herr Passavant, so ich hier kennen lernte, ist von der Wahrheit meiner Ansicht durchdrungen. Er hat hier solche durch die Arbeiten unsrer besten Künstler bewährt gefunden; er hat an die Bevollmächtigten der Städel'schen Hinterlassenschaft geschrieben und ihnen vernünftige Vorschläge gemacht. Es könnte vielleicht frommen, wenn Sie solche dort unterstützten. Nun habe ich aber seit Ihrem lieben Brief keine Ruhe, die Freude an dem neuen Auftrag ist sehr in den Hintergrund meiner Seele zurück gedrängt, und mein Herz sehnt sich hinaus zu Euch. Doch die allgemeine Stimme meiner hiesigen Freunde und die der Vernunft rathen mir, hier auszuhalten und von hier aus, vereint mit Ihnen, zur Aufmerksamkeit und Berücksichtigung gleichsam zu zwingen. Denn so wir hier solche Beschäftigungen finden, so können wir mit Gewißheit voraus sehen, daß dereinst eine ehrenvolle Rückkehr ins Vaterland nicht fehlen kann. So brachte mir vor einigen Tagen der Staatsrath Niebuhr (woran ich einen theilnehmenden warmen Freund gefunden, der sich für mich unaufhörlich auf alle Weise bemüht) die Nachricht, daß der Minister des Cultus beschlossen, uns zur Ausmalung einer Kirche in Potsdam zu verhelfen. Dieses ist freilich ein fataler Ort, doch wo uns unser Schicksal auch hinwirft, so werden wir reich und glücklich sein, wenn uns vergönnt ist, uns in jenen seligen Regionen der Kunst zu ergehen. Denn ihr Reich ist doch nicht von dieser Welt. Aber doppelt glücklich würde ich mich schätzen, wenn ein mildereres freundlicheres Geschick mir erlaubte, in jenen schönen vaterländischen Gegenden einen Grund zu einer neuen deutschen Kunst legen zu helfen, wo sich alle schönen Erinnerungen des Lebens anknüpfen. Jener Gegend, ich fühle es tief und immer tiefer, (und) Euch gehör' ich so eigentlich an. Ich kann der Maler werden für

den Rhein, und dort bleib' ich immer ein Fremdling und bin geduldet und begünstigt und mit aller Auszeichnung immer willkürlich behandelt, denn die Preußen ehren in jedem Talent nur ihr Urtheil über dasselbe. Darum werden sie in dieser Sache nie zu etwas Ordentlichem kommen, denn es bedarf mehr, es bedarf jener Sonnenstrahlen der Liebe. Darin will die Kunst wachsen und gedeihen.

Es wäre mir lieb, wenn mein Karton gleich nach Frankfurt käme, doch mit den Platten kann ich ihn nicht schicken, weil er zu groß ist; er ist in derselben Größe, als das Gemälde selbst. Bis zur Herbstmesse kommt mein Schwager nach Frankfurt und da (er) eine Menge Bilder mitbringt, worunter viele große sind, so werde ich den Karton mit in jene Kisten packen lassen; so kommt er sicher und ohne Kosten in Ihre Hände. Den Preis desselben kann ich auf keine Weise bestimmen und Ihnen am wenigsten; ich bin mit jedem zufrieden und überzufrieden und sehe es als einen neuen Beweis Ihrer Liebe und Freundschaft an. Indessen kann Ihnen diese Arbeit vielleicht auch einige Freude gewähren.

Meine besten Wünsche für Mdme. Wenner, wie auch von meiner Frau. Sie spricht immer von der Signora Cristina und meint: „amici come questi non si trovano qui." Und da ich ihr sagte, daß wir zu Ihnen kommen sollten, wollte sie, ich sollte doch Alles hier aufgeben, sie wollte auch gern ein ganzes Jahr hier allein mit den Kindern sein.

Schreiben Sie mir doch recht bald und befehlen Sie mir, was ich thun soll, denn so nur kann ich beruhigt werden. Leben Sie wohl und erhalten Sie Ihre Liebe und Nachsicht Ihrem armen Freunde

P. Cornelius.

Diesem Briefe liegt ein besonderer kleiner Zettel bei, auf beiden Seiten beschrieben und folgenden Inhalts:

Beschreibung des Cartons.

Der Gegenstand ist aus dem Leben Joseph's, wie er dem König Pharao in Aegypten die beiden Träume von den sieben fruchtbaren und sieben unfruchtbaren Jahren deutet. In der Mitte des Bildes sitzt der König in reichem Ornate auf seinem Throne. Ein reicher mit Blumen und Zierrathen gewirkter Teppich hängt hinter demselben. Pharao sitzt versunken in der

Betrachtung deſſen, was ihm der junge Hebräer ſagt. Er ſcheint von dem Glauben daran durchdrungen. Joſeph, obſchon ſehr jugendlich doch in einer prophetiſchen Würde, ſteht vor den Stufen des Thrones in ruhiger und einfacher Bewegung, legt die Zeigefinger beider Hände aneinander, wie einer, der einen Gegenſtand aufs genaueſte zergliedern will. Zur rechten des Königs ſitzt ein jugendlicher Schreiber, der die Worte Joſeph's zu faſſen ihn aufmerkſam anblickt, und im Begriffe iſt, dieſelben aufzuzeichnen. Auf deſſen reichverzierten Stuhl ſtützt ſich einer von jenen Weiſen von Aegypten, welche Pharao vergebens zuſammenberief, um ſeine Träume zu deuten. Er hört mit einer leidenſchaftlichen Neugierde, was der prophetiſche Jüngling ſagt. Ein alter hagerer, in einen Mantel gehüllter Magier ſteht ihm zur Seite und ſieht Joſeph mit neidiſchen Blicken an. Auf deſſen Schulter lehnt ſich ein ganz junger Meiſter der Magie; er ſcheint ergriffen und beſchämt. Am Schluſſe des Bildes ſieht man einen andern Magier zornig mit einem auf Joſeph gerichteten grimmigen Blick forteilen; er hat eine turbanartige morgenländiſche Kopfbekleidung; unter ſeinem Mantel ballt er die Fauſt, in der andern hält er ein Buch. Durch eine geöffnete Architektur ſieht man in eine Landſchaft. Zu beiden Seiten des Thrones in der Luft ſchwebend ſieht man wie im Nebel die beiden Träume des Königs.

Das Ganze iſt mit ſchwarzer und weißer Kreide fleißig ausgeführt, die Figuren in Ueberlebensgröße.

Nr. 23.

An den Buchhändler G. Reimer in Berlin.

28. April 1817.

Zu den Verhandlungen mit Reimer in Berlin bildet der nachſtehende Brief, den mir Herr Profeſſor Dr. Ernſt aus'm Weerth zu Keſſenich bei Bonn mitgetheilt hat, einen Beitrag, der auch noch durch Das, was Cornelius darin über ſein Verhältniß zu Niebuhr ſagt, beſonders wichtig iſt.

Rom, den 28. April 1817.

Wenn ich so lange nichts von mir habe hören lassen, so geschah es nur darum, daß ich Ihnen, geehrtester Herr und Freund, nicht zugleich irgend eine von meinen für Sie angefangenen Arbeiten als fertig ankündigen konnte. Die erste große Arbeit, welche ich im Verein mit meinen Freunden unternommen habe und welche so sehr Noth that zu unternehmen, wenn es mit unsrer Kunst vorwärts gehen sollte: Dieses Unternehmen, welches wir mit aller Anstrengung, deren Liebe fähig ist, ergriffen und bis auf diesen Punkt durchgeführt haben, hielt mich ab, an Ihren Aufträgen mit derjenigen ununterbrochenen Emsigkeit zu arbeiten, wie ich so sehnlich wünschte. Doch kann ich Ihnen in diesem Augenblick die Versicherung geben, daß ich Ihnen in einigen Monaten das Titelblatt auszeichnen, und wenn Sie verlangen nach Berlin schicken kann. Diese Zeichnung schicke ich Ihnen, liebster Freund, mit einiger Freude und Beruhigung. Ich danke einem gütigen Geschick, welches mir erlaubte, einem Manne, den ich von Herzen liebe und verehre, eine meiner gelungensten und vielleicht die gelungenste, mit zärtlicher Liebe vollendete Arbeit bieten zu können. Gedenken Sie bei Beschauung dieses Werks zuweilen an den Zeichner als an einen Mann, dessen innigste Liebe Sie besitzen; möchte Ihnen dieselbe von einigem Werthe sein.

Zu den glücklichsten Ereignissen meines Lebens zähle ich die Begegnung mit unserm gemeinsamen Freunde Niebuhr; ich nenne ihn unsern gemeinsamen Freund, weil ich das Glück habe, seine Liebe, wie soll ich sagen, gewonnen, als ein unverdientes Geschenk des Himmels erhalten zu haben; möchte es mir vergönnt sein, solche mir fürs ganze Leben zu sichern. Der Kreis von Menschen, so ihn zunächst umgiebt, sein ganzes Haus zieht mich aufs höchste an, es wird mir bei ihnen so recht wohl und erquicklich; doch kann ich selbst ihnen so wenig sein.

Es ist mir sehr leid, daß unser wackerer Ruscheweyh das Titelblatt nicht stechen soll; es ist gewiß Keiner, der in den Geist dieser Arbeit eingeht, wie er. Könnte es vielleicht geschehen, wenn ich Ihnen für die Zeichnung einen Käufer wüßte, der Ihnen dieselbe Summe dafür zahlte, die sie Ihnen kosten könnte?

Vor einiger Zeit schon erhielt ich ein Schreiben von Frau von Hellwig; sie wünscht, daß ich wieder Zeichnungen zu einem Taschenbuch machen soll. Nun muß ich aber gestehen, daß eine solche Arbeit in diesem Augenblick für mich wenig Reiz hat, indem ich in größere Dimensionen mich hineingearbeitet habe. Doch wenn Ihnen, geehrtester Freund, eine Freude damit

geschieht, so will ich mich abermals damit befassen. Von der andern Seite möchte ich mich auch der guten Frau von Hellwig, als einer werthen Freundin, gefällig zeigen; nur wünschte ich dann die Gegenstände bald zu wissen, wie auch die Zeit, in welcher man sie fertig wünscht.

Es würde mir eine große Freude machen, Abdrücke von den Nibelungen-Blättern zu sehen. Möchten Sie doch bei nächster Gelegenheit daran denken, mir welche zu schicken.

Leben Sie wohl, geehrtester Freund. Nächstens werden Sie ein Weiteres hören und, wie ich hoffe, sehen.

Ich verharre mit innigster Theilnahme und Hochachtung Ihr

P. Cornelius.

Nr. 24.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

6. Mai 1817.

Mit dem größten Verlangen habe ich bis dahin eine Antwort auf mein letztes Schreiben von Ihnen, mein geehrtester und liebster Freund, erwartet, weil ich sehr gespannt bin, Ihre Meinung über meine jetzigen Angelegenheiten zu wissen. Herr Passavant, welchen Sie nun bald wiedersehen werden, kann Ihnen noch umständlicher Alles sagen, wie die Sachen hier stehen und wie es uns geht in der Freskomalerei.

Ich bin bei dieser Arbeit der glücklichste Mensch, und hätte ich nur einen Bissen Brod, so würde ich nicht mit unsern berühmtesten, mit Orden, Würden und Reichthümern überhäuften Malern des Jahrhunderts tauschen. Ein sicheres prophetisches Gefühl lebt in meiner Brust, daß die Kunst von dieser Seite zu einem neuen, schönen Leben durchbrechen wird.

Ueberbringer dieses Briefes, Herr Grossi, meinen Schwager, welcher mit einer Gemälde-Sammlung während der Messe in Frankfurt zu verweilen gesonnen ist, empfehle ich Ihnen aufs dringendste. Gehen Sie ihm mit Rath und Hülfe zur Hand. Diese seine erste Reise wird für ihn sehr entscheidend sein. Er ist ein sehr guter Mensch und hat eine solche Anhänglichkeit für unsre Nation, daß er alles daran gesetzt hat, diese Reise zu machen. Er ist selbst auch Maler und zwar Landschafter. Sie werden seine Fähigkeiten darin beurtheilen zu können Gelegenheit finden.

Meine besten und herzlichsten Grüße an Madme. Wenner. Leben Sie wohl. Der Himmel erhalte Sie gesund und froh, und mir Ihre mir so unschätzbare Liebe.

Ihr treuer

P. Cornelius.

Rom am 6. Mai 1817.

Nr. 25.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

26. Mai 1817.

Die Nothlage von Cornelius dauerte fort. Wenner antwortete nicht, und so blieb die Unruhe wegen der Zukunft. (Brief Nr. 22.) Armuth und Mangel drückten schwer, Krankheiten kamen dazu. Cornelius bot Wenner'n wieder Arbeiten an und wandte sich an seine Freundschaft. Wenner schickte darauf auch am 6. Juli 25 Carolin, aber zugleich hielt er ihm vor, daß er ihn hintansetze und Andere bevorzuge; er legte ihm sein Interesse ans Herz und sagte auch die Annahme der Dantezeichnung zu.

Rom, den 26. Mai 1817.

Ich kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne Ihnen, geliebtester Freund, meine große Ungeduld auszudrücken, womit ich schon seit geraumer Zeit eine Antwort auf meinen letzten Brief erwarte. Ich fürchte Sie gekränkt zu haben, und von der andern Seite kann ich's mir wieder nicht denken, bei einem Herzen wie das Ihrige. Sollte es aber an meiner Art, mich auszudrücken liegen, so erkläre ich Ihnen hiermit feierlichst, daß ich, um mir Ihre Liebe zu erhalten, Alles daran setze; wenn Sie mich gern in Frankfurt sehen und Sie glauben, daß ich bis zum Herbst nicht für die von Ihnen früher geäußerten Absichten zu spät komme, so bitte ich Sie, über mich zu disponiren.

Wenn ich dabei auch eine höhere Richtung, die ich mit vielen Opfern und großen Anstrengungen gewonnen, wieder aufgebe, so würde das gewiß nur für eine kurze Zeit sein; und von der andern Seite (würde es) mir

die größte Beruhigung gewähren, während meines Aufenthalts in Frankfurt einen geringen Theil meiner großen Schuld an Sie, liebster Freund, abzutragen. Auch würde es meiner Gesundheit zuträglich sein, denn seit Ihrer Abreise habe ich alle Jahr das Fieber gehabt, und in diesem Augenblick bin ich wieder krank. Die römische Luft und große Anstrengung haben mir abermals das Fieber gebracht. Dieses und eine heftige Krankheit meiner beiden Kinder hat mir vollends meine äußerst schwachen Geldangelegenheiten zerrüttet, so daß ich jetzt wirklich in Noth bin. Wäre ich nicht so tief in Ihrer Schuld, so würde ich Sie bitten, mir noch ein Geringes für den Carton zu geben. Passavant hat einen Carton dieser Art von Overbeck gekauft. Mit diesem werde ich ihn nach Frankfurt schicken. Er hat für solchen 150 Scudi gegeben. Dieses sage ich Ihnen nur, um Ihnen ohngefähr den Werth einer solchen Arbeit anzudeuten, ohne im mindesten eine solche Summe von Ihnen zu verlangen, besonders da dieses mein erster großer Carton, aber Overbeck's zweiter und als solcher besser ist.

Im Falle die Arbeit bei Massimi unternommen würde, hätten Sie dann wohl Lust, die kolorirten Zeichnungen dieser dort zu verfertigenden Bilder mit Verzierungen nnd überhaupt allem Beiwerk, zu besitzen? Ich glaube, ich darf sie Ihnen anempfehlen. Ich werde sie mit der größten Sorgfalt arbeiten. Wollen Sie mir darüber wohl im nächsten Briefe etwas sagen?

Schließlich bitte ich Sie, liebster Freund, mir meine Kühnheit zu vergeben. Ich weiß in diesem Augenblick sonst keine Aussicht für mich.

Meine Grüße an Mdme. Wenner. Leben Sie wohl, und erhalten Sie mir Ihre liebe Theilnahme.

Cornelius.

Mit unsern zweiten Freskobildern geht es dergestalt besser, daß man die ersten nicht von denselben Händen glaubt.

Nr. 26.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

26. August 1817.

Die Nothlage, welche die zunächst vorhergehenden Briefe erkennen lassen, hatte Niebuhr bewogen, helfend einzugreifen. Er hatte für

Cornelius und dessen Familie eine Wohnung in Frascati gemiethet, wo sie den Sommer zubrachten, wie das schon oben (S. 138) berichtet wurde. Von dort aus ist dieser Brief geschrieben. Cornelius hatte zu der Ortsangabe mittelst eines Kreuzes eine Anmerkung gemacht: „ich bin seit einem Monat mit Niebuhr hier." Unter den gegen den Schluß genannten Kartons wird einer, der für den König von Preußen bestimmt war, angeführt; es ist damit der Karton der „Wiedererkennung Joseph's und seiner Brüder" gemeint. (Vergl. den Brief Niebuhr's bei Förster I. S. 192.)

Frascati, den 26. August 1817.

Wenn ich Ihnen, theuerster Freund, so lange nach Empfang Ihres lieben Briefs meinen wärmsten und innigsten Dank auszudrücken suche, den derselbe in mir so reich und vielfach erregt hat, so geschah es darum, um Ihnen etwas Genaues über die Angelegenheiten mit dem M. Massimi sagen zu können, besonders da Sie mir die Freude gewährten, bei dieser Gelegenheit Ihnen endlich wieder ein Zeichen meiner alten Liebe und Dankbarkeit an den Tag zu legen. Der Himmel weiß, wie schwer es mir gefallen mit bloßen Worten so häufig zu kommen, aber ich habe die letzte Zeit über einen harten Stand gehabt. Ich mußte diesen trüben und rauhen Weg mir gefallen lassen, wenn ich jene Höhe erreichen will, wonach ich mich mit ganzer Seele sehne, und wenn dieselbe auch noch lange nicht erstiegen ist, so bin ich doch um vieles näher, und die stärkere Luft einer höheren Region giebt mir neue Kraft, Lebensmuth und Lust. Ihre Beistimmung, theuerster Freund, zu einer zweiten Unternehmung dieser Art und zu meiner Gesinnung ist mir ein so großer Trost, eine solche Freude und Beruhigung, daß ich nun die für die gebotenen Mittel beinahe riesige Arbeit getrost und mit Gott unternehme, in der festen Ueberzeugung, daß Dieses der letzte harte Stand sein wird. Die Zeichnung zum Paradies ist im Contour fertig; ich habe es gleichsam in die Malerei zu übersetzen gesucht, und gestrebt, allem Metaphysischen eine Gestalt zu geben, ohne ihm die symbolische Bedeutung zu nehmen oder zu schwächen. Ich rücke den Beschauer auf jene Stelle des Himmels, wo er denselben mit allen Seeligen, Heiligen und Engeln in Gestalt einer Rose übersieht. Im innersten und höchsten Himmel ist Dante und St. Bernhard, welche durch Vermittelung der heiligen Jungfrau zur Anschauung Gottes gelangen. Ich zeige die drei Personen der Gottheit

selbst, nicht die drei Ringe des Dante. Dieses gleichsam als Mittelpunkt und Schlußstein des Ganzen wird von einem Kreis von Cherubimköpfen eingeschlossen. Von da aus gehen die vier großen Strahlen, die aber wie oben erwähnter Kreis architektonisch gehalten und ebenfalls mit Engeln angefüllt sind, nach dem Charakter der neun Chöre, welche die Himmel tragen und bewegen. Die vier Räume, die daraus entstehen, werden jeder noch einmal durch einen reichen Feston von Blumen, Früchten und Vögeln getheilt, der ebenfalls sich von der Mitte nach den vier Ecken der Decke zieht. Auf diese Weise erhalte ich nun acht Felder, welche nach der Eintheilung des Dante von Heiligen und Seligen ausgefüllt sind, so daß sie einen großen Kreis um das mittlere Bild ziehen und so die Rose bilden. Um die ganze Decke geht ein großer Reif, gleichsam eine Milchstraße von Sternen, und unter jedem Chor der Abtheilung der Heiligen sieht man dasjenige Gestirn, worin Dante sie versetzt. Die acht Felder habe ich folgendermaßen ausgefüllt: Dante an der Seite der Beatrice steigt schwebend in den ersten Kreis des Himmels; als im Monde hier findet er die Jungfrauen und namentlich Piccarda und ihre Genossin. Im zweiten Felde nehme ich zwei Planeten an, den Mercur und die Venus; hier sieht man Justinian, den Minensänger Folko von Marseille und die Cunizza. Im dritten Felde als in (dem) der Sonne sind die Doktoren, als St. Buonaventura, Albertus Magnus, Thomas von Aquin. Das vierte Feld bezeichnet wiederum zwei Planeten und zwar Mars und Jupiter; hier sieht man die christlichen Helden und Fürsten, als Karl den Großen, Konstantin, Gottfried von Bouillon, Josua und Judas Makkabäus. Im fünften als im Saturn sind die Kontemplativen: St. Benedict, St. Romuald, St. Franciscus und St. Dominicus. Im sechsten sieht man Dante und Beatrice im Zeichen der Zwillinge, wo ersterer von Petrus, Jacobus und Johannes in seinem Glauben, seiner Hoffnung und Liebe gleichsam examinirt wird. Die beiden letzten deuten den empiräischen Himmel an; man sieht eine Reihe von Heiligen aus dem alten und neuen Bunde; diese Reihe fängt mit Adam an und schließt mit Johannes dem Täufer.

Aus dieser kurzen Beschreibung mögen Sie, liebster Freund, sehen, welche Arbeit die Decke in sich faßt, welche doch nur das Drittel des Ganzen sein wird. Ich würde auch nicht den Muth haben, diese Arbeit zu unternehmen, wenn ich an Niebuhr nicht eine mächtige Stütze hätte. Er denkt unaufhörlich auf Mittel, mir behülflich zu sein, sowohl bei dieser Arbeit als überhaupt. Einliegender Plan ist von ihm. Ich brauche Ihnen

wohl kaum zu sagen, daß ich im wesentlichen ganz seiner Meinung bin, und nichts sehnlicher wünsche, als daß sich die Sache in Frankfurt bildete, bevor es in Berlin zu Stande kömmt, wo es der General Gneisenau betreibt. Wollen Sie dem Senator Thomas und dem Doktor Passavant eine Abschrift gütigst zukommen lassen, und diese Herren ersuchen, ihr Möglichstes zu deren Verbreitung beizutragen. — Ich soll Sie von Niebuhr grüßen und Sie bitten, dem General Gneisenau ein Exemplar des Faustes, sobald es möglich wäre, zu besorgen, auf Niebuhr's Rechnung.

Ihren Carton werden Sie nächstens mit dem von Hrn. Passavant erhalten, und einen dritten an den König von Preußen. Bei dieser Gelegenheit möchte ich Sie dann bitten, die Kiste mit dem letzteren wohl versorgt und so schnell als möglich weiter zu befördern. Ich glaube auf diese Weise Ihnen einen großen Theil der Kosten ersparen zu können, indem Sie nur von hier bis Frankfurt ein Viertheil der Kosten zu tragen haben. Sobald ich nun die Zeichnung der Decke (das Paradies vorstellend) entbehren kann, werde ich sie Ihnen zusenden, und so werden Sie, wie die Arbeit nach der Folge entsteht, die Zeichnungen erhalten. Ich werde sie nach Art der alten Miniaturen in Wasserfarben ausmalen, weil die Gattung der der Freskomalerei am nächsten kömmt. Ich hoffe, Ihnen und Ihrer lieben Frau mit dieser Arbeit wieder einige Freude zu machen, und es ist mir eine überaus große Freude, Ihnen mein jetziges Leben und Wirken in einem verjüngten Spiegel vorhalten zu können. Noch einmal danke ich Ihnen für die Hülfe in der Noth. Gott vergelte es Ihnen und gebe mir Gelegenheit, mich Ihnen dankbar erzeigen zu können. Erneuen Sie mein Andenken bei Mdme. Wenner. Gott erhalte Sie beide gesund und fröhlich. Es grüßt Sie herzlichst Ihr treuer und dankbarer

P. Cornelius.

Nr. 27.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

22. Oktober 1817.

Zu diesem Briefe machte Wenner den Vermerk einer Zahlung von 187 Gulden 30 Kreuzern, welcher Betrag in rheinischer Währung der

von Cornelius genannten Summe von 156 Gulden Augsburger Kurant gleich sein wird.

Rom, den 22. Oktober 1817.

Sie werden wohl, liebster Freund, meinen Brief von Frascati aus erhalten haben; unterdessen habe ich meinen Contrakt mit dem Marchese Massimi abgeschlossen, der außer der geringen Bezahlung auch sonst noch einige Unbequemlichkeiten hat, unter anderm, daß nichts im voraus bezahlt wird. Nun hilft mir aber der treffliche Niebuhr über diesen harten Anfang weg, und zwar auf eine Weise, daß ich mit aller Muße meine Arbeit treiben kann. So wäre ich denn endlich auf dem so längst ersehnten Punkte, eine große und reiche Arbeit, die in aller Hinsicht alle meine Wünsche erfüllt, mit Liebe und Ruhe ausführen zu können.

Da ich die Zeichnung der Decke nach Rom brachte, wurde sie einstimmig für meine beste Arbeit erklärt. Ich selbst halte sie dafür, und dieses giebt mir einen unsäglichen Muth. Ich bin emsig dabei, sie aufs fleißigste in Miniatur zu malen und bin so weit, daß ich bald an den Cartons anfangen kann.

Im letzten Brief habe ich Ihnen noch nichts über den Preis dieser Miniaturen sagen können, weil ich selbst den Umfang und Grad der Arbeit nicht berechnet hatte. Es werden zwar nur fünf Zeichnungen, nämlich die vier Wände und die Decke. Die 5 sind aber in Hinsicht ihres Reichthums wie 15 zu rechnen. Die Decke habe ich Ihnen in meinem letzten Briefe schon beschrieben, von den Wänden sage ich Ihnen nur, daß sie allein in zehn Hauptbildern bestehen, ohne die kleineren Gemälde, Basreliefs, Verzierungen und Architektur; dabei sind es keineswegs Skizzen, sondern wie gesagt ausgeführte kleine Gemälde, und als solche gebe ich sie. Demzufolge glaube ich, daß ich 100 Louisd'ors für die ganze Arbeit wohl verdiene.

Nun aber wäre es mir lieb, wenn die Zahlung in drei Abtheilungen geschehen könnte, und zwar während der Zeit, daß ich am großen Werk arbeite, damit ich's unserm Niebuhr etwas erleichtere. Die Zeichnungen müssen aber während der Arbeit hier bleiben, weil sie mir zur Richtschnur dienen. Nun glaube ich aber, daß es gut wäre, wenn Ruscheweyh sie in bloßen Umrissen radirte, und zwar in derselben Größe; und so könnten Sie nachher einzelne Exemplare auch nach meinen Zeichnungen in Farben ausmalen lassen. Das Ganze könnte mit einem Text, den Niebuhr gesonnen ist zu schreiben, herauskommen. Zuletzt komme ich noch mit einer Angelegen-

heit, die mir sehr am Herzen liegt. Ich bin nämlich einem Freunde in meiner Vaterstadt die Summe von 156 Gulden Augsburger Courant schuldig; er lieh mir das Geld, da ich nach Frankfurt zog, nun aber braucht er's selbst und hat mich hier schon drei Mal dringend mahnen lassen und zwei Mal Wechsel auf mich gestellt. Sie können denken, wie sehr diese Sache mich plagt. Ich bitte Sie also, diesen Betrag von der ersten Abtheilung zu nehmen, und solchen Hrn Friedr. Hoffmann f: h: Sohn in Düsseldorf zu übermachen in meinem Namen; solches hätte aber noch Zeit bis zu Ende Dezember, ich selbst kann auf das Uebrige so lange warten, als es Ihnen bequem ist.

Und nun verzeihen Sie mir doch diese Verwegenheit, da ich so tief in Ihrer Schuld bin, aber ich hoffe, dieses soll das letzte (Mal) sein, wo ich noch von Ihnen, liebster Freund, zu nehmen brauche. Dann wird wohl auch einmal die Zeit kommen, wo ich daran denken kann, meine Schulden zu vermindern, ohne aber je im Stande sein zu können, Ihnen, theuerster Freund, alles Das zu vergelten, was Sie für mich in der schwierigsten Lage meines Lebens gethan haben. Gott erhalte Sie und Ihre liebe Frau gesund und heiter. Gönnen Sie mir ferner Ihre Liebe und Theilnahme. Leben Sie wohl!

Ewig Ihr

P. Cornelius.

Nr. 28.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

4. Mai 1818.

Die Stelle des hier folgenden Briefes, wo Cornelius von den Frankfurter Kunstlenkern spricht, wird erklärt durch die Absichten, die man in Bezug auf die Einrichtung der Kunstschule des Städel'schen Institutes dort verfolgte und die aus dem Briefe Nr. 22 (S. 265) ersichtlich sind.

Rom, den 4. Mai 1818.

Ich benutze einen freien Augenblick, um Ihnen, theuerster Freund, endlich ein paar Worte auf Ihren letzten Brief zu antworten oder vielmehr

(um) Ihnen zu sagen, daß ich in wenigen Monaten Ihnen die Antwort selbst bringen werde. Ja, liebster Freund, endlich hat die Stunde geschlagen, wo ich nun ins Vaterland zurückkehren und dort unmittelbar im Weinberge unsrer Kunst arbeiten und wirken soll. Durch einen doppelten Ruf kehre ich auf eine doppelt ehrenvolle Weise in die Heimath zurück, und dieses ist das Signal zum vollkommnen Sieg unsrer Sache. Die Philister ergreift der Schrecken Gottes, sie nehmen Reißaus.

Zuerst erhielt ich unter günstigen Bedingungen vom Kronprinzen von Bayern den Auftrag, drei Säle in seiner Glyptothek zu München a buon fresco auszumalen; er bewirkte, daß der Marchese Massimi mich aller Verpflichtung lossagte. —

Bald darauf erhielt ich ein offizielles Schreiben von der königl. preußischen Regierung zu Düsseldorf mit der Anfrage, ob ich auf den Trümmern der ehemaligen Akademie eine neue Kunstschule zu erbauen mich entschließen wolle. — Wie nun beides zu vereinigen war, darüber ging mit Hülfe und Rath unser trefflicher Niebuhr mir zu Handen, so daß es höchst wahrscheinlich ist, daß die Vorschläge, so ich der Regierung zu Düsseldorf gemacht habe, angenommen werden. Ueber alles Einzelne dieser Angelegenheiten, über mein persönliches Verhältniß mit dem Kronprinzen, über ein großes Fest, das die hiesigen deutschen Künstler ihm gegeben, hoffe ich Ihnen bald besser, weil mündlich, Bericht abstatten zu können. Was die Frankfurter Kunstlenker anbetrifft, so hoffe ich, daß nun bald an den Tag kommen wird, daß man auch ohne königliche Würde den Hauptschmuck des Midas erlangen kann. Es thut mir nur leid um die Haut des Marsyas, aber die Herren werden sich damit trösten, daß es doch ein solides Leder werden kann. —

O liebe Stadt Frankfurt! wie gerne hätte ich eine Hütte in deinen freien Mauern aufgeschlagen.

Es leutet Ave Maria, und dieser Brief muß noch heute auf die Post. Also Gott befohlen, theurer Freund. Nun ist die Zeit gekommen, daß ich auch meine alten Schulden, so viel es geht, abzahlen kann; doch Kunst und Liebe kann viel, das sind keine gemeinen Zahler. — Tausend Grüße an Ihre liebe Hausfrau. Auf baldiges Wiedersehen!

Ewig Ihr treuer

Cornelius.

Nr. 29.

An den Kunsthändler Wenner in Frankfurt.

22. Dezember 1819.

Dieser Brief ist der letzte, den Cornelius an Wenner schrieb. Er spiegelt im Verein mit dem zunächst vorhergehenden nach dem vielen Elend der letzten Jahre den nun eingetretenen Umschwung und die Hoffnungsfreudigkeit von Cornelius für die Zukunft wider. Wenner hatte während der Zeit der Noth wiederholt geholfen, er hatte Kartons und Zeichnungen ohne Preisbestimmungen erhalten, er hatte aber auch Arbeiten, namentlich die Dantezeichnungen, über die verhandelt war, nicht empfangen. Die geschäftliche Lage war offenbar eine unklare geworden. Cornelius bekennt sich in diesem Briefe als Schuldner von Wenner, und doch hat er es später übel empfunden, als Wenner die Rechnung aufmachte und eine Forderung erhob. (S. 118, 214.) Ich kann mir dies nur so erklären, daß Wenner nach Empfang dieses Briefes Jahre hat verstreichen lassen, ohne die Rechnung zu ziehen, wodurch er in Cornelius die Ueberzeugung erweckte, daß das Für und Gegen sich ausgleichen solle. Später ist er dann, als er selbst in eine Nothlage gerathen war, auf diese Angelegenheit zurückgekommen und hat zurückgefordert, was er glaubte fordern zu können.

München, den 22. Dezember 1819.

Mit vieler und herzlicher Freude kann ich Ihnen, mein theuerster Freund, nach so langer Zeit wieder zum ersten Male von deutschem Grund und Boden, viel Heil und Glück und frohen Muth zum Eintritt ins neue Jahr wünschen. —

Seit ich Ihnen nicht geschrieben, hat sich manches mit mir zugetragen. Während meines letzten Aufenthalts in Rom hatten sich alle Verhältnisse im Vaterland bös getrübt und verwickelt, so daß ich manche gute Hoffnung aufgegeben hatte. Da faßte ich einen schnellen Entschluß. Auf alles gefaßt verließ ich das liebe Rom und, brauch' ich's zu sagen? wieviel mit ihm! — Die Reise trat ich unter den besten Augurien an. Es war wie ein ewiger Frühling. Ich sah und genoß noch einmal alle Herrlichkeiten des schönen Italien's. Beim Eintritt ins Vaterland schien sich auf einmal der böse

Zauber zu lösen, der über meinen Angelegenheiten lag, und als wären eine Menge guter Geister für mich thätig, so schob sich alles wie von selbst ins rechte Geleise.

Hier war ich schon ziemlich fleißig, vielleicht für den ersten Eintritt ins nordische Klima zu sehr; ich fühle mich daher nicht ganz wohl. Ende Januar, längstens bis zum Februar, werde ich eine Reise nach Berlin machen und meine fertigen Cartons dort mitnehmen und ausstellen, auf Befehl des Königs. Meine hiesige Arbeit ist von großem Umfang und wird gewiß so viel wie drei Viertel der Stanzen ausmachen.

Die Cartons zu diesem Werke möchte ich einst zusammen aufgehoben wissen; sie werden wie die, welche Sie kennen, ausgeführt und wohl noch mehr. Es werden ihrer (Cartons) in die 50 von den verschiedensten Formen, Dimensionen und Inhalt, und zwar in derselben Größe, als die Gemälde werden sollen. Nun ist aus unserer Uebereinkunft mit den Zeichnungen zum Dante (Sie haben sie später mit den Cartons verwechselt, wovon nicht die Rede war) nichts geworden, und bin (ich) sehr in Ihrer Schuld. Ich möchte es daher möglich machen können, Sie, bester Freund, im Besitze dieses Werks zu sehen und bei dieser Gelegenheit, was ich Ihnen in pekuniärer Hinsicht schuldig bin, zu erstatten. Nun werden Sie aber sich leicht vorstellen, daß ich auf eine so reiche Sammlung einigen Werth setzen muß, besonders, da die mir vom Kronprinzen bewilligten Mittel eben nicht mit der Größe der Arbeit im Verhältniß stehen. Ich sage Ihnen also, daß ich diese Sammlung von Cartons für 2500 Scudi aber (nur) Ihnen geben will. Wenn Sie nun zu diesem Kaufe Lust haben, so ziehen Sie zuförderst von dieser Summe alles ab, was ich Ihnen schuldig bin. Nachher können Sie das Uebrige in beliebigen Raten in einem Zeitraum von 4 ja 6 Jahren, und mit einem Wort ganz wie es Ihnen bequem ist, auszahlen. Haben Sie nun die Güte, mir recht bald Ihren Entschluß darüber mitzutheilen — ich möchte ihn wissen vor meiner Reise nach Berlin.

Unser Freund Ruscheweyh hat in der letzten Zeit große Prüfungen erlitten. Er hat unter heftigen Schmerzen viele Monate das Bett hüten müssen und wohl ein halbes Jahr nichts arbeiten können; er hat mich ersucht, Sie in seinem Namen um das Rückständige zu bitten.

Ich hoffe Sie, Ihre liebe gute Frau und alle Freunde im lieben Frankfurt bis zum künftigen Herbst zu sehen. Ich werde dann auch mein Römervolk bei mir haben; es wird ein rechtes Fest geben. — Wie wird das Herz mir schlagen, jenen Ort wieder zu sehen, wo eigentlich zuerst sich

Leben und Kunst kräftig und innig vereinten, und wie ein junger Strom das lang gesuchte Bett und Richtung fand.

Nun bin ich (ich darf es sagen) gewachsen, und große Hoffnungen erfüllen mir die Brust. Doch was auch Alles aus mir werden mag, Euch lieben Freunden! habe ich das beste, schönste zu verdanken. An Eurem Beifall, an Eurer Liebe und Theilnahme ermuthigte sich zuerst meine schüchterne Kunst, und habe ich etwas Schweres überwunden, so scheint das mir der schönste Lohn zu sein, der liebsten und theuersten Freunde Beifall einzuernten.

Mit vielen Grüßen Ihr treuer, ganz ergebener Freund

P. Cornelius

bei dem Medizinalrath Ringseis

im Mayerischen Hause Fürstenfeldergasse.

Nr. 30.

An den Dichter Friedrich Rückert in Koburg.

20. Juli 1821.

Wie der Brief vom 28. Januar 1815 (S. 250.), so stammt auch der folgende, an Friedrich Rückert gerichtete aus der Weigel'schen Sammlung. Er bezieht sich im ersten Theile auf Zeichnungen, deren Anfertigung Rückert für das von De la Motte-Fouqué und später von ihm herausgegebene „Frauentaschenbuch" (17 Jahrgänge. Nürnberg 1815—31.) wünschte, und zwar als Illustrationen zu der „Andacht zum Kreuze" von Calderon. Die erwähnten „Transparentbilder" sind die zum Ludwigsfeste 1818 in Rom gemachten, worüber ich in meinem „Cornelius-Buche" S. 71 und ff. und 393 berichtete. Wegen der Herausgabe der Glyptothekmalereien vergl. bei E. Förster I. 249 und ff.

Da meine Zeit und meine Kräfte auf eine übermäßige Weise in Anspruch genommen sind, so wirst Du, mein theuerster Freund, verzeihen, wenn ich Dir nur aufs dürftigste Antwort und Auskunft auf alles Das gebe,

(um) was Du mich befragst. — Zuerst also was das Taschenbuch anbetrifft, so habe ich hier zwei wackere junge Gesellen, die sich bei mir ganz in die Lehre begeben, dazu vermocht, die verlangten 8 Zeichnungen und zwar zur Andacht zum † zu übernehmen; sowie ein paar fertig sind, werden sie abgeschickt; sage wohin. — Für 8 Zeichnungen, recht ausgeführt, wollen sie 24 Louisd'ors. Schreibe, ob es dem Verleger recht ist; für die Mühe, die ich dabei allenfalls habe, verlange ich nichts, obschon ich Zeit genug dabei verliere. —

Die transparenten Bilder sind, so viel ich weiß: 1. was Overbeck und ich gemalt haben, in Händen von Thorwaldsen, dem ich's, sowie einiges Andere, geschenkt (der zum Lohn dafür mir so viel schadet, als er nur immer kann). Veit hat das seinige behalten; die Frau von Humboldt, in Berlin anjetzt, besitzt die Witzbilder, und was das andere anbetrifft, so mögt Ihr euch am besten an Ruscheweyh oder Overbeck in Rom wenden; da bekommst Du die sicherste Auskunft.

Sage meinem wackern Barth, daß ich mit seiner Arbeit außerordentlich zufrieden bin und daß ich nicht genug bedauern kann, daß er nicht bis München sich gewagt hätte; einige Kleinigkeiten hätte ich anders gewünscht und welches sehr wohlthätig gewesen wäre. Außerdem handelt es sich darum, daß alle meine hiesigen Arbeiten in Kupfer gestochen werden sollen; Reimer giebt sie ebenfalls heraus, und jetzt ließen sich natürlich andere Bedingungen machen.

Mein Herz dürstet Euch alle einmal wieder zu sehen. Du, lieber Rückert, mußt schon einmal hierher, und mit Barth hätte ich tausend Dinge zu besprechen. Ich glaube, wenn er die Arbeit für Reimer übernähme und einige Jahre hier bei mir zubrächte, so könnte sich manches daraus ergeben. Im Oktober reise ich nach Düsseldorf; wo, wie und wann kann ich da einen von Euch oder alle sehen? — Den lieben Böhmer in Frankfurt wahrscheinlich; Xeller ginge alsdann von Heidelberg auch wohl mit mir dahin, Barth will auch nach der freien Stadt. Wird dann der edle Sänger uns nur noch fehlen? — Dein Gedicht über unser Fest in Rom habe ich erhalten, und Gott weiß, wie sehr ich mich darüber gefreut und wie sehr ich mich in jedem Augenblick freue, daß so edler Same in Deinem Liede fortwächst. Nur bin ich tief beschämt, daß ich als Mittelpunkt erscheine, wo ich doch eben nur, wie jeder andere, ein dienend Glied war. Aber daß Du des lieben Fohr's bei dieser Gelegenheit Dich erinnert und ihm ein dauerhafteres Denkmal als von Erz und Stein gesetzt hast, dafür nimm

meinen wärmsten Dank. Ich darf wohl sagen, daß wenige Menschen ihn so wie ich geliebt haben.

Nun Gott befohlen, grüße Barth und Böhmer tausendmal und schreibe Deinem P. Cornelius.

München, den 20. Juli 1821.

Die Aufschrift der Rückseite lautet:

An Herrn
Doctor Friedrich Rückert
in
Coburg.

Nr. 31.

An den Buchhändler G. Reimer in Berlin.

10. Oktober 1821.

Herr Buchhändler Hans Reimer in Berlin hatte die Gefälligkeit, mir zwei von Cornelius an seinen Großvater G. Reimer gerichtete Briefe mitzutheilen, welche in seinem Besitze sich befinden und die noch nicht veröffentlicht wurden. Der erste derselben folgt hier, der andere, vom 20. Oktober 1825, weiter hinten S. 288. Der Inhalt dieses ersten Briefes bezieht sich auf das Titelblatt der Nibelungen, der Schlußsatz auf die Kartons zur Glyptothek, deren Herausgabe im Stich Reimer plante. Vergl. den vorigen Brief an Rückert.

München, den 10. Oktober 1821.

Mein theuerster Freund!

Ich habe von Barth die Nachricht, daß er die Theile der Platte, die etwas gelitten, wieder ganz überarbeitet hat. Eben so hat er den Kampf auf der Treppe kräftiger gehalten.

Als Inschrift auf der mittleren Tafel des Blattes scheinen mir die vier ersten Zeilen[1]) des Gedichtes selbst das passendste zu sein, nämlich von

---

[1]) In der Urschrift heißt es irrig „Strophen."

„Uns ist in alten Mähren“ bis zu „Wunder hören sagen.“ Welcher Lesart da zu folgen und welcher Schriftcharakter zu wählen ist, darüber könntest Du Dich besser mit Zeune berathen.

Die Zueignung an Niebuhr wünsche ich folgendermaßen, unter der Halle selbst, wofern es der Raum zuläßt:

Dem Geheimen-Staatsrath Niebuhr als ein geringes Zeichen einer unbegrenzten Verehrung, Liebe und Dankbarkeit von

Cornelius.

Ich habe beide Briefe den Buchhändlern übergeben und sie haben die Zahlung zu gehöriger Zeit zugesagt. In 14 Tagen gehe ich nach Düsseldorf. Meine besten Wünsche Dir und den Deinigen. Von Kartons ist so viel fertig, daß (es) schon für mehrere Jahre zu stechen gäbe.

An
Herrn Reimer,
Buchhändler
in Berlin.

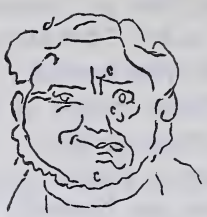
Nr. 32.

An den Kunstschriftsteller K. F. von Rumohr in München.

6. Januar 1822.

Der ehemals Rudolf Weigel'schen Sammlung gehörte auch der folgende an Karl Friedrich von Rumohr gerichtete Brief an. Nach demselben befand sich Rumohr damals in München und hat in Bezug auf den Stoff eines Theiles der Glyptothekfresken Cornelius mit seinem Rathe unterstützt.

Wohl hatte ich eine Ahnung davon, daß Dir einige Leiden bevorständen, und suchte als Freund Dich zu trösten; nun aber freut es mich, daß Du Dich so männlich zu fassen weißt, und ich sinne schon auf eine Darstellung Deines Zustandes in der Malerei. Er möchte wohl folgendermaßen ausfallen. Ich stelle Dich ganz en face vor. Die vom Licht beschienene Seite, als den Tag vorstellend, ist heiter lächlend, die Schatten- oder Nachtseite aber ist weinend vorgestellt, eine Idee, worüber Böttger ein ganzes Buch schreiben wird.



Ich bin mit Deinen Vorschlägen in Bezug auf die Eintheilung des Bogens ganz einverstanden. Als Mittelbild möchte ich aber den Raub der Proserpina haben.

Von Cartons habe ich fertig Nr. 1. einen Amor mit dem Pfau, Nr. 2. das Mittelstück zum Abend; das dritte Stück, den Olympus vorstellend, wird nun unternommen. Ich bitte solches meinen Freunden mitzutheilen, im Fall sich der Kronprinz darnach erkundigte, um alsdann eine Nachricht geben zu können. Meine Frau, die Dich tausendmal grüßen läßt, möchte gerne wissen, was die Vöglein und sonstige Naturalien machen.

Ich aber habe bei meiner Abreise vergessen, Dir anzuzeigen, daß in dem großen Kasten ein Paketchen mit Ultramarin sich befindet; nehme dieses doch in Deinen Schutz.

Grüße alle, die sich nach mir erkundigen, besonders aber den Minister v. Lerchenfeld, die Grafen Seinsheim, Köbel ꝛc.; sage dem lieben Ringseis, daß viele Briefe für ihn und die Schwester in der Schmiede sind.

Wir sind bis dahin alle wohl und haben bis dato noch keinen Schnee gesehen. Wie war die Witterung in München?

Zum Schlusse wünsche ich Dir alles Heil, und besonders eine unendliche Zahl von langen Tagen und kurzen Nächten, so daß bis zum nächsten Aequinoctium Du Dich gänzlich getröstet haben möchtest und beruhigt. Dein Dich liebender und theilnehmender Freund

P. Cornelius.

Düsseldorf, den 6. Januar 1822.

Meine 3 Jünglinge lassen Dich grüßen, Stürmer hat einen allerliebsten Carton in Arbeit.

Nr. 33.

An einen Herrn Diez in Koblenz.

24. September 1822.

„An Herrn Diez in der Burg zu Koblenz" ist der folgende Brief gerichtet, welcher sich in der, der königlichen Bibliothek zu Berlin gehörigen, vormals J. von Radowitz'schen Autographen-Sammlung befindet. (Nr. 8207.) Der Inhalt bezieht sich auf das „jüngste Gericht," welches Stürmer und Stilke im Schwurgerichtssaale zu Koblenz malen sollten, dessen Fertigstellung aber verhindert wurde; der erwähnte „Herr Baumeister" ist K. B. J. von Lassaulx. (Vergl. E. Förster, Geschichte d. d. Kunst. V. S. 14. 415.)

Mein lieber Herr Diez!

Da ich glaube, daß unser Herr Baumeister in diesem Augenblick nicht in Koblenz sein wird, so bin ich so frei, Ihnen diesen jungen Mann, Herrn Stürmer aus Berlin, bestens zu empfehlen. Er ist derjenige, der am meisten im Assisen-Saale malen wird. Verschaffen Sie ihm doch die Gelegenheit, das Lokal zu sehen u. s. w. Empfehlen Sie mich ihrer lieben Hausfrau und unsern Freunden. Ich hoffe in kurzem die Freude zu haben, Sie in Koblenz zu sehen. Bis dahin alles gute von Ihrem

P. Cornelius.

München, den 24. September 1822.

Nr. 34.

An den Freiherrn von Simolin in Kurland.

6. September 1823.

Im Herbste 1867 war in Berlin und Leipzig ein Gemälde „Maria mit dem Kinde" ausgestellt worden, welches als ein Werk von Cornelius ausgegeben und für 5000 Thaler zum Kauf angeboten wurde. Zur Beglaubigung der Echtheit war ein Brief von Cornelius an den Freiherrn von Simolin auf Groß-Dselden bei Schrunden

in Kurland aufgelegt. Es hat sich aber ergeben, daß das Bild eine Arbeit Götzenberger's war. Ich selbst habe es, da ich zu jener Zeit mich in Rom aufhielt, nicht gesehen. Der Brief lautet:

Herr Baron!

Ich übersende Ihnen hiermit das versprochene Bild; es hat sich die Vollendung desselben viel länger verzögert als ich selber glaubte. Ich wünsche, daß Sie im Bilde selbst einen Theil der Ursache dieser Verzögerung finden möchten. Um vieles Hin- und Herschreiben zu vermeiden, so setze ich Ihnen gleich den Preis des Bildes hier bei, nämlich . . . zu 11 fl. d. Caroline. Es empfiehlt sich Ihrem gütigen Andenken und verharrt mit ausgezeichneter Hochachtung P. Cornelius.

München, den 6. September 1823.

Näheres über diese Angelegenheit findet man in A. von Zahn's Aufsatz: „Madonna aus Cornelius' Schule" in der Zeitschrift für bild. Kunst. III. (1868) S. 59. Angesichts des demselben beigegebenen Umrißstiches ist Götzenberger's Madonna in der Kunsthalle zu Karlsruhe (Nr. 518.) eine etwas veränderte Wiederholung des fraglichen Bildes.

Nr. 35.

An die Frau Friederike Ringseis in München.

21. September 1824.

Dem Fräulein Emilie Ringseis zu München verdanke ich das nachstehende Schreiben an deren Mutter, welches die Antwort auf den bei Förster (I. S. 325) mitgetheilten Brief der letzteren vom 27. August 1824 ist. Die Urkunde, durch welche Cornelius zum Direktor der Akademie in München ernannt wurde, war dem Medizinalrath Dr. Ringseis vom Ministerium des Innern zur schleunigsten Beförderung an Cornelius zugestellt worden. Die zu dem Briefe gemachten kleinen Anmerkungen rühren von Fräulein Ringseis selbst her. Inzwischen ist der Brief auch in den „Historisch-politischen Blättern," Band 81 (1878) S. 811, zum Abdruck gebracht worden.

An die Frau Medizinalrath F. Ringseis, Wohlgeboren in München.

Verehrteste Freundin!

Ich sehe es als eine gute Augurie an, daß ich aus den Händen einer der schönsten und geistreichsten Damen meines neuen Vaterlandes, die Urkunde meiner Kunst-Königs-Würde daselbst empfangen habe. Offenbar ist dieses die entgegengesetzte Stimme, die den Macbeth als König begrüßte, und so werden die Folgen auch die entgegengesetzten sein.

Ich bitte mein Andenken bei Ihrer interessanten Reisegefährtin[1]) und der schönen Fräulein Therese[2]) zu erneuen; auch wäre ich sehr begierig zu wissen, was Sanct Klink[3]) in Rom macht?

Mit ausgezeichneter Verehrung Ihr P. Cornelius.

Düsseldorf, den 21. September 1824.

Nr. 36.

Die Berufung des Malers J. Schnorr von Carolsfeld nach Deutschland.

1824—1826.

An dieser Stelle muß ich jenes Briefwechsels aus den Jahren 1824 bis 26 Erwähnung thun, welcher sich auf die Berufung des damals zu Rom weilenden Schnorr nach Deutschland bezieht. Zuerst wollte Cornelius, daß Schnorr sein Nachfolger in der Stelle des Akademie-Direktors zu Düsseldorf würde, und als dies nicht durchzusetzen war, betrieb er die Anstellung desselben als Professor an der Akademie zu München. Die gesammten Schriftstücke, welche sich auf diese Angelegenheiten beziehen, waren mir von dem verewigten Schnorr selbst mitgetheilt worden, und ich habe sie in den Aufsatz „Zur Erinnerung an Julius Schnorr von Carolsfeld" vollständig aufgenommen und auch, soweit es angemessen erschien, erläutert. (Kunstgeschichtliche

[1]) Frl. Regine von der Thann, nachmalige Frau Dr. Horner aus München.

[2]) Frl. Therese von Schilcher aus München.

[3]) Maler Glink aus München.

Vorträge und Aufsätze. Braunschweig 1877. S. 214—227.) Ich muß auf diese Schrift wegen des Näheren verweisen.

Nr. 37.

An den Buchhändler G. Reimer in Berlin.

20. Oktober 1825.

Der zweite der oben (S. 282.) erwähnten, mir von Herrn H. Reimer gütigst mitgetheilten Briefe bezieht sich auf die Tilgung einer Schuld, die Cornelius gegen Reimer hatte. Dieselbe muß ziemlich bedeutend gewesen sein und war vermuthlich durch Vorschüsse entstanden, welche Reimer auf die geplante, jedoch nicht zu Stande gekommene Glyptothek-Unternehmung hin an Cornelius geleistet hatte. Merkwürdig bleibt, daß Cornelius auch noch in jenen Jahren, wo er doch ausreichende Einnahmen hatte, in Geldverlegenheiten war, und daß er auch nach seiner Anstellung in München, wo er 3600 Gulden allein an Gehalt bezog, nicht in der Lage war, mehr als 50 fl. monatlich an Reimer abzutragen. Jedoch verweise ich auf die bezügliche Aeußerung S. 59, wo Cornelius sagte, er sei damals herzlich schlecht bezahlt worden. Der Brief lautet:

München, den 20. Oktober 1825.

Mein theuerster Freund!

Es wäre zu weitschweifig, Dir alles Gute und Ueble herzuerzählen, was mich abgehalten hat, Dir zu schreiben, und endlich eine Sache in Gang und Geleise zu bringen, wovon schon so oft die Rede gewesen; ich meine die Berichtigung meiner Schuld. — Vor der Hand kann ich Dir nur einen etwas langsamen Weg vorschlagen, aber ich hoffe zu Gott, daß bald ein anderer gefunden wird. Ich kann Dir, lieber Freund, vor der Hand nicht mehr als 50 fl. monatlich auszahlen. Wenn Du dieses vor der Hand von mir als ein Zeichen meiner Bereitwilligkeit, bis zu einer günstigeren Gelegenheit, annehmen willst, so sei doch so gut und nenne mir hier ein Haus, wo ich jeden Monat benannte Summe entrichten kann. —

Ich muß mich in einem Briefe an Dich kauderwälsch ausgedrückt haben, indem Du darin gefunden oder herausgelesen hast, was mir selbst im Traume nicht eingefallen wäre. Aber darin hast Du recht, daß ich Dein großer Schuldner bin, nicht blos durch Das, was Du mir für meine geringen Leistungen hast zukommen lassen, sondern durch die Art und Weise. Erhalte mir Deine Liebe; den Deinigen die herzlichsten Grüße sowie dem edlen Schleiermacher von Deinem treu ergebenen

Cornelius.

An
Herrn Reimer
Buchhändler
in
Berlin.

Durch einen Freund.

Nr. 38.

An den Maler F. Gérard in Paris.

29. August 1828.

In meinem Cornelius-Buche (S. 360.) hatte ich, nach dem bei Raczynski gegebenen französischen Texte, in der Uebersetzung einen Brief François Gérard's an Cornelius vom 28. September 1828 mitgetheilt. Inzwischen ist der Briefwechsel Gérard's (Paris 1867) herausgegeben worden, und dieser enthält (S. 180.) das Schreiben von Cornelius, auf welches jener Brief die Antwort ist. Ich gebe das Cornelius'sche Schreiben hier im französischen Originaltexte wieder.

Munich, 29. août 1828.

Monsieur le baron,

Je saisis l'occasion que me présente l'envoi du diplôme de notre Académie, pour vous exprimer les sentiments de reconnaissance que j'éprouve pour les témoignages de faveur et d'amitié que vous m'avez fait parvenir plusieurs fois par M. Gau et par d'autres artistes allemands. Je ne croirais pas aimer passionément mon art, si je n'étais pas extrêmement sensible pour l'accueil favorable que

mes productions ont trouvé devant vos yeux; je m'en félicite d'autant plus que je crois reconnaitre dans vos travaux, en général, le même principe qui a réglé ce que j'ai essayé en peinture. Puis, comme je me flatte d'avoir contribué tant soit peu à la renaissance de la peinture d'histoire en Allemagne, je trouve un grand encouragement de poursuivre ma route dans l'approbation d'un maître étranger, dont la gloire n'a jamais été contestée.

Agréez, Monsieur, l'assurance de la plus haute estime avec laquelle j'ai l'honneur d'être

Monsieur le baron
votre très-humble et très-obéissant serviteur
P. v. Cornelius.

Nr. 39.

An den Maler Karl Hermann in München.

28. Januar 1831.

In einem Briefe von Cornelius vom 28. Januar 1831 an seinen Schüler und Freund Karl Hermann, welcher in einem längeren Aufsatz über den letzteren im „christlichen Kunstblatt" von 1881 (S. 71.) enthalten ist, findet sich eine inhaltreiche Stelle über das Verhältniß von Cornelius zu dem Kunsttreiben jener Zeit, die bezeugt, wie er die Gefahr, welche, selbst auf der Höhe seines Wirkens in München, seinen Anschauungen und Zielen fort und fort drohte, klar erkannte. Dieser Widerstreit und Kampf begleitete ihn durch sein ganzes Leben. (S. 187.)

Es ist eine Prüfung über Die ergangen, die das Edlere in der Kunst gewollt; unter den Wenigen, die Farbe gehalten, stehst Du oben an; aber auch Andere von dem jüngeren Nachwuchs haben sich wacker gehalten und thun's noch. Die schwerste Versuchung, die sie noch zu bestehen haben, ist der augenblickliche Ruhm und Vortheil der sogenannten Schadow'schen Schule. Wenn wir uns bemühen, Dinge, die seit mehr als tausend Jahren auf irgend eine Weise die Herzen und Geister der Menschen erfüllten, durch die Kunst ins Leben zurückzurufen, Das durch dieselbe dem erbärmlichen

modernen Treiben entgegenzustellen, was tief in der Natur oder dem menschlichen Geiste und der Seele begründet ist, so schmeicheln sie dem Lügengeiste, geben ihm Salbung und Weihe durch die Kunst. Und in dem Maße, wie wir im Zwecke verschieden sind, so sind wir's auch in den Mitteln und Wegen. Aber diese modernen Nebel werden, wie so viele andere, zergehen und das Tüchtige wird bleiben. Es werden gewiß andere Zeiten kommen! Und wenn das auch nicht wäre, so müssen wir uns, wie Hamann sagt, an dem Vorgeschmack einer bessern Zukunft stärken.

Nr. 40.

An einen unbekannten Grafen.

18. Februar 1837.

An wen der folgende Brief, der sich auf der königlichen Bibliothek zu Berlin in der ehemaligen Radowitz'schen Autographen-Sammlung (Nr. 8208) befindet, gerichtet ist, vermag ich nicht zu sagen. Das Rückblatt, auf welchem die Aufschrift stand, scheint abgeschnitten zu sein. Am ehesten möchte man an den Grafen Raczynski denken, aber dieser hätte den Brief nicht aus Händen gelassen, sondern sorgfältigst aufbewahrt, wie aus den weiter hinten folgenden Mittheilungen über sein Verhältniß zu Cornelius klar hervorgehen dürfte; auch glaube ich nicht, daß Raczynski Güter in Pommern besaß. Der Brief ist die Antwort auf ein Schreiben, welches von einer Sendung pommerscher Gänse oder Gänsebrüste begleitet gewesen war.

Hochgeborener
hochverehrter Herr Graf!

Es war am Neujahrstage als ich, prophilaktisch behandelt, Stube und Bett hüten mußte; da erschien Ihr heiteres und so gütiges Schreiben, welches mich herzlich lachen machte. Mit ihm kam eine ganze duldsame Congregation. Wie wurde es mir bei ihrem Anblick begreiflich, daß einst ihre Schwestern in ihrem Leben das Capitol retteten, da diese noch nach ihrem Tode mit so viel Wunderkraft begabt sind. Mein edler Herr Graf! es wäre mir jetzt eine Kleinigkeit, Ihnen ein paar hundert Stück ordentlicher

Gründe vorzuzählen, warum ich erst jetzt Ihnen meinen verbindlichsten Dank abstatte, aber ich weiß, es ist Ihnen nicht damit gedient. Sie sehen mir lieber etwas durch die Fingern, und lassen fünfe gerade sein. — Nur mit einem Grund erlaube ich mir, Sie, meinen Wohlthäter, dennoch zu verfolgen. Ich habe nämlich, Ihrem Beispiele folgend, lange geforscht, ob ich nicht auch bei Ihnen irgend einen Mangel entdecken könnte, um ihn alsdann (so wie Sie es mit so großem Erfolg bei mir gethan) zu ergänzen; aber nie waren Forschungen erfolgloser als die meinigen. Denn Sie besitzen nicht allein Ländereien auf dem Parnaß, sondern auch in Pommern und wer weiß wo! Sie reiten nicht allein den Pegasus, sondern auch die schönsten Mecklenburger oder was Sie sonst wollen. Ich wünschte, Sie wären wenigstens nicht so tugendhaft, so könnte ich Ihnen doch noch mein jüngstes Gericht zum abschreckenden Beispiel schicken, und vielleicht etwas zu Ihrem Seelenheil beitragen.

Wenn Sie, mein edler Herr Graf, alles Obige als Scherz nehmen mögen, so bitte ich aber doch in vollem Ernste überzeugt sein zu wollen, daß sich meiner (durch so viel Schönes, Liebenswürdiges und Edles was ich von Ihnen vernommen habe) ein Zug von Verehrung und Liebe zu Ihnen dergestalt bemeistert hat, so daß ich sehnlichst wünsche, es möchte in Ihnen das Verlangen rege werden, einmal unser München sehen zu wollen. Ich würde dann alles aufbieten, die günstige Meinung, die Sie von mir hegen, für immer zu befestigen.

Vor der Hand bitte ich die Aeußerungen der wärmsten Verehrung freundlich aufnehmen zu wollen, in welchen verharrt

Euer Hochgeboren

ganz ergebener

P. v. Cornelius.

München, den 18. Februar 1837.

Nr. 41.

Erklärung, das Verlagsrecht der Glyptothek-Malereien betreffend.

24. März 1837.

Wortlaut der Erklärung, durch welche Cornelius das Verlagsrecht an seinen Glyptothek-Malereien dem bibliographischen Institute zu Hildburghausen übertrug:

Mit Höchster Bewilligung Sr. Majestät des Königs, die mir gnädigst ertheilt worden ist, überlasse ich dem löblichen bibliographischen Institut, in Hildburghausen, Amsterdam und Philadelphia domizilirt, für sich und seine Nachfolger, das ausschließliche Recht der Nachbildung, es sei durch Stich, Radirung oder Zeichnung in oder auf Metall, Stein oder sonstigem Material, aller meiner Fresken im Glyptothek-Palast zu München (im sogenannten Götter- und im Heldensaale desselben) mit oder ohne Beschreibung und den Verlag solcher Nachbildungen mit allen mir, als ihrem Urheber, zustehenden Rechten für alle Zeiten und ich bekenne Valuta dafür empfangen zu haben.

München, den 24. März 1837.

P. v. Cornelius.

Diese Valuta betrug nach den Mittheilungen E. Förster's in dem „Gedenkbuche ꝛc." (II. S. 13.) nur 1500 Gulden. Dort ist auch noch einiges Weitere in dieser Angelegenheit gesagt. Für eine geringe Summe Geldes hatte Cornelius wichtige Rechte für alle Zeit dahin gegeben, ohne daß dem Erwerber dieser Rechte nur die geringste Verpflichtung auferlegt worden war. So konnte es kommen, daß die Unternehmung sehr lässig betrieben wurde und mit drei Blättern endlich stecken blieb.

Nr. 42.

An den Maler Joseph Anton Koch in Rom.

14. August 1838.

Im Jahre 1838 hatte sich Cornelius an den Fürsten Metternich in Wien gewandt, um die Bewilligung eines Jahrgeldes für den alten Joseph Anton Koch aus österreichischen Staatsmitteln zu erwirken. Ich habe diese Angelegenheit in meinen „Deutschen Kunststudien" (S. 358/362) ausführlich dargelegt und theile hier nur den Brief mit, in welchem Cornelius dem alten Koch in Rom die Gewährung eines Jahrgeldes von 600 Gulden mittheilt. Der Brief ist mir von Koch's Schwiegersohne, dem inzwischen auch verstorbenen Maler M. Wittmer zu Rom, mitgetheilt worden.

München, den 14. August 1838.

Verehrtester Freund!

Meine selige Großmutter pflegte immer zu sagen: einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul, eine Laus im Kraut ist besser als gar kein Fleisch, und besser einen Spatz in der Hand als einen Adler auf dem Dache, denn wenn's nicht immer regnet, so träufelt's doch zuweilen; ogni calci' in culo fa andar un pass' avanti, und einen Apfel für den Durst verschmäht auch nicht einmal der Hanswurst, und wer den Kreuzer nicht ehrt, ist des Thalers nicht werth; besser demüthig reiten als wehmüthig gehen, besser trinken und hinken, als nicht trinken und doch hinken ꝛc. ꝛc.

Und so müßt Ihr Euch auch vor der Hand mit 600 fl. Konventions-Münze jährlich begnügen, welche Euch der Kaiser als Pension ausgeworfen hat. Diese Nachricht, die ich so eben von dem wackern Grafen Kolowrat erhalten habe, beeile ich mich Euch hiermit zu communiziren und verbleibe Euer treuer und aufrichtiger Freund und Verehrer

P. Cornelius.

Nr. 43.

An einen ungenannten Grafen in Paris.

4. August 1839.

Aus der ehemaligen Rudolf Weigel'schen Autographen-Sammlung hat mir der verewigte Dr. Andresen auch das nachstehende Schreiben mitgetheilt, dessen Empfänger leider nicht genannt ist.

Sehr verehrter Herr Graf!
Werther Freund!

Der Ueberbringer dieses ist der Sohn des Ministerialraths v. Bernard. Er ist Militärarzt und gedenkt seine Studien in Paris fortzusetzen; er ist ein gebildeter, gesitteter und unverdorbener junger Mann. Ich stehe daher garnicht an, ihn nach dem Wunsche seines Vaters, Ihnen verehrter Herr Graf bestens zu empfehlen.

Mein jüngstes Gericht wird bis zum Herbst zusammen kommen. Ich

bitte mein Andenken bei unsern gemeinsamen Freunden und Bekannten gefälligst erneuern zu wollen, und verbleibe mit Verehrung Ihr dankbarer

P. v. Cornelius.

München, den 4. August 1839.

Nr. 44.

An den Kupferstecher J. Thaeter in Dresden.

13. Februar 1845.

Vier Briefe, welche Cornelius an Julius Thaeter in den Jahren 1845 bis 1848 wegen des Stiches der Entwürfe zur Friedhofshalle gerichtet hatte, hat mir der verewigte treffliche Stecher noch selbst in Abschriften mitgetheilt und denselben auch kurze Erläuterungen beigefügt, welche ich ebenfalls hier wiedergebe. Den letzten dieser Briefe habe ich im Zusammenhange ausführlicher Mittheilungen über Thaeter in meinen „Kunstgeschichtlichen Vorträgen und Aufsätzen" (S. 297) schon einmal zum Abdruck gebracht, doch kann er auch hier nicht fehlen.

Ich schicke Ihnen hierbei, verehrter Freund! die dritte Zeichnung, welche die zweite Wand bildet, und habe nur zu erinnern, daß die Gruppen, welche die Seligkeiten vorstellen, ihre Plätze wechseln müssen, und zwar so, daß die Gruppe der Barmherzigen die Stelle der Friedfertigen einnehmen soll.

Ich bin noch immer mit der dritten Wand beschäftigt, mit welcher ich schon im Dezember fertig zu werden glaubte; so verrechnet man sich! Ich habe es von jeher zu meinem Nachtheile gethan.

Lassen Sie bald etwas von sich hören, und wie weit die Arbeit gediehen ist. Nebst herzlichen Grüßen ganz der Ihre

Dr. P. v. Cornelius.

Berlin, den 13. Februar 1845.

Zur Erläuterung.

Der Unterzeichnete, an den dieser Brief gerichtet ist, war auf ausdrückliches Verlangen des Meisters Cornelius mit dem Stich seiner Ent-

würfe zur „Friedhofshalle“ (Campo santo) von dem Verleger dieses Werkes, Herrn Georg Wigand in Leipzig, beauftragt worden. Auf diese Arbeit nun bezieht sich sowohl dieser wie die folgenden drei Briefe, welche hier beiliegen, und sämmtlich nach Dresden gerichtet sind, wo der Empfänger damals lebte und arbeitete.

Julius Thaeter.

Nr. 45.

An den Kupferstecher J. Thaeter in Dresden.

11. März 1845.

Ich habe meine Sachen so geordnet, daß ich bis Sonnabend den 15. dieses von hier abreisen kann; aber ich fürchte, daß durch eintretendes Regenwetter die Wege unpraktikabel und mich zwingen werden, noch etwas hier zu verweilen. Obschon ich auf der Platte nicht recht Ihre Arbeit beurtheilen kann, so würde es dennoch für die Sache im Ganzen ersprießlich sein, wenn wir uns noch einmal über manches besprechen könnten.

Auf Ihre Anfrage in Betreff des Hrn Hofraths Müller habe ich zu erwidern, daß ich nur eine, aber eine große und umfangreiche Zeichnung zu meiner Verfügung habe, nämlich die des Glaubensschildes, welcher jetzt in Silber, geschnittenen Steinen, Email ꝛc. als Pathengeschenk des Königs für den Prinzen von Wales ausgeführt wird. Wenn ich nicht irre, so haben Sie die Zeichnung gesehen. Unter hundertundzwanzig französische Louisd'ors gebe ich sie aber nicht weg. Dieses wird dem Hrn Müller wohl zuviel sein. Sollte er sie aber doch dafür nehmen wollen, so lassen Sie mich gefälligst so bald als möglich etwas davon wissen. Ich bringe sie dann mit nach Leipzig. Ich habe aber noch hinzuzufügen, daß dieses Werk in Kupfer erscheinen wird, sobald der Schild fertig und in London angelangt ist.

Ueber meine Abreise von hier werde ich Ihnen auf jeden Fall das Nähere zur rechten Zeit mittheilen.

Mit aufrichtiger Freundschaft Ihr

P. Cornelius.

Berlin, den 11. März 1845.

Zur Erläuterung.

Meister Cornelius kam wirklich am 15. März Nachmittags mit seiner Gemahlin (der zweiten) in Leipzig im Hôtel de Pologne mit Extrapost (er mochte nicht die Eisenbahn benutzen) an, und wurde dort von Herrn Wigand, dem Direktor Neher und meiner Wenigkeit empfangen. Sofort verlangte er, die von mir mitgebrachte Platte zu sehen, und schien sehr befriedigt zu sein.

Abends hatte Herr Wigand in seinem Hause ein splendides Abendessen angeordnet, wozu noch, außer Neher und mir, einige Kunstfreunde und Verehrer des Meisters eingeladen waren, von denen ich mich noch des Hrn Dr. Härtel erinnere. Leider war Cornelius — obwohl anfangs sehr heiter und munter — doch von der Reise so ermüdet, daß er nicht so lange blieb, als es wohl von Allen gewünscht wurde.

Am andern Morgen setzte er seine Reise nach Rom fort.

Der im zweiten Theile dieses Briefes erwähnte Hofrath Müller, ein bekannter Kunstfreund und Handzeichnungensammler in Dresden, hatte mich beauftragt, bei dem Meister Cornelius irgend eine Handzeichnung für seine Mappe zu erwerben; doch die hier genannte schien ihm zu umfangreich zu sein. Julius Thaeter.

Nr. 46.

An den Kupferstecher J. Thaeter in Dresden.

21. Januar 1847.

So kann ich Ihnen, verehrter Freund, denn endlich die letzte Zeichnung schicken; war's doch als hätte sich alles dagegen verschworen. Weit über alle meine Berechnung dauerte die Arbeit. Als ich dann damit fertig war, erkrankte der König; sie abzuschicken, ohne daß er sie gesehen, daran war nicht zu denken, weil er einen zu großen Antheil an diesem Werke nimmt. — Jemehr ich Ihre mir zurückgelassenen Probedrucke ansehe, jemehr finde ich, daß die zu breiten Linien im Kupfer sich nicht gut machen, und bitte, sie feiner zu halten, um sicher zu gehen; so würden Sie am besten thun, wenn Sie immer die äußere Grenze des Bleistiftstriches nehmen. Besser die Formen werden etwas breit als zu mager. — Alle Felder, welche ich

in der Zeichnung leer gelassen habe, werden grade so wie in der Nr. 3 ausgefüllt.

Ich bitte, Schnorr aufs beste zu grüßen. Leben Sie wohl! und melden Sie mir doch mit ein paar Worten den Empfang der Zeichnung.

Ihr

P. v. Cornelius.

Berlin, den 21. Januar 1847.

Zur Erläuterung.

Cornelius hatte im Anfange gewünscht, ich solle die Konturen kräftig und breit halten.

Julius Thaeter.

Nr. 47.

An den Kupferstecher J. Thaeter in Dresden.

25. Januar 1848.

Berlin, den 25. Januar 1848. (Nach dem Poststempel: Februar.)

Wie sehr bin ich Ihnen, mein verehrter Freund, zu Dank verpflichtet, daß Sie diese Entwürfe zum Camposanto mit ebensoviel Geist und Empfindung als rechtem Verständniß in Ihre Kunst übertragen haben; zumalen da diese Arbeit für den Kupferstecher nicht das Lohnende als eine ausgeführte Arbeit hat. Wenn Sie aber in der Befriedigung des Erfinders einige Genugthuung finden, so können (Sie) derselben im höchsten Grade versichert sein.

Sie werden denselben am Schlusse noch einige kleine Wünsche zu gute halten, deren Gewährung ihm noch am Herzen liegt. — Es sind nämlich manche Stellen und einzelne Köpfe und Theile allzu zart und unkräftig, ohne daß es durch Entfernung oder sonst etwas motivirt ist, z. B. der Christuskopf und die der Apostel bei dem Gichtbrüchigen, ebenso die Pharisäer, der obere Theil des kranken Mädchens und ihrer Mutter bei Petrus, der Kopf und rechte Arm des Engels beim Cornelius und sein eigener; auch könnte sein Hinterhaupt um ein Haar vergrößert werden.

Den Carton werden Sie in wenig Tagen erhalten. Die Größe, in welcher Sie ihn zu stechen gedenken, ist ganz nach meinem Wunsche. Es

wäre mir lieb, wenn Sie den Carton im Monat August entbehren könnten; es soll dann in Cöln während des großen Dombau-Jubiläums eine Auswahl meiner Cartons ausgestellt und der Ertrag für den Bau verwandt werden. Sie sehen, es ist eine große Kunst- und National-Angelegenheit, die mir ungemein am Herzen liegt. Dieser Carton darf nicht fehlen, er spricht am meisten an. Die Kosten werden erstattet; schreiben Sie bald darüber etwas Günstiges Ihrem Freund

P. Cornelius.

Zur Erläuterung.

Hier ist von der 3. Wand des Camposanto die Rede, welche auch, abgesehen von der mir im vorigen Briefe gegebenen Weisung, bedeutend feiner gezeichnet war, als die beiden vorhergehenden. Das ganze Werk war im Stiche fertig, und so kommt es, daß der Meister schließlich noch seine Wünsche ausspricht.

Der am Schlusse des Briefes genannte Carton ist der mit den apokalyptischen Reitern, welchen ich ebenfalls für Herrn Wigand zu stechen übernommen hatte. Julius Thaeter.

Nr. 48.

Ein Sinnspruch.

1850.

Wie ich in meinem Cornelius-Buche (S. 421) mitgetheilt habe, hat Cornelius den Entwurf zu der Darstellung „Petrus und der Zauberer Simon in Samaria" auf der Besitzung des Malers G. H. Crola (1804—1879) in Ilsenburg am Harze gemacht, als er daselbst mit seiner Familie, Frau und Tochter, zum Besuche weilte. Cornelius kannte Crola schon von München her. Der Aufenthalt in Ilsenburg fiel in den Sommer 1850. Dort malte er auch einige Figuren in eine Landschaft Crola's hinein, und Frau Crola zeichnete ein Bildniß von Cornelius, unter welches er folgende Zeilen schrieb:

Zweifeln mag und grübeln im Reiche des Wissens der Forscher,
Doch in der Sphäre der Kunst erleuchte der Glaube die Bahn!

P. v. Cornelius.

(Leipziger Kunstchronik 1880 Sp. 532.)

Diese Verse theilte Cornelius auch einmal gesprächsweise an Max Lohde mit, der sie in seinen „Gesprächen" (Zeitschr. f. bild. Kunst III. 1868, S. 31) wiedergegeben hat. Erola bewahrte für Cornelius ein treues Angedenken und war auch zu den Begräbnißfeierlichkeiten im März 1867 eigens nach Berlin gekommen.

Nr. 49.

Ein Gedicht als Stammbuchblatt.

Januar 1852.

Herr Geheimrath von Loeper in Berlin ist im Besitze eines Stammbuchblattes oder, wie er es nennt, eines aristophanischen Gedichtes von Cornelius, welches folgendermaßen lautet:

Ungestraft bleibt nie ein Deutscher, der nach männlich Hohem ringt,
Und das große Heer der Grauen aus dem Eselstrabe bringt;
Das an helle Geistesflammen setzt die Kochschmorbratenpfannen,
Und die Hippokrene leitet in die Waschscheu'rbadewannen.

Berlin im Januar 1852.

Dr. Peter Cornelius.

Dasselbe Gedicht ist bereits in etwas erweiterter Fassung im Kataloge des Museums zu Köln (Ausg. v. 1875. S. 195.) von Johannes Nießen mitgetheilt worden:

Ungestraft bleibt nie ein Deutscher, der nach männlich Hohem ringt,
Und die große Zahl der Grauen aus dem Eselstrabe bringt,
Die an helle Geistesflammen setzen Kochschmorbratenpfannen
Und die Hippokrene leiten in die Waschscheuerbadewannen.
Hinter Dante's weißer Fahne taumelt dämmernd dies Geschlecht
Von der Hölle selbst verstoßen, weil's zu jämmerlich und schlecht.

Es scheint danach, daß das Gedicht eine ältere Erfindung von Cornelius ist, die er für das Stammbuchblatt von 1852, mit Hin-

weglassung der beiden letzten Zeilen, verwandte. Diese beiden letzten Zeilen brachte er auch einmal in einem Gespräche mit mir, als von Leuten die Rede war, die nach seiner Meinung verdienten hinter Dante's Fahne herzulaufen, vor und sagte:

Ich habe mal einen Vers gemacht, der lautete ungefähr so:

Hinter Dante's weißer Fahne
Muß einherzieh'n dies Geschlecht
Für den Himmel ist's verloren,
Für die Hölle ist's zu schlecht.

Der Gedanke bezieht sich auf Inferno III. 52 u. ff., doch ist die Fahne nicht weiß; sie dreht sich schnell. Die zahllosen Leute, die ihr folgen, nennt der Dichter „a Dio spiacenti ed ai nemici sui."

Nr. 50.

Ein Stammbuchblatt.

3. Juli 1852.

Aus demselben Jahre 1852 rührt ein anderes Stammbuchblatt her, welches Cornelius auf Wunsch des Herrn Richard Zeune in Berlin für dessen Autographensammlung geschrieben, und das er demselben mit den Worten überreicht hatte: „Hier haben Sie mein neuestes Opus!" Das kleine Gedicht lautet:

Stets Prokrustes' Künste übend ist gar thätig der Philister,
Nach dem eignen winz'gen Maßstab auch Titanenleiber mißt er.
Ohne Tugend, ohne Laster, doktrinair und theoretisch,
Ist er stets in bester Fassung, salbungsvoll und gravitätisch.

Berlin, den 3. Juli 1552.

Dr. P. v. Cornelius.

Nr. 51.

An die Kunstakademie zu Florenz.

1853.

Die Ernennung zum Ehren-Mitgliede der Kunstakademie zu Florenz hatte Cornelius mit einem Dankschreiben beantwortet, dessen Entwurf sich im Besitze des Herrn Professor Dr. Ernst aus'm Weerth zu Kessenich bei Bonn befindet. Er ist von Cornelius selbst mit Bleistift geschrieben, doch ist auf dem Rückblatte des Papieres eine italienische Uebersetzung von andrer Hand beigefügt. Nach der Erklärung des Besitzers gehört dies Schriftstück dem Jahre 1853 an. Der deutsche Text lautet:

Daß die Akademie der schönen Künste in Florenz mich zu ihrem Ehren-Mitglied ernannt hat, erfüllt mich mit dem wärmsten Dank. Ich bitte Sie, Herr Präsident, diesen Dank Ihren verehrten Herren Collegen in meinem Namen aussprechen zu wollen, und daß ich dem schönen Florenz, dessen großer Schuldner ich als Künstler schon von Jugend an war, nun doppelt verpflichtet bin.

Es empfiehlt sich mit dem Ausdruck aufrichtiger Verehrung ꝛc.

Der Brief Nr. 10 vom 10. Januar 1812 (S. 233) giebt Aufschluß über die Bedeutung des Schlußgedankens. Cornelius sagt daselbst, daß sich ihm in Florenz „zum ersten Male alle Herrlichkeiten Italien's aufthaten" und daß er „den einzigen dort zugebrachten Tag nicht für viele Jahre seines Lebens hingäbe."

Nr. 52.

An den Maler Franz Schubert in Berlin.

13. Juli 1856.

Im Frühjahre 1856 hatte Cornelius seine „Erwartung des Weltgerichtes" von Rom nach Berlin geschickt, wo sie öffentlich

ausgestellt wurde. Unter andern Freunden und Verehrern hatte ihm auch sein ehemaliger Schüler Franz Schubert einige beglückwünschende Worte übersandt, worauf dann Cornelius ihm folgende Antwort zugehen ließ.

Frascati, 13. Juli 1856.

Mein lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren herzlichen und so warm empfundenen Brief vom 5. Juli. Ich sehe daraus, daß Sie mein Werk und das, was ich gewollt, verstanden haben. Die Freude, die das einem Künstler gewährt, ist der beste Lohn für Mühe und Anstrengungen und kann nicht entbehrt werden. Es ist etwas anderes als gewöhnlicher Ehrgeiz, der eitle Posaunenstöße und Lobhudelei will. Ich kann nicht bergen, daß es mir lieb gewesen wäre, wenn Sie mir einige Nachrichten über die Eindrücke und die Aufnahme, die dieses Werk in Berlin gemacht und gefunden hat, hätten geben wollen, wären es auch nur Andeutungen von den verschiedenen Aufsätzen gewesen, die ein solches Werk erhalten muß. Ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie das noch nachholen wollten.

Da ich Berlin kenne, so mache ich mir keine Illusionen. Aber ich habe, wie Hamann, den Vorgeschmack einer bessern Zukunft, und weiß, daß der Samen, den ich Berlin eingestreut habe, endlich doch einmal aufgehen wird. Sie brauchen mich also nicht zu schonen, und schreiben mir alles wie's ist.

Mit aller Liebe Ihr alter Meister und Freund

P. v. Cornelius.

Nr. 53.

An den Kunsthändler Fr. Bruckmann in Frankfurt.

3. Februar 1857.

Das nachstehende Schreiben ist an den Kunsthändler Friedrich Bruckmann, damals zu Frankfurt am Main später zu München ansässig, gerichtet, welcher die „Lady Macbeth" nach Cornelius im

Stiche von J. Burger verlegt hat. Ich gebe diesen Brief genau in der Schreibweise der Urschrift wieder:

Euer Wohlgebohren!

Ich begreiffe es vollkommen daß Ihnen die versagte Conzession für Ihr Artistisch-Literarisches Institut in Preussen von Nachtheil sein kann. Was aber die Bewilligung für die Herausgabe meiner Cartons für das Campo-Santo betrift so ist dieses meine Sache, die ich vollkommen und ohne große Anstrengung zu erreichen wüste. In Bezug auf Hl. Keller kann ich Ihnen versichern daß sich derselbe in einem Schreiben an den Pater Bernardus dahier in einem ganz entgegen gesezten Sinne ausgesprochen hat, er rechne es sich nehmlich zur Ehre und es würde ihm die größte Freude gewähren die Erwartung des Weltgerichts mit Hülfe seines Bruders stechen zu können. —

Es ist ganz in der Ordnung daß jeder seine Schritte nach der Länge der Beine mißt, aber es wäre mir äußerst wünschenswerth gewesen, wenn Sie die Güte gehabt hätten mich früher von Ihrer veränderten Willensmeinung zu unterrichten, es wäre mir dadurch manches Fatale und Nachtheilige erspahrt worden.

Was die Zeichnung der Lady Macbeth betrift so errinnere ich mich allerdings der Verabredung die Zwischen uns statt gefunden hat, meiner Zusage gemäß stelle ich sie nun allerdings zu Ihrer Verfügung nebst dem ausschließlichen Verlagsrecht; was nun die Ausführung des Stichs betrieft so wünsche ich daß dieselbe nicht Hl. Ufer sondern einem andern Schüler Thäters Herrn Burger, der sich seid einiger Zeit hier befindet anvertraut würde, er übertrift nicht allein seine Mitschüler in seiner Kunst sondern (meiner Meinung nach) auch den Meister so daß ich ihn für größere und große Aufgaben, wie sie vorkommen werden, in Vorschlag zu bringen gedencke. Ufer ist ohne hin für jetzt ja beschäftigt, und es wird ihm an anderweitgen Aufgaben später ja auch nicht fehlen.

Aufrichtig beklage ich Ihr schweres Familien-Unglück, nur der reiche Gott kann Ihnen dafür Ersatz und Trost gewähren.

Ich dancke Ihnen verbindlichst für Ihr Gastfreundliches Anerbiehten, ich werde aber schwerlich jemahls die Ehre haben können davon gebrauch zu machen, weil bey einer Reise nach Berlin, die früher oder später mir bevorsteht, mich nicht über Franckfurt führen wird. Die 1000 fl für die Zeichnung und Conzession der l. M. bitte ich mir hierher anzuweisen.

Indem ich Ihnen das beste Wohlergehen wünsche verbleibe ich in aller Werthschätzung

Ihr ganz ergebenster

Dr. P. v. Cornelius
Palazzo Poli

Rom den 3ten Februar
1857

n. b. Ich bitte mir gefälligst bald anzeigen zu wollen, ob Sie diesen Brief emphangen haben.

Nr. 54.

An den Kaufmann F. Scheidt in Emmerich.

23. Januar 1859.

Zu Anfang des Jahres 1859 wandte sich Herr F. Scheidt, welcher das im Jahre 1809 entstandene Oelgemälde „aufschwebende Kindergestalt" (siehe hier weiter hinten) besaß, an Cornelius mit der Bitte, ihm die Echtheit des Werkes zu bestätigen. Dies Ansuchen war sehr begründet, da das Bild ganz koloristisch behandelt ist, und zwar mit auffallender Fertigkeit, theils an Correggio theils an Rembrandt erinnernd, so daß es von der eigentlichen Art des Meisters sehr abweicht. Aber es ist echt und beweist somit, daß Cornelius, wenn er gewollt hätte, auch ein koloristischer Maler hätte werden können. Cornelius entsprach dem Ansuchen und richtete an Herrn Scheidt einen Brief, dem er die Bescheinigung beifügte. Beide Schriftstücke, nebst dem Bilde, befinden sich in der städtischen Kunsthalle zu Düsseldorf.

Verehrter Herr Scheidt!

Die freundliche, ja liebevolle Aufnahme, die ich einst in Ihrem väterlichen Hause fand, und alles, was ich damals dort erlebte, steht noch, nach einem halben Jahrhundert, lebendig vor meiner Erinnerung.

Indem ich nun von Herzen wünsche, daß beifolgendes Atteſt Ihnen

von einigem Nutzen sein möchte, empfehle ich mich Ihnen; mit aller Verehrung Ihr treu ergebener

Dr. P. v. Cornelius.

Rom, den 23. Januar 1859.

Im Besitze des Herrn Ferdinand Scheidt in Emmerich befindet sich ein Gemälde, das Bild eines Kindes vorstellend, wie es verklärt zur lichten ewigen Heimath emporschwebt, die dunkle Erde unter sich zurücklassend. Es stellt das Porträt des damals plötzlich verstorbenen jüngsten Schwesterchens des Besitzers dar und ist ein Werk von meiner Hand, welches ich im Jahre 1809, im Auftrage der trauernden Eltern, mit aller Liebe und mit allen mir damals zu Gebote stehenden Kunstmitteln ausführte. Dieses bezeuge ich der Wahrheit gemäß mit Unterschrift und Siegel.

Rom, den 23. Januar 1859.

Dr. P. v. Cornelius,

(L. S.) Palazzo Poli.

Nr. 55.

An den Maler H. de Keyser in Antwerpen.

Oktober 1859.

Im Sommer 1859 fand auf Betrieb von Godfried Guffens und Jan Swerts, jenen beiden verdienstvollen vlämischen Malern, zu Brüssel eine Ausstellung von Kartons deutscher Meister statt, auf der die Werke von Cornelius den großartigsten Eindruck machten. Die Zöglinge der Akademien zu Antwerpen und Lüttich brachten dem Meister ein großes, von den Brüdern J. und L. Herman gezeichnetes Blatt, mit einem Gedichte von Em. Schoest, dar, worauf er im Oktober ein Antwortschreiben zu Händen N. de Keyser's, des damaligen Akademiedirektors zu Antwerpen, richtete. Es ist in französischer Sprache in Siret's „Journal des beaux arts" (1859 S. 154) mitgetheilt, und ich gebe es hier in deutscher Sprache wieder. Wegen jener Ausstellung darf ich auf meine „Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856 u. s. w." S. 14 u. ff. verweisen.

Herr Direktor!

Ihr angenehmer Brief vom 15. September hat mir große Freude in verschiedener Hinsicht gemacht, und spreche ich Ihnen dafür meinen besten Dank aus.

Ich bin tief gerührt von den guten Absichten Ihrer jungen Künstler. Allezeit war ich bemüht, meinen Einfluß auf den Geist und das Herz der Jugend auszuüben, und manches Mal habe ich das Glück gehabt, meine Bemühungen gesegnet zu sehen. Ich bitte Sie, in meinem Namen diesen Jünglingen die herzliche Theilnahme auszudrücken, die ich für sie hege, und wie ich lebhaft wünsche, daß das Gute, was sie in meinen Werken gefunden haben, in ihrer Seele und Einbildungskraft keime und dermaleinst reiche Frucht hervorbringe. Das ist mein väterlicher Künstlersegen für sie.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mich durch die schmeichelhafte Aufnahme geehrt fühle, die meine Arbeiten bei einem so ausgezeichnet künstlerischen Volke wie dem Ihrigen gefunden haben, und ich bitte Sie, dies bei passender Gelegenheit in meinem Namen offen aussprechen zu wollen.

Nr. 56.

An den Maler J. Schnorr von Carolsfeld in Dresden.

29. Juli 1861.

Der folgende Brief, den Cornelius bald nach seiner Rückkehr nach Berlin im Sommer 1861 an Schnorr in Dresden richtete und dessen Mittheilung ich dem letzteren selbst zu verdanken habe, bezieht sich auf den schon oben mehrmals erwähnten Musiker Peter Cornelius. Derselbe, ein höchst liebenswürdiger und vortrefflicher Mensch, hatte wenig Sinn für eine bestimmte Ordnung, so daß fortwährend Unregelmäßigkeiten und Störungen, meist ganz harmloser Art, vorkamen. Während er z. B. einmal bei Cornelius in Berlin auf Besuch war und das Mittagessen auf halb zwei Uhr festgesetzt war, kam es vor, daß er sich auf Spaziergängen im Thiergarten vertiefte und erst ein oder zwei Stunden später erschien. Deshalb wurde er im Cornelius'schen Hause scherzweise ciuffoglione genannt. Ich gebe auch diesen Brief wieder genau in der Schreibweise der Urschrift:

Ich habe mein theuerster — Freund dieser Tage ein Schreiben erhalten mit der Adresse Peter Cornelius, es wurde von der Post mit der Bemerkung, „abgereist" an mich geschickt, weil man glaubte daß es an mich gerichtet sei: da ich es aber eine Geldsendung von Weimar war und der Absender sich nicht einmahl genant hatte, so merkte ich, daß es an meinen Vetter gleiches Nahmens gerichtet war. Dieser mein sehr lieber Neffe, ein treflicher höchstbegabter Mensch, ist aber der größte Confusions-Raht von der Welt. Nun geht aber meine Bitte an Dich dahin, Du mögtest doch die Güte haben Dich bey der Polizei erkundigen: ob dieser Peter Cornelius, Musiker, Componist, sich dennoch in Dresten befindet, in diesem Falle bitte ich Dich 1tens diesem Sciufiollione 20 Thaler auszuzahlen, 2tens mich dann von dem Resultat Deiner gütigen Bemühung so bald als möglich in Käntniß zu setzen, damit ich Dir Deine Auslage wieder erstatten oder im nekatiefen Falle anderweitige Erkundigungen einzuziehen. Verzeihe mir mein lieber Freund, daß ich Dich mit solchen Lapalien behellige, aber an wen sonst konte ich mich wenden? warum bist Du so gut? so hülfreich? Wenn Du mir fragst wie es hier mit der Kunst steht? so sage ich Ledern, Ledern und nochmahls Ledern. Grüße mir die lieben Deinigen aufs aller angelegendlichste! so auch Hähnel und den jungen Kunstnachwuchs.

von ganzem Herzen Dein

P. Cornelius

Berlin
den 29ten Juli 1861.

Nr. 57.

An Fräulein Emilie Ringseis in München.

10. Juli 1862.

Fräulein Emilie Ringseis in München hatte die Güte mir auch eine Abschrift des Briefes zukommen zu lassen, den Cornelius an sie im Juli 1862 richtete. Derselbe ist allerdings inzwischen auch bei Förster (II. S. 453) mitgetheilt worden, jedoch nicht vollständig, weshalb ich ihn hier wortgetreu wiedergebe.

An Fräulein Emilie Ringseis in München.

Mein edles Fräulein!

Ein Augenleiden, nicht meine bekannte Schreib-Faulheit, hielt mich ab, Ihren lieben herrlichen Brief gleich zu beantworten; Sie können vielmehr überzeugt sein, daß ich den ganzen Werth Ihrer freundlichen Gesinnung für mich vollkommen zu schätzen weiß. —

Was unsere Reise nach München betrifft, so habe ich außer dem schon Mitgetheilten noch hinzuzufügen, daß ich eine Aufforderung zu einer Konferenz in einer Kunst-Angelegenheit nach Cöln erhalten habe, der ich mich schwerlich entziehen kann, obschon unser ganzes Herz uns nach München zieht.

Das Jubilar-Fest Ihres theuren Vaters hat uns allen hier die größte Freude gemacht; es hat sich da wieder gezeigt, was ein einziger wahrhafter Mann auch noch in unserer Zeit vermag, aber es macht auch München alle Ehre, daß es Ihn so zu würdigen weiß. Die Gesundheit in der bayerischen Natur stößt früher oder später alles Unechte und Wesenlos-Flitterhafte aus.

Unter allen modernen Völker sind wir Deutsche es, die durch einen tief einschneidenden Zwiespalt zerrissen sind, der uns schon öfter an den Rand des Verderbens gebracht hat, und nun wiederum, furchbarer als je, sein Medusenhaupt erhebt. Der Drang vieler Völker nach Freiheit und Nationalität ist eine Krankheit die an Wahnsinn gränzt, aber dieser Paroxismus wird sich austoben und kann dann sogar manches Gute zurücklaßen; doch die furchtbaren Dissonanzen in unserm Vaterlande, werden sie sich je in eine höhere Harmonie auflösen?

Meine Frau und ich grüßen Sie alle aufs angelegentlichste, so wie Fräulein Linder. Die Errinnerung an die schönen Tage in München stehen wie ein holder Traum uns noch immer vor der Seele.

Ein passero solitario arbeite ich, soviel es meine Augen erlauben, aber mit hoher Lust und urkräftigem Behagen; gerade Ihnen möchte ich meine jetzige Arbeit zeigen! Es sind die klugen und thörichten Jungfrauen. Nun Gott befohlen!

Von ganzem Herzen Ihr Freund

P. v. Cornelius.

Berlin, d.
10. Juli 1862.

Nr. 58.

An den Maler M. von Schwind in München.

18. März 1866.

Im März 1866 hatte Schwind an Cornelius die Entwürfe zu den Malereien, die er nachher im Opernhause zu Wien ausgeführt hat, eingesandt. Diese Arbeiten, ganz besonders die Darstellungen zu Mozart's Zauberflöte, machten Cornelius die größeste Freude; sie wurden wiederholt betrachtet und besprochen, und Cornelius ersuchte mich, ihm ein Schreiben, welches an Schwind gerichtet werden könnte, aufzusetzen. Ich folgte dabei ganz seinen Gedanken, möglichst seinen Worten. Das Schreiben, welches aus dem Nachlasse von Schwind auch bei Führich, Moritz von Schwind ꝛc. (Leipzig 1871 S. 100/1) abgedruckt worden ist, lautet:

Verehrter Freund!

So Bedeutendes ich auch von Ihren Entwürfen für das Wiener Opernhaus erwartet hatte, so bin ich doch durch die Zeichnungen, welche Sie die Güte hatten, mir zur Einsicht zu gestatten, außerordentlich überrascht worden. Das im höchsten Sinne musikalische Element haben Sie verstanden gleichsam in Ihre Kunst zu übersetzen, und jene edle Heiterkeit, welche den besten Schöpfungen der Musik eigen ist, mit den Bedingungen stylvoller Malerei glücklich verbunden. Hiedurch ist Ihr Werk ein dem Wesen nach neues geworden, doch diese Neuheit ist nicht Modernität, denn Ihre Entwürfe sind auf dem festen und unabänderlichen Grunde echter und wahrer Kunst erwachsen. Ich wünsche nur, daß Ihr hoher Herr, der Kaiser, Ihnen genügende Zeit und Mittel zur Verfügung stelle, damit Sie die Ausführung im Großen, mit derselben Tüchtigkeit, die in den Entwürfen zu sehen ist, vollenden. Sie werden hierbei dem Realen sicher ein gewisses Recht einräumen, und durch diesen klassischen Realismus, wie er eben in den besten Werken des Alterthums und der großen Meister Italien's sich ausspricht, Ihren Malereien auch im einzelnen vollends diejenige Harmonie gewähren, welche in der Musik als Melodie erscheint.

Herzlich danke ich Ihnen für die freundliche Zusendung dieser schönen Zeichnungen, und verbleibe, Sie bestens grüßend, Ihr alter Freund

Berlin, 18. März 1866. Dr. P. v. Cornelius.

Nr. 59.

An den Minister von Mühler in Berlin.

30. März 1866.

Ich hatte Cornelius gelegentlich von den Freskomalereien, die Ferdinand Wagner am Fuggerhause in Augsburg ausgeführt hat, erzählt und hatte ihm auch Photographien derselben vorlegen können. Die Arbeiten fanden in hohem Grade seinen Beifall, und da die Künstler, welche noch derartige Werke hinstellen konnten, schon sehr dünn gesäet waren, so bestrebte sich Cornelius, einen einflußreichen Wirkungskreis für Wagner zu gewinnen. Da nun die Zustände der Akademie in Berlin sehr traurige waren und die Direktorfrage nicht zur Lösung gelangen wollte, so glaubte Cornelius, daß es möglich sei, mit der sichern Aussicht auf Erfolg, dem Wagner die Leitung dieser Anstalt zu übertragen. Ehe er jedoch an maßgebender Stelle einen bezüglichen bestimmten Vorschlag machen konnte, wollte er natürlich über die Person, den Bildungsgang und die Verhältnisse Wagner's unterrichtet sein. Es gelang mir aber nicht, ihm eine nur irgendwie genügende Auskunft zu verschaffen, bis endlich die Hülfe Schlotthauer's in München in Anspruch genommen wurde. Darauf richtete Cornelius unterm 30. März 1866 das hierunter mitgetheilte Schreiben an den Kultusminister von Mühler, das ich auf seinen Wunsch ihm aufgesetzt hatte. Bald danach begannen die Aufregungen, die dem Kriege vorangingen, und später traten die Störungen in Cornelius' Gesundheit ein, die dessen Ende zur Folge hatten, so daß die Sache, welcher man übrigens im Ministerium keine Neigung entgegen zu bringen schien, nicht weiter betrieben wurde. Eine Mappe mit Zeichnungen, die Wagner eingesandt hatte, um Cornelius einen Einblick in seine Arbeiten zu gewähren, mußte sogar, ohne daß dieser Zweck erreicht worden war, im Dezember wieder an ihn zurückgegeben werden. Ich war im Sommer des Jahres Wagner'n persönlich näher getreten und habe später in meinen „Deutschen Kunststudien" (S. 341—354) einen längeren Aufsatz über ihn und sein Wirken gegeben. Leider war der

treffliche Künstler durch Krankheit und andere Unbill schwer geplagt, so daß es am Ende als ein Glück angesehen werden mußte, wenn er ruhig in seinem Augsburg bleiben konnte und nicht nach Berlin berufen wurde. Nach langem Leiden ist er dann am 13. Juni 1881 zu Augsburg gestorben, 62 Jahre alt.

Der Eingang des Briefes an den Kultusminister zeigt, daß derselbe schon auf Wagner aufmerksam gemacht worden war, doch erinnere ich mich nicht, ob dies auch schriftlich oder nur mündlich geschehen war. Der Brief lautet:

Nachdem alle von mir angewandte Mühe etwas Zuverlässiges über den Maler Ferdinand Wagner zu erfahren, bisher erfolglos geblieben und sich auch in den betreffenden Zeitschriften und Büchern nur ganz unzulängliche, sehr dürftige Notizen finden ließen, ist es mir endlich gelungen, sichere Mittheilungen durch den Professor Schlotthauer in München, meinen langjährigen Freund und treuen Gehülfen, zu erhalten. Ich beehre mich Euer Excellenz hierbei eine Abschrift des bezüglichen Theiles aus Schlotthauer's Schreiben zu überreichen und bemerke, daß das Urtheil dieses Mannes ebenso zuverlässig als kompetent ist. Wagner ist, soviel ich urtheilen kann, in ernster Zurückgezogenheit und männlicher Bescheidenheit zu einem Künstler geworden, von dem ich nach Allem, was ich erfahre, die günstigste Meinung hege. Ohne Euer Excellenz auch nur entfernt vorgreifen zu wollen, kann ich doch meine Ansicht nicht unterdrücken, daß die Gewinnung dieses Mannes voraussichtlich eine sehr glückliche sein müßte; mein unmaßgeblicher Rath würde deshalb dahin gehen, daß Euer Excellenz Herrn Wagner zunächst einmal hierher kommen ließen, um festzustellen, ob derselbe auch persönlich für die hiesigen Verhältnisse paßt, und um ihm Gelegenheit zu bieten, sich hier selbst umzusehen.

In tiefster Verehrung

Euer Excellenz

Berlin, 30. März 1866. gehorsamster

Dr. v. Cornelius.

Nr. 60.

An den Senatssekretär Dr. Cropp in Hamburg.

24. Juni 1866.

Schon oben habe ich mehrmals von dem Maler Comans in Düsseldorf und dessen Thätigkeit für die Nikolaikirche in Hamburg berichtet. Diese Beziehung veranlaßte Cornelius, seinen Einfluß zu Gunsten des Künstlers in Hamburg geltend zu machen, und er richtete deshalb an den Senatssekretär Dr. Cropp ein Schreiben, das ich, ebenso wie die beiden vorhergehenden, für ihn abgefaßt hatte, natürlich ganz seinen Gedanken und Absichten gemäß.

Hochgeehrter Herr!

Hierdurch erlaube ich mir, an Sie in der Angelegenheit des Historienmalers Herrn Comans, der den Karton für ein Glasfenster der dortigen St. Nikolaikirche gezeichnet hat, einige Worte zu richten.

Herr Comans hat mir eine große Photographie des Kartons eingesandt, und ich bin nicht wenig überrascht von der Vortrefflichkeit dieser Arbeit, so daß ich der entschiedensten Meinung bin, Sie können für Ihren dortigen Zweck keinen besseren und geeigneteren Künstler gewinnen. Ich zweifle keinen Augenblick, daß auch Sie und alle Ihre Herren Kollegen diese Meinung theilen werden, und gebe mich der festen Ueberzeugung hin, daß dem Herrn Comans sämmtliche Fenster für die Nikolaikirche unter auskömmlichen Bedingungen in Auftrag gegeben werden. Dies wird der Stadt Hamburg zur Ehre, und die vollendeten Werke dereinst werden ihr zur hohen Zierde gereichen.

Gleichzeitig bin ich so frei, Sie darauf ergebenst aufmerksam zu machen, daß Herr Comans seit länger als einem Jahre ausschließlich an diesem Karton gearbeitet hat, weshalb ich denn seine Bitte ihm den Rest seines Honorars zu schicken dringend befürworte, und Ihnen außerdem ans Herz lege, sich in Anbetracht der ausgezeichneten Lösung seiner Aufgabe für eine angemessene besondere Gratifikation an den Künstler gütigst interessiren zu wollen. Er hat sie redlich verdient.

Hochachtungsvoll und ergebenst

Berlin, den 24. Juni 1866. Dr. P. v. Cornelius.

Nr. 61.

An den Minister von Mühler in Berlin.

Herbst 1866.

Endlich gebe ich hier ein Schreiben wieder, welches in gleicher Weise, wie die zuletzt mitgetheilten drei anderen, entstanden ist. Es wurde in Angelegenheiten der Pariser Weltausstellung von 1867 an den Kultusminister von Mühler gerichtet, aber ich kann nicht mehr das Datum angeben, unter welchem es geschah; ohne Zweifel jedoch fällt der Brief in den Herbst 1866.

Euer Excellenz

beehre ich mich Nachstehendes vorzutragen.

Für die Ausstellung in Paris hatte ich die beiden neuesten von meinen Kartons zum Composanto, nämlich

Christus und Thomas, und
das Pfingstfest

bereits angemeldet, allein eine weitere Ueberlegung hat mich zu der Frage geführt, ob nicht etwa meine sämmtlichen Arbeiten, welche in der bestimmten Zeit, also seit 1856, entstanden sind, dorthin zu senden seien. Es sind dies

die Erwartung des Weltgerichtes,
der Sturz von Babylon,
die Vision des Ezechiel,
die Predella: die Todten bestatten,
die klugen und thörichten Jungfrauen, und
die Gruppe: Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen u. s. w.

Euer Excellenz werden am besten ermessen, inwieweit überhaupt die monumentale Malerei dort vertreten sein wird, und ob es nicht insbesondere sich empfehlen würde, wenn gerade aus Preußen Werke dorthin gelangen, welche bei aller Verschiedenheit des Gegenstandes doch denselben Styl, wie er in diesem Jahrhundert wieder in Deutschland aufgelebt ist, tragen. So viel mir bekannt, sind innerhalb der letzten 10 Jahre monumentale Kom-

positionen verwandten Inhaltes nicht entstanden, und es scheint mir angemessen, daß auch diese Richtung der deutschen Kunst in Paris zur Anschauung gelange. Ueberdies würde den Besuchern der Ausstellung vielleicht so Gelegenheit geboten zu einer Vergleichung mit ähnlichen französischen Arbeiten, wie etwa denen von H. Flandrin.

Euer Excellenz bitte ich ergebenst, diese Sache in geneigte Erwägung nehmen und mir Ihre Entschlüsse mittheilen lassen zu wollen ꝛc.

Der verewigte Graf Athanasius Raczynski in Berlin hatte zu einer großen Zahl von Gemälden seiner ausgezeichneten Sammlung alle bezüglichen Papiere aufbewahrt und zu Heften vereinigt. Diese Hefte nannte er jedesmal das „Liber veritatis“ des betreffenden Kunstwerkes oder auch, wenn er mehrere Werke eines und desselben Künstlers zusammenfaßte, das dieses Meisters. Sein Cornelius betreffendes „Liber veritatis“ hatte er die Güte gehabt, mir zur Verfügung zu stellen, und ich gebe hier nach demselben den urkundlichen Bericht über das Verhältniß zwischen

Cornelius und Graf Raczynski,

welches sich auf die beiden Gemälde von Cornelius in der Raczynski'schen Sammlung, nämlich den „Christus in der Vorhölle“ (Nr. 1.) und die Gruppe „Selig sind, die da hungert ꝛc.“ (Nr. 4.), sowie noch auf einige andere gelegentliche Dinge bezieht. Das Liber veritatis ist ein Heft in 4°. Jedes Schriftstück desselben trägt eine Nummer und auch die Seiten sind nummerirt.

Nr. 62.

E. Förster in München an den Grafen Raczynski in Berlin.

11. April 1840.

Den Anfang macht ein Schreiben von Ernst Förster in München (Nr. 1. S. 1—3.). Der auf das Gemälde der „Vorhölle.“ bezügliche Theil desselben lautet wie folgt:

München, den 11. April 1840.

Hochverehrter Herr Graf,

Schon lange war es meine Absicht, Ihnen ein Zeichen des Lebens und zunächst eines meiner Theilnahme am zweiten Bande Ihres Werkes zu

geben; in dem Aufſatz über Cornelius ſind Stellen, die mich tief ergriffen haben; ſeine große Natur iſt in reinen Zügen darin geſchildert . . . .

Sie ſchrieben mir früher, daß Sie wohl eine Geſtalt, in Oel gemalt, von Cornelius wünſchten. Das wäre nun, ſeiner Anſicht nach, weder für Sie, noch für ihn etwas. Wohl aber möchte ich meine frühere Bemerkung wiederholen, daß Sie ſeine Erſcheinung Chriſti bei den Altteſtamentlichen, ihre Befreiung aus dem Limbus nicht aus den Augen laſſen ſollten. Die Compoſition iſt außerordentlich ſchön. Chriſtus ſteht in der Mitte mit ausgebreiteten Armen; die bethlehemitiſchen Kinder werden ihm von ihren Müttern entgegengeführt, trauernd ſind im Vorgrund die Mutter der Makkabäer mit ihren Kindern; hinter ihr die Jungfrauen Debora, Judith, Mirjam. Ueber ihnen ſtehen Adam und Eva, hinter dieſen Moſes, Joſua und Judas Makkabäus; ganz im Vorgrund ſitzt Jeremias. Auf der Seite rechts neben den Kindern von Bethlehem ſtehen Joſeph und Johannes der Täufer, weiter nach vorn Abraham, Iſaak, David und Jeſaias, dahinter Jonas und andere; im Hintergrunde ſieht man die großen Heiden, die ein Engel auf Chriſtus aufmerkſam macht. Der jetzige Carton iſt ungefähr 6½ Schuh hoch und 7½ Fuß breit. Cornelius wünſcht aber das Bild in Oel größer auszuführen. Unterhandlungen ſind mit Frankfurt angeknüpft. Auf mein Befragen, ob er das Bild nicht lieber in Berlin ſehen würde, ſagte er: „Ja, lieber! ſogar ſehr gern!“ und weiter nannte er mir den Preis 600 Louis in jetziger Größe und 1000 Louis in doppelter. Mir ſchien dieſe Nachricht wichtig genug, daß ich ſie Ihnen mittheilen mochte, und indem ich es thue, füge ich meine, übrigens unmaßgebliche Meinung bei, daß eine Vergrößerung um ⅓ oder ½ höchſt wünſchenswerth, aber auch genügend ſein dürfte und daß ſich danach auch wohl der Preis modifiziren würde.

Mögen dieſe Zeilen Sie in beſtem Wohlſein antreffen und das Andenken an München auf eine Ihnen gefällige Weiſe erneuern!

Ich verharre mit ausgezeichneter Hochachtung, hochverehrter Herr Graf. Ihr ganz ergebenſter

E. Förſter.

Nr. 63.

E. Förster in München an den Grafen Raczynski in Berlin.

1. Mai 1840.

Auf das erste Schreiben Förster's antwortete (Nr. 2. S. 3 und 4.) Graf Raczynski unterm 20. April, daß er dies Werk „unbedingt zu besitzen wünsche." Er bot für die Ausführung in der Größe des Kartons 5000 Gulden und bat um das Versprechen eigenhändiger Malausführung, wie auch um Bestimmung der Zeit der Vollendung.

Förster schrieb (Nr. 3. S. 5.) zurück:

München, den 1. Mai 1840.

Hochgeehrtester Herr Graf,

Nach Empfang Ihres zweiten soeben eingegangenen Schreibens, dessen Inhalt ich Cornelius mitgetheilt, hat dieser ohne Weiteres zugesagt, das bezeichnete Bild, um die bezeichnete Summe von 600 Louisd'ors für Sie in Oel zu malen. Es freut ihn Ihr zweites Schreiben um so mehr, als er, wie er mir sagte, nur nach reiflicher Ueberlegung seine Forderungen stelle, um nie nöthig zu haben, davon zurückzugehen. „Es ist mir ein Sporn mehr," fügte er seiner Zusage hinzu, „für den Herrn Grafen R. und für Berlin dies Bild zu malen, das wohl zu meinen besten Sachen gehört. Daß ich es allein ausführe, versteht sich von selbst; es kann mir gerade bei dieser Arbeit, die mir ganz allein und eigens angehört, ohnehin gar niemand helfen. — Es kann also nun kommen, wer da will, ich male es für den Grafen Raczynski." Die Größe des Bildes beträgt 6½ bayr. Fuß Höhe, 8 Fuß Breite. Die Figuren des Vorgrundes haben ⅔ Lebensgröße. Soviel für heute. Für alles Liebe und Freundliche Ihres vorigen Briefes besten Dank. Mit unveränderter Hochachtung Ihr ganz ergebenster

E. Förster.

P. S. Als Zeit der Vollendung bestimmt Cornelius, obschon nicht mit Sicherheit, zwei Jahre.

Nr. 64.

Graf Raczynski in Berlin an Cornelius in München.

7. Mai 1840.

Es folgt (Nr. 5, S. 8/9.) ein Ausschnitt aus der Spener'schen Zeitung vom 8. Mai 1840, welcher sich auf diese Bestellung bezieht, und darauf (Nr. 6, S. 11/12.) ein Schreiben des Grafen Raczynski an Cornelius vom 7. Mai 1840, welches auch in E. Förster's Gedenkbuch (II. S. 126.) zum Abdruck gelangt ist:

Ew. Hochwohlgeboren

Entschluß, für mich das Gemälde Christus in der Vorhölle für 600 Louisd'ors in Oel zu fertigen, habe ich durch Herrn E. Förster erfahren. Er schreibt mir, daß Sie es ganz allein und ohne sich von einem andern Künstler in der malerischen Ausführung helfen zu lassen, malen werden. Nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich dieses Umstandes erwähne. Das Bild soll mein und meiner Familie Stolz werden. Diesen Umstand, welcher ein ungeheures historisches Interesse für die Nachwelt und hauptsächlich für meine Nachkommen haben muß, will ich constatiren. Wenn ich es mir habe stets angelegen sein lassen, für minder wichtige Hervorbringungen der Kunst Documente zu sammeln und sorgfältig aufzubewahren, um wie viel mehr muß ich dies thun, wenn es sich um eine Sache handelt, die für mich eine so große Wichtigkeit hat!

Sie haben die Zeit, obschon nicht mit Sicherheit, auf zwei Jahre festgesetzt. Die Größe: 6½ Fuß Höhe, 8 Fuß Breite.

Ich bin in alledem mit Ihnen einverstanden und erlaube mir direkt an Sie deswegen zu schreiben, damit alles als festgestellt betrachtet werde.

Ich kann es Ihnen nicht mit Worten ausdrücken, wie mich Ihr Entschluß beglückt und mit Stolz erfüllt. Das Bild kommt zu stehen neben einem Bilde von Overbeck, neben einem großen Carton (Christi Grablegung) von demselben und neben der Hymnenschlacht: neben dem würdigsten Zeitgenossen und neben dem würdigsten Schüler.

Erfreuen Sie mich recht bald mit ein paar Zeilen von Ihrer Hand. Ich bitte Sie darum als um einen Beweis Ihres Wohlwollens.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung für Ihre Person und Bewunderung

Ihrer rühmlichen Leistungen habe ich die Ehre mich zu zeichnen Ew. Hochwohlgeboren ganz ergebenster A. Raczynski.

Berlin, den 7. Mai 1840.

Ich weiß, Sie schreiben nicht gerne, aber thun Sie es doch.

A. R.

Nr. 65.

Cornelius an den Grafen Raczynski.

13. Mai 1840.

Cornelius antwortete umgehend mit folgendem Schreiben (Nr. 6, S. 15/16.):

Herr Graf!

Ich wünsche, ich könnte Sie über die Besorgniß, als würde ich den begonnenen Carton (Christus im Limbus) nicht selbst in Oelfarben ausführen, beruhigen. — Vor allen Dingen sage ich Ihnen, daß ich über die Oelmalerei eine von allen hiesigen Künstlern so abweichende Ansicht habe, daß ich, wenn ich auch wollte, Keinen, und wäre es auch der Beste, bei diesem (nach so langer Unterbrechung) ersten und so bedeutenden Werke gebrauchen könnte. —

Außer der künstlerischen Begeisterung, Liebe und Freude am Werke könnte nicht leicht Etwas mich so anfeuern, als die Wärme und Angelegentlichkeit[1]), womit mein edler Herr Graf dem Besitz einer meiner Arbeiten entgegensehen. Es ist für mich tief rührend und erhebend, daß Sie dieses Werk als einen werthen Besitz Ihres Hauses bis (in) ferne Zukunft ansehen wollen, und ich hoffe zu Gott, daß die Arbeit so ausfallen soll, daß auch noch Ihre Nachkommen sich daran erfreuen und sagen können „hier hat Freundschaft und Verehrung mitgeholfen." Ich schätze mich glücklich, Ihnen auf diese Weise meine Gesinnung an den Tag legen zu können. Sie haben dem Adel unserer Zeit gezeigt, auf welche Weise man jetzt adlich sein muß. Ihr hochedles Beispiel wird gewiß großen Segen bringen, und daß dieser

---

[1]) In der Urschrift: Angelegenheit.

Segen auf Sie und Ihr Haus tausendfältig zurückwirken möge, wünscht aus treuem Herzen,

mein edler Herr Graf,

Ihr

München, den 13. Mai 1840. P. v. Cornelius.

Nr. 66.

Cornelius an den Grafen Raczynski.

4. Januar 1842.

Cornelius fing noch in München die Untermalung des Werkes an, setzte dieselbe zu Berlin, in seiner ersten Wohnung Lennéstraße 2, fort, ward aber, in Folge seiner Reise nach England und einer Augenkrankheit, genöthigt, die Arbeit auf längere Zeit zu unterbrechen. Als Raczynski im Begriffe war, zu Anfang des Jahres 1842, nach Lissabon zu reisen, richtete Cornelius noch folgendes Schreiben (Nr. 7, S. 19/20.) an ihn:

Herr Graf!

Ich gedenke morgen mit Gottes Hülfe nun endlich wieder an die (leider so lange unterbrochene) Arbeit zu gehen und sie nicht eher zu verlassen, bis sie ganz fertig ist. Sie werden uns nun leider bald verlassen, und so werde ich jene schöne Anregung entbehren, die mir Ihre Theilnahme und Freude bei der Förderung des Werkes gewährte.

Ihre nahe Reise giebt mir zugleich die Veranlassung, Ihnen meine Wünsche in Beziehung der Art und Weise, wie ich mein Honorar für dieses Werk beziehen möchte, vorzulegen. — Ich halte es für zweckmäßig, wenn die Zahlung in drei Raten erfolgen würde: das erste Drittel (200 Louisdors) jetzt, das zweite Ende Mai (ebenfalls 200 Louisdors), das letzte bei Vollendung der Arbeit gegen Ende August.

Zu Ihrer Sicherheit erbiete ich mich, 5000 oder 6000 fl. in verschiedenen Staatspapieren an einem Ihnen beliebigen Ort zu deponiren.

Das Nähere mündlich. Mit unwandelbarer Verehrung,

Mein Herr Graf,

Berlin, den 4. Januar 1842. Ihr P. v. Cornelius.

Nr. 67.

Graf Raczynski an Cornelius.

5. Januar 1842.

Schon am nächsten Tage ordnete der Graf Raczynski die Angelegenheit in einer vertragsmäßigen Weise, indem er die von Cornelius gemachten Vorschläge genauer ausführte und an denselben folgendes Schreiben (Nr. 8. S. 23.) richtete:

Ich bin erbötig, vor Ende dieses Monats an Ew. Hochwohlgeboren den gewünschten dritten Theil des feststehenden Preises: 600 Carolin, zahlbar in Preuß. Courant mit 3771 3/7 Rthlr., für das für mich in Ausführung begriffene Bild: „Christus in der Vorhölle" mit 1257 1/7 Rthlr. zu zahlen. Eine zweite Zahlung wird im Mai d. J. erfolgen; von Herrn Mendelssohn: die dritte bei Uebergabe des fertigen Bildes. Ich nehme Ihre Proposition wegen Deponirung von Staatspapieren, nach Maßgabe der von mir geleisteten Zahlungen, mit dem Vorbehalt an, daß, wenn zu Neujahr 1844 das Bild nicht fertig übergeben wird, der Betrag des Vorschusses nebst 4% Zinsen aus den deponirten Staatspapieren von mir entnommen wird und mir anheimfällt und ich meine Rechte auf das Bild aufgebe. Herr Banquier Mendelssohn übernimmt die Papiere und wird solche ohne meine Zustimmung nicht eher herausgeben, bis das Bild ihm fertig für mich übergeben wird. Obige Bestimmungen sind im Falle Ihres oder meines Todes für unsre Erben bindend, und es wird dieser Brief in duplo an Sie gerichtet, damit Sie die Güte haben, mir das Duplikat genehmigt zurückzustellen.

Herr Banquier Mendelssohn ist mit einer Abschrift dieses Briefes versehen.

Berlin, den 5. Januar 1842.

A. Raczynski.

An
den Herrn Direktor
v. Cornelius, Hochwohlgeboren
hier.

Genehmigt
P. v. Cornelius.

Die vier folgenden Stücke des Liber veritatis (Nr. 9—12, S. 27—33.) beziehen sich nun auf diese Geldangelegenheit bei dem Mendelssohn'schen Bankhause. Cornelius gab unterm 27. Januar 1842 eine Quittung über 1257 Thlr. 4½ Sgr. und Mendelssohn's stellten einen Empfangsschein über die von Cornelius hinterlegten 2000 fl. aus.

Nr. 68.

Ermächtigung für Cornelius.

20. Februar 1842.

Im Februar ermächtigte Graf Raczynski Cornelius, das Bild in seiner Gallerie zum Besten der katholischen Waisen Berlin's öffentlich auszustellen (Nr. 13/4. S. 35 7.). Ich verstehe dies dahin, daß nicht schon zu dieser Zeit das Bild ausstellungsfähig war, sondern daß die Ermächtigung, vor der Abreise des Grafen, für den Fall der Fertigstellung von vornherein gegeben war. Die Ermächtigung lautet:

Ich autorisire hiermit den Herrn Direktor v. Cornelius, das Bild Christus in der Vorhölle zum Besten der katholischen Waisen der hiesigen Gemeinde in meiner Gallerie auszustellen und den Eingangspreis zu bestimmen, auch diese Ausstellung so lange dauern zu lassen, wie es dem Herrn Direktor belieben wird, und bis nicht Einwendungen von dem Eigenthümer des Hauses oder sonstigen Bewohnern desselben, wegen der Störung, die daraus für sie erwachsen dürfte, gemacht werden.

Berlin, den 20. Februar 1842.

A. Raczynski.

Nr. 69.

Cornelius an den Grafen Raczynski.

8. Juni 1842.

Das nächste Schriftstück (Nr. 15, S. 39.) ist ein Brief von Cornelius, den seine Tochter Marie geschrieben und er nur selbst

unterzeichnet hat. Mit der „Sache," über welche Raczynski ihm aus London Nachrichten gegeben hatte, ist ohne Zweifel die Ausmalung von Räumen im Parlamentshause gemeint; vergl. die Schriftstücke bei E. Förster, II. S. 183 u. ff.

Sehr verehrter Herr Graf!

Nun bin ich endlich wieder an Ihrem Bilde. Die Zeichnung zum Glaubensschilde hat mich auf viel längere Zeit in Anspruch genommen als ich glaubte, obschon ich seit meinen ersten Jugendjahren nichts so schnell vollendet habe. Es ist eine sehr umfassende Arbeit geworden, eine meiner reichsten und besten Conzeptionen. Ich werde Ihnen eine Beschreibung davon schicken.

Ihr Bild ließ ich, als alle Gewänder fertig waren; nun bin ich an den Köpfen und Fleischtheilen und gedenke, es in einem Zuge fertig zu machen.

Die Nachrichten, die Sie mir von London gaben, haben mich sehr interessirt. Ich wäre nun begierig Ihr Gespräch mit Sir R. Peel zu vernehmen, und wie dessen Ansichten über diese Sache sind.

Haben Sie nichts über die Angelegenheit von Seitz gehört? Können Sie etwas für ihn thun? Er verdient es vollkommen, daß Sie sich für ihn verwenden.

Möge es Ihnen in Ihrem neuen Aufenthalt wohl ergehen und es Ihnen gefallen, aber nicht so, daß Sie Ihren alten Wohnsitz und die alten Freunde entbehren lernten, unter denen zu gehören sich ganz besonders schmeichelt Ihr in Verehrung und Freundschaft Ihnen ganz ergebener

P. v. Cornelius.

Berlin, den 8. Juni 1842.

Die Antwort hierauf schrieb Graf Raczynski zu Lissabon am 18. August 1842. (Nr. 16, S. 43/6.) Sie geht auf einzelne Punkte des Cornelius'schen Briefes ein, doch enthält sie über die Werke des Meisters nichts.

Nr. 70.

Cornelius an den Grafen Raczynski.

8. Oktober 1843.

Zu Michaelis des folgenden Jahres wurde dann das Bild vollendet. Cornelius hatte zu den am 27. Januar 1842 erhobenen 200 Louisd'ors noch 100 am 30. März 1843 empfangen, und erhielt nun am 4. Oktober 1843 die übrigen 300 Louisd'ors (Nr. 17, S. 47.) nebst den hinterlegten Papieren, die inzwischen auf 3000 fl. erhöht worden waren. Nachdem so die geschäftliche Seite der Angelegenheit ins Reine gebracht war, meldete Cornelius sogleich dem Besteller die Vollendung und Aufstellung des Gemäldes (Nr. 18, S. 49.). Die Hauptstellen dieses Briefes ließ Graf Raczynski im „Kataloge seiner Bildersammlung" abdrucken. Vollständig lautet er:

Hochgeborner Herr Graf!

Indem ich im Begriff bin nach Rom zu reisen, beeile ich mich, Ihnen die Vollendung unsres Bildes anzuzeigen. Ich habe es der Hunnenschlacht gegenüber einstweilen aufhängen lassen, obschon der Platz kein günstiges Licht hat; ich muß es Ihnen überlassen, ihm eine vortheilhaftere Stelle anzuweisen. — Wie das Werk ausgefallen, kann und darf ich am wenigsten sagen; daß ich aber mit der größten Liebe bis zum letzten Pinselstrich daran gearbeitet habe, glaube ich, sieht man ihm an, auch glaube ich, daß es dem Besitzer immer lieber werden wird, und somit habe ich mein Wort redlich gelöst.

In Rom werde ich die Conzeption für Fresken zum Camposanto machen, und bis zum Mai wieder hier sein; das Gerücht sagt, Sie würden bis dahin zum Besuch hier eintreffen. Daß ich Ihr künftiger Nachbar werde, ist nun entschieden.

Leben Sie wohl und behalten Sie in freundlichem Andenken Ihren in freundschaftlicher Verehrung ganz ergebenen

P. v. Cornelius.

Berlin, den 8. Oktober 1843.

Nr. 71.

Erklärung des Gemäldes „Christus in der Vorhölle."

Oktober 1843.

Cornelius selbst ließ für die öffentliche Ausstellung eine Erklärung drucken (Nr. 19, S. 51.), die ich hier wiedergebe.

Christus erscheint in der Vorhölle, um den Geistern, die im Gefängnisse dem Erlöser entgegenharrten, zu predigen (1. Brief Petri 3, 19.), was das apostolische Glaubensbekenntniß in den Worten „abgestiegen zur Hölle" andeutet. Der Künstler hat auf seinem Bilde um den Erlöser versammelt, zur rechten Seite desselben, Adam und Eva, neben diesen Moses, die Arme ausstreckend, Josua und Judas den Makkabäer; am Rande des Bildes Noah betend; vor Adam und Eva Judith mit dem Schwerte, Esther, welche die Arme betend ausstreckt, und Mirjam, die Schwester des Moses; vor diesem im Vordergrunde Jeremias, das Haupt auf die Hand gestützt. In der Mitte des Vordergrundes die Makkabäische Mutter mit ihren Kindern; dieser zur Seite David mit gefaltenen Händen, neben diesem Salomon, das Gesicht mit den Händen bedeckend, neben diesem Jesaias, Elias, beide den Arm ausstreckend, Abraham und Isaak, hinter diesem Sarah schlafend. Zur Seite des Jesaias Jonas, aufrecht stehend, hinter diesem am Rande des Bildes Rebekka. Im Hintergrunde Melchisedek, die Arme ausbreitend, und Eliazar der Makkabäer. Zu beiden Seiten des Erlösers Joseph der Pflegevater, und Johann der jüngere; vor diesen die von Herodes getödteten Kinder mit ihren Müttern.

Die nächste Nr. (20, S. 52.) ist ein Ausschnitt aus der Spener'schen Zeitung mit einer sehr günstigen Besprechung des Werkes aus der Feder Hermann Kletke's. Und hierauf folgt die Antwort des Grafen Raczynski an Cornelius, aus Lissabon vom 30. Oktober 1843. (Nr. 21. S. 53/5.) Die Hauptstellen finden sich schon in dem mehr erwähnten Kataloge, der ganze Brief ist bei Förster (II. S. 219.) abgedruckt worden.

Damit schließen die Schriftstücke, welche sich auf den „Christus in der Vorhölle" beziehen.

Es folgen die Urkunden, welche das zweite Bild, die eine der „Seligkeiten" betreffen.

Am 20. Juli 1851 (Nr. 22, S. 57.) war der Graf Raczynski mit Cornelius dahin übereingekommen, daß dieser für ihn die Gruppe „Selig sind die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit" binnen Jahresfrist in Oel für 1500 Thaler ausführen sollte. Der Besteller befand sich damals in Madrid und ließ sich in der Zeit vom 16. August 1851 bis zum 6. Januar 1852 von einem Freunde, den das Liber veritatis jedoch nicht nennt, Nachrichten vom Fortgange des Werkes senden (Nr. 23, S. 59—67.), aus denen ich die wichtigsten Stellen hier mittheile. Zur Erläuterung muß ich vorweg bemerken, daß Cornelius die Uebertragung der Zeichnung vom Karton auf Leinewand und die Untermalung von Franz Schubert hatte machen lassen.

Nr. 72.

Ein Freund des Grafen Raczynski an denselben in Madrid.

23. September, 11. und 19. Oktober 1851.

Den 23. September 1851.

Ich war heute bei Cornelius, da es sich so gelegen traf, daß ein paar Freunde gerne die Cartons sehen wollten. Er war in seinem Atelier allein, und selig, wie ich ihn nie gesehen habe. Ich sagte ihm aufrichtig und geradezu, daß ich Ihnen geschrieben hätte von der Untermalung des Bildes, und daß Sie mir Ihre Befürchtung ausgesprochen, daß zu viel Fremdes hineinkommen möchte, denn Sie wünschten „nur ihn selbst mit seinen Fehlern und Tugenden!" „Sagen Sie dem Grafen," antwortete er mir, „daß Alles „mein eigen sein wird, denn das was geschehen, ist nur die Uebertragung „der Form und die Untertuschung, wie auf dem Carton." Und dieses ist auch der Fall. Er ist unendlich glücklich in seiner Arbeit, und „ich wollte „erst im Oktober anfangen, habe es aber nicht aushalten können," so hat

er jetzt schon das Gesicht und den Arm des Kindes über dem Weibe beinahe fertig. Er hat Ihre Besorgniß als das größte Compliment aufgenommen, und ich bin ganz fest überzeugt, daß er Alles allein machen wird. Hätte ich noch den geringsten Zweifel darüber, so würde ich es Ihnen nicht verhehlen. Aber wenn es so fortgeht, so wird das Bild wirklich wunderschön. Ich habe ihn nie so gesehen, es ist wirklich ein heiliges Feuer in ihm, er wünscht und er weiß, daß er etwas Gelungenes liefern wird. Die Freude und der Stolz über das was er schon fertig hat, ist mir wirklich ganz zu Herzen gegangen, er ist wie ein Kind das vor der Thür des Weihnachtszimmers steht. Der kleine Bengel ist etwas südlicher Natur, morello, die Frau wird weiß und blond, und das Kind unten wird in der Mitte sein. Ich habe selbst anfangs etwas Bedenken gehabt, daß er zu viel daran machen lassen möchte, und es ist wohl möglich, daß diese Aengstlichkeit sich in meinen Briefen unbemerkt zu erkennen gegeben hat, denn ich fühle in Ihre Seele hinein, wie unangenehm Ihnen das sein würde. Auch hatte ich mir fest vorgenommen, wenn irgend etwas mehr daran geschehen wäre, als was vorher bestimmt war, ihm es zu sagen.

Den 11. Oktober 1851.

Sie wollen wissen, was Cornelius macht. Ich sage Ihnen, er ist selig, er denkt und sinnt den ganzen Tag nichts anderes als das Bild — möchte alle seine Cartons so ausführen — ein Eifer, der freilich nie befriedigt werden wird, der aber Ihrem Bilde zu Gute kommt. Aufrichtig es wird wirklich wunderschön, und Niemand als er selbst setzt einen Pinsel daran. Denken Sie sich: Nichts von glänzenden prahlenden Gewändern. Die Hauptfigur, eine edle Gestalt, ist in ein gelblichweißes Gewand gehüllt, das an den Falten einen violetten Schimmer hat; die äußere Hülle ein dunkleres Grün — ganz einfache und würdige Farben im Styl des Cinquecento. Das kleine braune Mädchen oben hat ein reizendes Köpfchen, von dem Jungen am Grunde ist noch nichts da. Er malt den ganzen Tag, und wenn ihm Gott Gesundheit giebt, denkt er schon um Neujahr fertig zu sein. Er bittet mich aber ja nicht zu glauben, daß er irgend etwas übereile, sondern er ist nur rastlos dabei. Den Rahmen möchte er gern bestellen. Ich meine von Ihnen verstanden zu haben, daß Sie den Künstlern die Wahl desselben überlassen würden, und habe ihm daher gesagt, daß er denselben nach seinem Urtheil, dem Raume angemessen, machen lassen könnte. Habe ich daran Recht gethan?

Den 19. Oktober 1851.

. . . In seiner jetzigen Freude des Gelingens sagt er, von der Vorhölle sprechend: „Ja damals hatte ich in 21 Jahren nicht gemalt, jetzt würde ich manches anders machen.“ Er kommt mir vor, als wenn er alle seine Jugendkraft noch einmal wieder zurückriefe. Er ist dabei immer so guter Laune . . . . . .

Nr. 73.

Cornelius an den Grafen Raczynski in Madrid.

28. Dezember 1851.

Die Arbeit wurde unter diesen Umständen schnell beendet. Cornelius zeigte die Vollendung in einem Schreiben an (Nr. 24, S. 69), welches der Graf Raczynski auch in seinem Kataloge hat abdrucken lassen. Es lautet:

Ich zeige Ihnen, mein hochverehrter Herr Graf, hiermit an, daß ich mit dem Schluß des Jahres auch mit meiner Gruppe zum Schluß gekommen bin. Die Untertuschung habe ich mir durch Schubert machen lassen; dabei sind dann einige Aenderungen vorgenommen worden, wodurch das Ganze gewonnen hat. Nun ging ich mit frischem Geist und einer Lust zu Werke, die mich in die beste Zeit meiner Jugend versetzte; auch konnte ich's nicht über mich bringen, davon abzulassen bis es fertig ist, und so haben Sie denn die Frucht meines alten Weibersommers, so gut er sie hervorzubringen vermochte. Bedeutend besser (als Malerei nämlich) finden es Alle, und ich weiß, daß, wenn ich fortfahren würde in Oel zu malen, (ich) mich auch darin dem Ziele nähern würde, welches ich für das allein rechte und höchste halte. Wie gern weiß ich auch dieses Werk in Ihrem Besitz.

Indem ich Ihnen alles erdenkliche Gute und Beglückende wünsche, empfehle ich mich und die Meinigen. In unwandelbarer steigender Verehrung und liebevoller Anhänglichkeit

Berlin, den 28. Dezember 1851.

Dr. P. v. Cornelius.

Am 6. Januar 1852 empfing er die Zahlung der verabredeten 1500 Thlr. (Nr. 25, S. 70) und am 16. desselben Monats zeigte der Besteller den Empfang des Briefes und der Quittung an (Nr. 26, S. 71).

Nr. 74.

Cornelius an den Kultusminister.

8. Januar 1862.

Das zunächst sich anschließende Stück im Liber veritatis (Nr. 27, S. 73/6) ist ein Vorschlag von Cornelius zu einem Denkmale König Friedrich Wilhelm's III. auf dem Pariser Platze. Diese Arbeit hängt ohne Zweifel mit den Verhandlungen der Kommission zusammen, die behufs Errichtung dieses Denkmals und der Denkmäler von Stein und Hardenberg im Jahre 1859 eingesetzt und zu deren Mitglied Cornelius berufen worden war. (S. bei Förster II. S. 516.)

Berlin, den 8. Januar 1862.

An den Herrn Cultusminister ꝛc.

Gedanken zu einem Denkmal des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm III. Majestät.

Ein Denkmal muß meines Erachtens mit den einfachsten, aber ebenso klaren als erschöpfenden Mitteln den Charakter und die Thaten des zu Feiernden zu geben suchen. Beides hat die Geschichte in ihrer ganzen Hoheit und als welthistorisch längst bezeichnet. Im Denkmal selbst muß das Allerwesentlichste von dem allerdings Wichtigen, aber vielleicht minder Erhabenen durch den Genius der Kunst, in weiser Ordnung und Unterordnung zu einem harmonischen Ganzen, klar und Jedem verständlich gegeben werden. Zuvörderst muß auf das Werk der Befreiung von fremder Tyrannei und Erniedrigung das Hauptgewicht gelegt werden, dann Alles, was der edle Herrscher zur Veredlung und zur Wohlfahrt seines Volkes so reichlich gethan hat, muß alles andeutungsweise sich dem Ganzen anschließen. Der König muß zu Pferde auf hohen Fuß gestellt, vom Kampfe zurückkehrend,

sein Schwert in die Scheide stecken, um es nie wieder in seinem Leben zu ziehen. An den beiden vordern Ecken des Würfels schreiten in einfacher Bewegung, nicht fliegend und flatternd, aber in würdevoller Schönheit zwei Victorien; sie tragen nach Art der römischen Legionszeichen jede einen Adler; unter dem ersten Adler hängt ein Eichenkranz, den Sieg darstellend, am andern ein Oelkranz, der den Frieden bezeichnet, den er uns gebracht hat. In der Mitte dieser beiden stehenden oder schreitenden Gestalten ist eine sitzende, erhabene, weibliche Figur, die Religion vorstellend; an den zwei Rückseiten des Würfels ist an einer Seite die Einigkeit mit einem Bündel Pfeilen mit der Inschrift: „Einigkeit macht stark." Ich brauche kaum zu sagen, daß dieses einerseits die Einigkeit der deutschen Stämme, andererseits den Zollverein versinnbildet. Auf der anderen Seite sieht man eine Gestalt, den Segen repräsentirend; in einer Hand hält sie ein reiches Füllhorn, in der andern eine Wasserwage, das richtige Maß andeutend, ohne welches kein Segen denkbar ist. Auf der Rückseite, nach außen zugewandt und tiefer stehend, steht die Gestalt der Teutonia, eine Art geflügelter Minerva; ihr mächtiger Leib ist gerüstet, sie scheint bereit zu sein, das so theuer Erkaufte muthig zu beschützen. Zu ihren beiden Seiten liegen zwei Gestalten, den Rhein und die Mosel vorstellend. Sie bezeichnen uns die große Erweiterung des Reichs. An den Wänden des Fußgestells:

1. die Begründung der Communalverfassungen;
2. die Berufung der Provinzial-Stände;
3. die Versetzung der Universität nach Berlin, Gründung der Bonner und der Kunstschule in Düsseldorf;
4. die Begründung des Zollvereins;
5. der Erwerb bedeutender Kunstschätze und der Bau des Museums.

Dieses Alles kann in Basreliefs andeutungsweise; an der vordern Seite des Würfels, wo durch das Sitzen der Religion Raum übrig ist, kann alles Das angedeutet werden, was der König zur Förderung seiner Kirche gethan hat. So wie dieses Monument gedacht ist, kann es nirgendswo anders stehen, als auf dem Pariser Platze. Die Victoria auf dem Brandenburger Thore ist im Gefolge dieses Zuges; der hohe Herrscher und sein Volk haben sie wieder erobert und (sie) zieht jetzt gleichsam mit ihnen so ein. Die Teutonia mit den beiden Flüssen gewährt dem Werke auch nach dieser Seite hin dem Beschauer einen würdigen Anblick. Immerhin kann das Werk dadurch bereichert werden, wenn man noch die Standbilder großer Staats-

männer, z. B. Stein's und Hardenberg's, ihm auf irgend eine Weise zur Seite stellt.

Cornelius.

Nr. 75.

Cornelius in Rom an den Grafen Raczynski in Berlin.

9. Oktober 1854.

Es folgt ein Schreiben des Grafen Raczynski vom 20. August 1854 (Nr. 28, S. 77/9), worin er Cornelius um Vermittelung behufs Anfertigung eines Bildnisses von Overbeck ersucht, nebst der zugehörigen Antwort (Nr. 29, S. 81/3), welche von der Hand der Tochter Marie geschrieben und von Cornelius selbst unterzeichnet ist.

Mein verehrter Herr Graf!

Aus Ihrem letzten Schreiben ersehe ich mit Vergnügen, daß Ihre herrliche Gallerie nun wieder einen so bedeutenden Zuwachs erhalten hat. Wie freue ich mich, dieses alles bei meiner Rückkehr zu sehen, und es, wie deren Besitzer, in meiner nächsten Nähe zu wissen. Für Overbeck's Bildniß schlage ich Ihnen einen ehemaligen Schüler von mir vor, Max Seitz aus München, der sich hier schon über zwanzig Jahre aufhält und sich ganz vorzüglich entwickelt hat. Er ist der strengen Richtung treu geblieben, welches mir für den Mann, den er hier darzustellen hat, äußerst vortheilhaft erscheint, zumalen da er auch ein gewandter Maler ist und mit großer Liebe ans Werk gehen wird; der Preis von 250 Franken ist ihm recht. —

Meine jetzige Arbeit geht in gemessenen Schritten langsam vorwärts. Hier hat sich noch keine Stimme dagegen erhoben, sie findet vielmehr eine allgemeine Anerkennung. Dieses bestärkt mich allein schon in der Erwartung, daß sie in Berlin total durchfallen wird. Allem menschlichen Ermessen nach sollte man glauben, ich sollte garnicht dort sein, doch Der mich dahin geführt hat, weiß auch warum; zwei Dinge habe ich auch selber gemerkt, erstens, daß ich mich dort mehr als je zusammennehme, zweitens, daß ich da kontinuirlich in der Demuth geübt werde, eine Tugend, ohne welche alle übrigen nichtig sind. Es kommt nicht vom Herrn v. Olfers und seinesgleichen,

daß ich zurückgedrängt bin,[1]) es kommt von Gott; er will die Sache und ihre Vertreter noch einmal durch ein Prüfungsfeuer gehen lassen. Obschon es zum härtesten gehört, was Er mir je auferlegt, so trage ich's mit Ruhe und Ergebung in Seinen Willen.

Frau und Tochter, die sich Gottlob wohl befinden, empfehlen sich Ihnen ganz ergebenst, sowie auch ich in alter unwandelbarer, liebevoller Verehrung Ihr treu ergebenster

Dr. P. v. Cornelius.

P. S. Da Ihr verehrtes Schreiben mir abhanden gekommen ist, so bitte ich, mir bei der gütigen Mittheilung Ihrer Willensmeinung das genaue Maß nochmals zu schicken.

No. 72. Piazza Barberini. Rom, den 9. Oktober 1854.

Eine gedruckte Anzeige der Heirath zwischen Maria Cornelius und dem Conte Filippo Marcelli aus Rom vom 29. Mai 1855 (Nr. 30, S. 85) ist das letzte der Stücke, welche sich auf das Verhältniß von Cornelius zum Grafen Raczynski beziehen. Später hat der letztere seinem Liber veritatis noch mehrere Schriftsachen (Nr. 31 u. ff., S. 89—104.) hinzugefügt, die durch eine Stelle in meinem Cornelius-Buche veranlaßt worden waren und über die er in seinem Kataloge, zu dem Gemälde der Gruppe, Mittheilungen gemacht hat.

Nr. 76.

Bemerkungen von Cornelius zu der „Geschichte der neueren Kunst u. s. w." des Grafen Raczynski.

Graf Raczynski hatte mir außer dem Liber veritatis noch fünf lose Blätter mitgetheilt, die ursprünglich dem Manuscripte des Raczynski'schen Werkes „Histoire de l'art moderne en Allemagne" angehörten, die aber auf den unbeschriebenen Rückseiten von Cornelius

[1]) Vergl. oben S. 120.

mit Bleistift beschrieben worden waren. Die einzelnen Bemerkungen beziehen sich auf Stellen der Raczynski'schen Handschrift, welche danach berichtigt, unterdrückt, erweitert oder umgeändert wurden. Einige der Cornelius'schen Sätze sind wörtlich in das Buch aufgenommen worden. Ich gebe nun hierunter diese Aufzeichnungen wieder und mache da, wo die Beziehung zum Raczynski'schen Werke klar und bestimmt sich zeigt, die Hinweise auf die deutsche Ausgabe des letzteren. (Berlin 1840.)

Erstes Blatt.

Sei er kein schellenlauter Thor,
Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor.
(Goethe's Faust.)

Dieses ist allerdings mein Motto.

Demgemäß verachte ich jedes Machwerk und erkenne nichts als Kunst an, was nicht lebt; aber die Grade des Lebens in der Kunst sind so unendlich als die der Natur selbst, und wenn ich das geringste Leben mit Zärtlichkeit lieben kann (die Niederländer), so werde ich darum nicht irre an der höchsten vollendetesten Anforderung menschlichen Kunstvermögens, und nur mit Absicht kann man verkennen wollen, daß ich mit allen Kräften das Mögliche zu leisten gesucht habe, durch Lehre und durch die That.

Dieser Satz ist bei Raczynski Band III. S. 202/3 wörtlich abgedruckt. — Die ursprüngliche Manuscriptstelle, auf welche die folgende, Overbeck's Nachahmer betreffende Bemerkung sich bezieht, scheint unterdrückt oder doch gänzlich umgeändert worden zu sein. Aehnlich äußerte sich Cornelius wiederholt zu mir, wie ich oben S. 129 und a. a. O. mitgetheilt habe.

Ich kann hier leider nicht mit einstimmen; ich glaube z. B. nicht, daß einer von diesen Herren im Ganzen genommen Overbeck erreichen, noch weniger übertreffen wird. Wenn einmal Einer kommt, der die Eigenschaften aller dieser d. h. die guten hat und dabei wahrhaft demüthig ist, und das Glück das Seinige dabei thut, so könnte es gehen. Den moralisch religiösen Kern vermisse ich.

Ich bitte alles oben Gesagte mehr aufzufassen als buchstäblich zu nehmen.

Zweites Blatt.

Ich glaube, daß man in den Figuren der Apostel in Neuß (die ich übrigens gleichsam auf die Wand hin improvisirte) bei genauer Betrachtung einiges Studium nach Raphael erkennen wird.

Mit dieser Arbeit erscheine ich nun auf einmal als Deutscher und, wie ich glaube, nicht blos äußerlich; konnte ich Dieses durch einseitiges Studium der Antiken?

Mein Streben und meine Natur tendirte von Jugend auf nach Objektivität, Universalität ꝛc.; ich selbst halte mich für eine komplicirte Natur und man muß sich hüten, mich in eine Categorie zu bringen, z. B. Michelangelo ꝛc.; ich bin leider sehr entfernt davon.

Der erste und zweite der vorstehenden Absätze sind dem Sinne nach bei Raczynski III. S. 199 wiedergegeben worden; der zweite bezieht sich auf den „Faust." Der dritte Absatz findet sich S. 199 und 200 wörtlich abgedruckt.

Drittes Batt.

Es ist mir unmöglich, den Kreis geistiger Entwickelung während meines Aufenthaltes in Rom in so kurzen und dürftigen Notizen darzustellen. Aber ich darf sagen: es wurden die Bahnen von Jahrhunderten durchkreist. Ich spreche hier nicht blos von mir, sondern von jenem Verein von Talenten und Charakteren, die getragen von allem, was das Vaterland und Italien Heiliges, Großes und Schönes, was der begeisternde Kampf gegen französische Tyrannei und Frivolität in allen bessern Gemüthern so tief aufregte, damals in so reichem Maße darbot.

Vorher wurden auf meine Veranlassung die Fresko-Malereien bei Bartholdy mit aufopfernder Begeisterung ausgeführt. — Das Resultat kennt man.

A proposito Eberle! Hier gäbe es eine höchst interessante Paralise[1]) aufzustellen zwischen den gefangenen Juden Eberle's und Bendemann's — ein Feld um kritisches Talent (worauf es jetzt doch ankommt) zu entwickeln.

---

[1]) Dieses Wort scheint verschrieben, und es scheint an Parallele und Analyse gedacht worden zu sein.

Der erste Absatz ist S. 201 wörtlich wiedergegeben. Der Vergleich, zu welchem in dem letzten Absatze aufgefordert wird, ist auf S. 226 desselben III. Bandes angedeutet worden.

Viertes Blatt.

Es war nicht leicht eine Gattung von Malerei, worin ich mich nicht geübt, wenn es verlangt wurde. Es waren oft geringfügige Aufträge, denen ich eine Kunstweihe zu geben trachtete, theils aus angeborenem Trieb, theils durch des Vaters Lehre, welcher immer sagte, daß wenn man sich bemühe alles, was man mache, aufs beste zu machen, man auch bei allem etwas lernen könne.

Von diesem Satze ist nichts wahr; obschon ich intervallenweis fleißig nach den Antiken gezeichnet habe, so war ich diesen Uebungen nie auf eine absolute, akademische, geisttödtende Weise hingegeben. Dieses, sowie jedes andere Studium, z. B. des Modells ꝛc. trieb ich auf eigene Weise; ich versuchte nämlich (um Phantasie und Gedächtniß zu üben) häufig Das, was ich zu meinem Studium nach diesen Vorwürfen gezeichnet hatte, nachher aus dem Gedächtniß zu wiederholen. Die Natur verlieh mir ein ungewöhnliches künstlerisches Gedächtniß, aber durch diese Uebungen brachte ich's so weit, daß ich oft gesehene Gegenstände, sowohl aus dem Reiche der Natur als der Kunst, aus bloßer Erinnerung so nachzuzeichnen wußte, daß selbst geübte Augen es für unmittelbare Nachbildung hielten. — Mein Vater ließ mich von Jugend an immer nach Raphael, d. h. nach einzelnen Köpfen aus den Stanzen, dann nach Marc Antonio's Kupferwerken, nach Volpato ꝛc. (zeichnen.)

Der erste Absatz ist S. 197 wörtlich abgedruckt, der zweite S. 198 dem Sinne nach wiedergegeben worden. Auf der ehemaligen Vorderseite dieses Blattes hat Cornelius am Rande neben den französischen Text geschrieben:

Der Faust wurde in Frankfurt angefangen, 1810, 1811, in Rom fortgesetzt.

Fünftes Blatt.

Ein Feldherr kann nicht wie ein Leutnant auf die Wache ziehen, aber er kennt den Dienst und weiß, wo es Noth thut, ihn zu handhaben.

Dieses ist eine ganz falsche Auffassung meiner Persönlichkeit. In Düsseldorf, wo ich gleichfalls alles in allem war, habe ich unter anderm das Modellstudium fast ganz allein geführt, und meine alten Schüler, Kaulbach, Ruben, Stilke ꝛc. ꝛc., mögen sagen wie? Hier in München war es eine andere Sache; der König selbst hat sie am besten charakterisirt, indem er mir den Auftrag ertheilte, diejenigen Männer vorzuschlagen, welche geeignet wären, in jenen großen Geist einzugehen, nachdem er die alten Professoren quiescierte. Er sagte: Sie müssen der Feldherr sein, und jene die Divisions-Generale.

Diese Bemerkungen beziehen sich auf die Leitung der Akademien in Düsseldorf und München. Wegen der zuletzt wiedergegebenen Aeußerung des Königs Ludwig vergl. oben S. 39.

Unterschrift vom 28. April 1817.

Unterschrift vom 3. Februar 1857.

III.

Anderweitige Mittheilungen

über die

Person und das Leben von Cornelius.

In diesem Abschnitte findet der Leser eine Anzahl von Mittheilungen über die Person und das Leben von Cornelius zusammengestellt, welche in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen zerstreut sind, wo sie entweder ziemlich verborgen liegen oder nicht vermuthet werden. Auch einiges Handschriftliche, welches mir von befreundeter Seite zugestellt wurde, ist beigefügt worden. Jene Mittheilungen aus gedruckten Quellen kann ich im allgemeinen nicht ihrem ganzen Umfange nach wiedergeben; ich beschränke mich darauf, dieselben und deren Inhalt zu bezeichnen und einige besonders wichtige Stellen herauszuheben. Die Anordnung habe ich, soweit möglich, der Zeitfolge entsprechend gemacht.

Ludwig Vogel, welcher zu Rom dem Kreise der Klosterbrüder angehörte, berichtete über Cornelius' Eintritt in denselben in einem Briefe an seine Eltern in Zürich vom 20. März 1812. Er wurde dort seiner ausgezeichneten künstlerischen Leistungen wegen, aber „besonders wegen seinen reinen Grundsätzen und ernstem Willen" auf das herzlichste aufgenommen, und diese Aufnahme wurde in einer Zelle von S. Isidoro mit Wein und Gesang, mit Lebehochs und Scherzen gefeiert. Man wird sich erinnern, daß der Kreis der Klosterbrüder eine ganz freie Vereinigung war und daß Cornelius für seine Person nicht die Wohnung in dem alten Kloster theilte. Zu Ende desselben Jahres 1812 verließ Vogel Rom. Bei dem Abschiedsmahle, welches die Freunde ihm gaben, „überraschte ihn Cornelius mit einem kleinen aber höchst seelenvollen Liede, das er auf diese Gelegenheit gemacht" hatte.

Trotz mancher Abweichungen in ihren Ansichten und trotz des heftigen Wesens Beider, blieben sie doch gute und treue Freunde, wie das der bei E. Förster (I. S. 133/4) abgedruckte Brief von Cornelius an Vogel darthut. Dieser Brief, welcher kein Datum trägt, steht mit einem Schreiben Vogel's an seine Eltern aus dem Frühjahre 1813 in Beziehung, wo er, augenfällig auf Grund dieses Briefes, von Cornelius berichtet, dessen Lust nach England zu gehen und dessen Zorn über die kleinliche Auffassung großer Sachen in der Kunst in Deutschland erzählt. Die Erklärung des Adlers, welchen nach Förster Cornelius neben seinem Namen gezeichnet hatte, ergiebt sich aus dem oben S. 210. Mitgetheilten.

S. Vögelin, Das Leben Ludwig Vogel's u. s. w. Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1881. S. 31/2. 37.

In den langwierigen, verwickelten und oft sehr aussichtslosen Verhandlungen, welche der Verlobung des Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern voraufgingen, wandte sich, anscheinend im Sommer 1821, der Adjutant des Kronprinzen, Major von Schack, an Cornelius „um — wie Friedrich Thiersch schrieb — durch diesen vortrefflichen und sichern Mann lautere Nachrichten von der Prinzessin, der Art, wie sie den traurigen Fall betrachte und trüge, für den Kronprinzen zu bekommen." Cornelius übergab die Angelegenheit an Thiersch, welcher Lehrer der Prinzessinnen gewesen war und die genauesten Beziehungen am Hofe hatte. Ohne auf den weiteren Verlauf der Angelegenheit hier einzugehen, hebe ich nur hervor, daß das Vertrauen, welches Cornelius geschenkt wurde, sehr beachtenswerth erscheint. Cornelius war damals, als Direktor der Kunstakademie in Düsseldorf, noch preußischer Beamter, und zugleich stand er durch den Kronprinzen Ludwig in München in nahen Beziehungen zum Königshause. Da nun der Kronprinz Friedrich Wilhelm ihn schon damals auch sehr schätzte, so erhielt er diesen Auftrag. Derselbe beleuchtet ein Verhältniß, das Cornelius nie aus dem Auge verlor, an das er schon Ende der zwanziger und besonders Anfang der dreißiger

Jahre ernstlich wieder dachte und das 1840 in seiner Berufung nach Berlin von neuem auflebte.

H. W. J. Thiersch, Friedrich Thiersch's Leben. I. S. 262. Leipzig und Heidelberg 1866.

Am 19. März 1824 schrieb Johann Heinrich Voß von Heidelberg an den bekannten Sprachgelehrten Christian August Lobeck zu Königsberg in Preußen:

„Dem katholischen Maler Cornelius gab Creuzer mit den Seinigen[1]) im Herbst 22 einen Schmaus im Wirthshause; da ward ihm die Gesundheit des Papstes gebracht, die er kalt annahm, und Voß als Gegner, als Heidenpapst getadelt; nach Tische führte Cornelius einen katholisch gewordenen Maler[2]) zum Buchhändler Winter, um noch einmal Cranach's Bild, Luther nach dem Tode, zu sehen; nachdem er die Kunst bewundert, sprach er zum Proselyten: Und welch ein Kopf voll Kraft und Ruhe! der hatte nichts im Sterben zu bereuen! Im vorigen Herbst, auf einer eiligen Durchreise nach Düsseldorf, kam Cornelius noch spät Abends, mich zu sehen; das letzte Mal habe er meinen Kummer um den trefflichen Sohn nicht stören wollen; er war auffallend herzlich und liebevoll; bei Creuzer hatte er sich entschuldigen lassen."

L. Friedländer, Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel u. s. w. Leipzig 1861.

Am 11. Juli 1824 war Cornelius von Düsseldorf nach Köln gekommen, um Schinkel'n, welcher daselbst Geschäfte halber, besonders in Angelegenheiten des Domes, sich aufhielt, zu sehen. Schinkel schreibt darüber am folgenden Tage an seine Frau: „Einen Tag später besuchte uns Cornelius aus Düsseldorf, mit dem ich einen ganzen Tag zusammenblieb und, weil es Sonntag war, die Kirchen der Stadt hinter einander besah. Man wird dabei entsetzlich müde."

A. von Wolzogen, Aus Schinkel's Nachlaß. II. S. 125. Berlin 1862.

---

[1]) Es sind dies die kurz zuvor erwähnten Genossen der Creuzer'schen Mystikergesellschaft: Mohr, Daub, Schwarz, Abegg.

[2]) Cornelius' Freund Keller, der zu Rom katholisch geworden war.

Der Kupferstecher Julius Thaeter war, als ein junger Mann von 22 Jahren, im September 1826 nach Nürnberg gekommen, um sich in seiner Kunst unter Reindl weiter zu bilden. Er hatte dort gleich den Zeichner und Maler Johann Jakob Kirchner (1796—1837), der ein Freund und Verehrer von Cornelius war, kennen gelernt. Kirchner erzählte ihm oft und viel von Cornelius, und Thaeter machte darüber Aufzeichnungen in seinem Tagebuche.[1]) In diesem Tagebuche, welches ich einsehen konnte, befindet sich unterm 25. November 1826 die folgende bemerkenswerthe Stelle:

So konnte mir Kirchner den Cornelius nicht herrlich genug schildern; und er erzählte mir unter anderm: Wie Cornelius mit seiner Frau im vorigen Jahre hier war, besuchte er mich und bat mich, bei ihm zu essen. Als ich zu ihm kam, war Reindl und noch zwei Freunde von mir dort. Jetzt ging's zu Tische, und Cornelius nahm Reindln und führte ihn auf den Stuhl zu seiner Linken; „und Du, Kirchner, mußt zu meiner Rechten sitzen," und mit diesen Worten wies er mir meinen Platz an. Nach Tische entfernte sich seine Frau, und dafür kam zuerst Punsch auf den Tisch, davon jeder drei tüchtige Gläser voll trinken mußte; dieser machte uns nun Alle lustig, besonders mich. An einem andern Orte würde ich nicht so viel getrunken haben, aber hier, an der Seite eines so geistreichen Mannes, eines so lieben Freundes, trank ich wacker mit. Reindl war sehr lustig, aber sah neben Cornelius wie ein echter Philister aus. Jetzt ging nun das Champagner-Trinken an, da wurden wir alle berauscht, ich besonders; ich rief immer, wenn ein Anderer, als Cornelius, mit mir reden wollte: ihr könnt mir Alle auf den Buckel kriechen, nur Cornelius ist mein Freund, nur wegen Cornelius bin ich da. Und so erzählte mir Kirchner weiter, was sie noch Alles angegeben hätten, wie ihn die Andern zu Hause geführt hätten und dergl. . . . .

Unter den näheren Freunden von Cornelius tritt Gotthelf Heinrich Schubert hervor, von dem wir eine Aufzeichnung über sein erstes Zusammentreffen mit jenem besitzen. Schubert war Pro-

[1]) Siehe meine ausführlichen Mittheilungen über Thaeter in meinen „Kunstgeschichtlichen Vorträgen und Aufsätzen" S. 270,1.

fessor an der Universität in Erlangen und wurde im Sommer 1826, an Spix' Stelle, zum Professor der Naturgeschichte in München ernannt. Am 15. Mai 1827 kam er dahin. Gleich am Abende eines der ersten Tage sah er im Hause seines Freundes Fr. von Roth mit Ringseis Cornelius. Er schrieb über diese Begegnung:

„Am Abende mit Ringseis sah ich zum ersten Male den Peter Cornelius, den Mann mit dem Siegel der geistigen Großmacht auf der Stirn. Wäre ich auch niemals mit ihm so nahe, auf Lebenszeit befreundet worden, hätte ich ihn auch nur jenes eine Mal gesehen und gesprochen, ich würde es als ein merkwürdig bedeutendes Ereigniß meines Lebens rühmen: auch ich habe den Peter Cornelius persönlich kennen gelernt."

Gotthelf Heinrich von Schubert, Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie ꝛc. 3 Bde. Erlangen 1854/6. III. S. 689.

Im August 1827 war Moritz von Schwind zum ersten Male, 10 oder 12 Tage lang, in München. Er fand bei Cornelius freundliches Entgegenkommen und hat eine genaue und anziehende Beschreibung einer kleinen Abendgesellschaft bei demselben gegeben, an der außer ihm noch Schnorr, Heinrich Heß, Eberle und die Frauen und Kinder des Hauses Theil nahmen. Im folgenden Jahre siedelte Schwind, 24 Jahre alt, dann ganz nach München über, um sich unter Cornelius und Schnorr weiter zu bilden.

H. Holland, Moritz von Schwind, sein Leben u. s. w. Stuttgart 1873. S. 28—41. Vergl. oben S. 128.

Ludwig Walesrode hat in der Wiener „Neuen freien Presse" über ein Abenteuer berichtet, welches der Stillebenmaler Wilhelm Preyer aus Düsseldorf im Cornelius'schen Hause zu München gehabt haben soll. Die Geschichte ist spaßhaft und unterhaltend und deshalb in eine Menge anderer Blätter übergegangen; ich habe sie aus der Leipziger „Deutschen allgemeinen Zeitung" vom 11. Mai 1870 kennen ge-

lernt. Aber sie ist romanhaft aufgestutzt und leidet an thatsächlichen Unrichtigkeiten, so daß sie nur mit starken Zweifeln aufgenommen werden kann. Das Thatsächliche an derselben wird in Folgendem bestehen: Preyer war bekanntlich ein zwergartig kleiner Mensch, der sich auch etwas knabenhaft trug und eine dünne Stimme hatte. Er kam nach München und wollte seinen Freund Cornelius besuchen, traf diesen aber nicht zu Hause und wurde von dem Dienstmädchen abgewiesen. Das wollte er sich aber nicht gefallen lassen, und durch den Wortwechsel aufmerksam gemacht, kam Frau Cornelius herzu. Diese hielt ihn für einen Knaben, nahm ihn mit in die Stube und unterhielt sich mit ihm. Der Irrthum wurde durch den Eintritt und die Begrüßung von Cornelius aufgeklärt. Alles Uebrige, die angeblich gesprochenen Worte, das Sitzen Preyer's auf dem Schooße von Frau Cornelius, deren Schreien, Entsetzen und Aufspringen u. s. w. erscheint als romanhafter Aufputz. Preyer war 1803 geboren. Der Vorfall muß, wenn er wirklich stattgefunden hat, in die Zeit zwischen 1836 und 1840 fallen.

Der in diesen Blättern mehrfach genannte Maler Ferdinand Wagner in Augsburg hatte im Jahre 1835 die Kunstakademie in München bezogen und daselbst auch unter Cornelius' eigener Leitung gearbeitet.[1]) Ueber dieses sein Verhältniß zu Cornelius ließ er sich in einem Briefe an mich folgendermaßen aus:

Ich hatte leider nur zu kurze Zeit das Glück unter der persönlichen Leitung des Direktors v. Cornelius zu stehen, und dieses größtentheils nur beim Modell-, dem s. g. Aktzeichnen, da gerade damals in der Ludwigskirche gemalt wurde. Ich weiß wohl noch sehr gut, wie wir uns Alle freuten, wenn Cornelius den Akt stellte. Es waren immer die schönsten Stellungen, und da dieselben von allen Seiten gleich schön und dankbar sich zum Zeichnen machten, ersah ich wohl daraus, daß Cornelius ein ebenso großer Bildhauer geworden wäre, wie er als Maler war. Außerdem durfte ich

[1]) Siehe meinen Aufsatz über Ferd. Wagner in meinen „Deutschen Kunststudien" S. 343.

ihm immer meine Kompositionen vorlegen, welche er mit Interesse anzusehen die Güte hatte, und mir viel Aufmunterung zu Theil werden ließ.

Nach dem Tode von Cornelius hielt Professor Sepp im christlichen Kunstverein zu München eine „Gedächtnißrede" auf den Heimgegangenen, in die er auch Mittheilungen über eine persönliche Begegnung mit Cornelius im Jahre 1845 zu Rom verflocht. Cornelius wohnte damals auf der Via della ripetta, wo ihn Sepp, den er von München her kannte, aufsuchte.[1]) Sepp erzählte ihm von dem Kunsttreiben in München, besonders der Schorn'schen „Sündfluth" und setzte ihm in längerer Rede auseinander, daß dies eine Aufgabe für ihn gewesen sein würde. Darauf erwiderte Cornelius:

„Der Gegenstand würde mir allerdings entsprechen, und ich könnte an eine frühere Skizze anknüpfen; aber woher die Zeit nehmen, und Andere sind auch Maler. Erinnern Sie sich doch, wie Napoleon zu David sagte: ‚Wieviel Maler habe ich in meinem Reiche? Einen und noch ein paar dazu. Ich will also die übrigen unter die Soldaten stecken.' David entgegnete: ‚Wären die Vielen nicht, so könnten die Wenigen es nicht zu etwas Vorzüglichem bringen."

Ein anderes Mal erwähnte Sepp die Malereien in der Villa Massimi, und Cornelius ergriff diese Gelegenheit, um über Dante zu reden, in dem Sinne wie ich hier mehrmals berichtet habe. Dann fügte er hinzu:

„Die Heutigen verstehen ihn nicht mehr; dafür meißeln und malen sie uns Tanzmeister vor, wie wir sie vor und in der Paulskirche sehen; sie sind auch nicht im Stande diesen Bau würdig herzustellen."

Diese Beurtheilung des Neubaues von S. Paolo fuori le mura durch einen Mann wie Cornelius erscheint mir wichtig. Ich selbst habe ganz den nämlichen Eindruck dort empfangen und freue mich, auch hier in Cornelius eine Bestätigung meines Urtheiles zu finden.[2])

---

[1]) Vergleiche hier S. 149.

[2]) Siehe meine „Italienischen Blätter", S. 325.

Als Sepp dann noch von Wolfram von Eschenbach gesprochen hatte, bemerkte Cornelius in Bezug auf dessen Werke:

„Ich kenne sie nicht näher. Hätte König Ludwig davon gewußt, er würde in seiner Residenz für diese neue Bilderreihe Platz gefunden haben."

Außerordentliche Beilage zur Augsburger Postzeitung, leider ohne Nummer und Datum.

Der Professor Rudolf Hofmann, Inspektor des großherzoglich hessischen Museums zu Darmstadt, welcher daselbst am 28. Oktober 1882, zweiundsechzig Jahre alt, gestorben ist, hatte die Güte gehabt, auf meine Bitte seine Aufzeichnungen über mehrere Begegnungen mit Cornelius zusammenzustellen. Er faßte sie in einem an mich gerichteten Briefe zusammen, den ich hier, mit Hinweglassung des Einganges und Schlusses wiedergebe. Hofmann erzählt:

Ich schicke voraus, daß ich Cornelius zum ersten Male in den vierziger Jahren bei einem Feste gesehen habe, welches die Münchener Künstler ihm auf seiner Durchreise veranstaltet hatten. Es ist mir davon wegen seines originellen Humors noch ein Toast im Gedächtniß geblieben, den er ausbrachte, als ihm ein von Kreling modellirter, mehr als zwei Fuß hoher Humpen als Ehrengeschenk überreicht worden war. Er sagte ungefähr:

„Im Alterthum hat es einmal einen berühmten Athleten gegeben — ich glaube er hieß Milon —, von dem wird erzählt, daß er, als seine Kuh einst ein Kalb geworfen, dieses Kalb täglich auf die Schulter zu nehmen pflegte, und als das Kalb wuchs setzte er seine Uebung fort, und als es immer größer wurde, ließ er nicht nach und brachte es dahin, daß er auch den ausgewachsenen Stier auf seinen Schultern trug. So möchte ich es mit diesem Pokale machen. Ich könnte ihn heute nicht austrinken, aber ich möchte täglich etwas mehr hineinthun, bis ich im Stande wäre, ihn bis zur Neige zu leeren — und das alles auf das Gedeihen der deutschen Kunst!"

Erst in Rom im Winter 53/54 kam ich in persönliche Beziehung zu ihm. Hübsch, der jenen Winter ebenfalls dort zubrachte, hatte mich ihm empfohlen, und ich erinnere mich mit Vergnügen meines ersten Besuches bei ihm. Er wohnte damals in Casa Bartholdy und empfing mich und den

Bildhauer Lotsch in jenem Raume, den er einst mit Overbeck, Veit und Schadow ausgemalt hatte, in jener eigentlichen Wiege der neudeutschen Kunst. Mit den Worten „warten Sie, ich bin gleich wieder da" verließ er uns nach der ersten Begrüßung und erschien dann wieder mit einem großen Laib Brod.

„Das ist das Beste," sagte er, „was ich Ihnen vorsetzen kann, deutsches Hausbrod, von einem deutschen Bäcker hier gebacken. Sie werden's sonst nicht finden. Ich hab's schon angebissen."

Wir mußten uns jeder ein Stück herunterschneiden, und, als eine Flasche Wein dazu erschienen war, meinte er:

„Der feinste Geschmack wird doch nichts besseres als Wein und Brod herausfinden können."

Seitdem war ich allezeit freundlich und herzlich bei ihm aufgenommen, wenn ich ihn in längeren Zwischenräumen in seinem Studio besuchte, um die Fortschritte seiner Arbeit — der Erwartung des Gerichts — zu sehen, oder Abends, wo ich in der Regel mit einigen Freunden, Herm. Wislicenus, Joh. Schilling, H. Hofmann und Strauch, der nicht lange darauf starb, zusammentraf. Mitunter war auch eine größere Gesellschaft zu finden, selten fehlten der alte Platner und E. Braun. Cornelius ließ da manches gewichtige Wort fallen, wie denn alles, was er sagte, ebenso wie das, was er machte, Styl hatte, aber die Pflichten des Wirthes und die Rücksicht auf seine Gäste, denen er gerne das Wort gönnte, machten ihn dann weniger redselig. Im Zwiegespräch, allein mit ihm, gab er sich dagegen gerne und ganz. So werden auch Sie ihn gekannt haben. (S. 26.) Er erzählte dann gerne Geschichten; so erinnere ich mich, daß einst die Rede auf die Düsseldorfer Schule kam und auf Lessing, von dem gesagt wurde, er verzichte darum auf den Besuch Italien's, damit er seine Originalität bewahre.

„Das erinnert mich," meinte Cornelius, „an die Geschichte des Joh. Veit, eines längst verstorbenen Bruders von Philipp Veit, der als junger Künstler nach Rom kam und sich an den auch als Dichter bekannten und damals als Autorität geltenden Maler Müller gewandt hatte, damit er ihm Anleitung und Rath gebe, wie er seine Studien zu verfolgen habe. Müller sagte ihm: ‚Gehen Sie täglich in den Vatican und sehen Sie, was Rafael und Michel Angelo gemacht haben und dann versuchen Sie zu Haus, ob Sie es auch so können.' Als Veit meinte, auf diese Art fürchte er seine Originalität zu verlieren, sagte ihm der Maler Müller:

‚Wissen Sie was, wer die Tasche voll Geld hat, thut wohl daran die Hand darauf zu halten, wer aber nichts hat oder wenig, hält besser den offnen Beutel dar, damit etwas hineinkommt.“

Im Jahre 55 wird es gewesen sein, daß ich ihn mit zwei Freunden in Ariccia besuchte, wo er seinen Sommeraufenthalt machte.[1]) Er hatte seine Arbeit, jenen Carton, mitgenommen und vor demselben kam das Gespräch auf die kirchliche Kunst der Gegenwart. Cornelius äußerte, daß manche neue oder noch lange nicht gelöste Aufgaben für sie vorlägen, er erinnere nur an die für die wenigsten der Apostel festgestellten Typen, diese Typen könnten auch für die andern gefunden werden, in den Evangelien und in der Legende fänden sich schon Anhaltspunkte. „Muß man es nicht,“ sagte er, „dem Bartholomäus ansehen, daß er sich hat schinden lassen?“ Auch für die Engel oder vielmehr die Engelchöre fehlten noch feststehende und zu allgemeiner Geltung gelangte Typen, als Anleitung sei hier das auch von Dante benutzte Werk des Dionysius Areopagita zu empfehlen, der das Wesen, die Gliederung und die besonderen Aufgaben der verschiedenen Engelchöre unterscheide. Mir hatte er damit den Schlüssel gegeben für das Verständniß seiner eigenthümlich herrlichen und majestätischen Engel, die so völlig die hergebrachte süßlich unreife Mädchennatur abgestreift haben.

Ungefähr in jene Zeit fällt auch das Fest, welches die deutschen Künstler dem von schwerer Krankheit genesenen und nach Rom geeilten König Ludwig in Villa Albani veranstalteten.[2]) Cornelius, der zur Rechten des Königs saß, brachte sein Hoch aus und motivirte es durch die Aufzählung dessen, was die Kunst ihm verdanke. Eine Stelle, worin er die durch den König ins Leben gerufene Thätigkeit der Künstler schilderte, ist mir ziemlich genau im Gedächtniß geblieben.

„Es war nicht so,“ sagte er, „wie es von dem ‚modernen‘, jawohl ‚modernen Vasari‘ erzählt wird, es war auch nicht so, wie es Kaulbach an den Wänden der neuen Pinakothek zu München dargestellt hat, es war vielmehr ein heiliger Ernst und die reinste Begeisterung, die uns alle erfüllte.“

Cornelius war kein Schmeichler, sondern er war freimüthig und ehrlich

---

[1]) Cornelius wohnte während seines letzten römischen Aufenthaltes wiederholt im Sommer zu Ariccia, ganz bestimmt im Jahre 1855. (Vergl. den Brief bei E. Förster, II. S. 356.)

[2]) Das Fest fand statt am 20. Mai 1855. Siehe mein Cornelius-Buch S. 250 u. ff.

genug, dem König hier öffentlich bezüglich einer seiner neuesten Schöpfungen eine nicht gerade angenehme Wahrheit zu sagen, und daß dieser sie fühlte, zeigte er, indem er eine Bewegung machte, als sei ihm ein Schlag versetzt worden. In ebenso feiner, wie bescheidener Weise erwiderte er übrigens mit wenigen Worten, indem er die Anwesenden aufforderte, mit ihm ein Glas auf das Andenken Winkelmann's zu leeren. —

Auf meine Bitte besuchte mich Cornelius einmal in meinem Atelier, um eine angefangene Arbeit zu beurtheilen. Damit mir nichts von seiner eingehenden Kritik, die sich besonders auch auf das Kolorit erstreckte, verloren gehen könne, schrieb ich unmittelbar, nachdem er mich verlassen hatte, alles, was er gesagt, nieder, ebenso eine sich daran knüpfende, mir denkwürdig scheinende Aeußerung über Kaulbach. Es war nämlich kurz vorher in der Augsburger allgemeinen Zeitung eine scharfe Beurtheilung der Kaulbach'schen Illustrationen zu Shakespeare erschienen und hatte eine Entgegnung — ich glaube von M. Carriere — hervorgerufen, in welcher die eminente Bedeutung Kaulbach's hervorgehoben und gleichsam als Fortschritt über die Kunst seines Meisters bezeichnet war. Darauf wandte sich alsbald das Gespräch.

„Das ist ja eben eine Teufelshetze," so begann Cornelius, „in der Zeitung wegen des Kaulbach's und seiner Stellung zu mir. Das erinnert mich an das Verhältniß Goethe's zu Tieck. Da hatten die Romantiker zuerst gedacht, den alten Goethe für sich zu gewinnen, wenn sie ihn streichelten und herausstrichen. Er aber schwieg stille dazu. Nun fingen sie an, den Tieck auf den Schild zu heben und gar über ihn zu stellen. Darauf sagte Goethe: ‚Ich weiß wohl, daß ich mich mit Shakespeare nicht messen kann, aber ebensowenig kann Tieck es wagen sich neben mich zu stellen.' Ebenso sage auch ich:" — fuhr er fort — „Mit Michel Angelo und Raphael kann ich nicht in die Schranken treten; aber auch Kaulbach nicht mit mir."

Als ich im Mai 56 von Rom scheiden mußte und mich bei ihm verabschiedete, war gerade der Postbote dagewesen, der ihm einen Brief gebracht hatte.

„Es wird Sie wohl auch freuen," — sagte er — „vor Ihrer Abreise noch zu erfahren, was mir eben von Berlin geschrieben wird. Endlich ist gegründete Aussicht vorhanden, daß Dom und Camposanto gebaut werden und auch meine Cartons zur Ausführung gelangen. Dann soll mich's nicht reuen, daß ich an die Spree verschlagen worden bin."

Da ich ihm erwiderte, ich müßte es für eine Sünde unsrer Nation

halten, wenn es nicht dazu käme, und meine Ueberzeugung aussprach, wie ganz anders seine fertigen Werke an den Wänden und an der Stelle wirken würden, für die sie gedacht seien, als, wenn auch noch so geehrt und bewundert, in irgend einer Kunstsammlung, meinte er:

„Ja Sie haben recht, die Museen sind doch nur die Beinhäuser der Kunst."

Er dachte damals nicht, daß man lange Zeit an der Spree nicht einmal ein Beinhaus für seine Werke haben werde.

Sieben Jahre später im Frühjahr 63 war es mir vergönnt, ihn in Berlin wieder zu sehen; und worüber er während meines ungefähr zweistündigen Besuches sich ausgesprochen, das habe ich am selben Tage noch in mein Tagebuch eingetragen, dessen Aufzeichnungen ich hier einfach wiedergebe — nur soweit vervollständigt, als es nöthig war, damit auch ein dritter sie überall verstehe und mit Auslassung dessen, was nur ein persönliches Interesse für mich hat. Nach der ersten Begrüßung, wobei er — ein Zeichen seines trefflichen Gedächtnisses — an unsre letzte Unterredung in Rom anknüpfte, bekannte er, daß ihm diesmal der Abschied von Rom, wenn auch immer die Sehnsucht bliebe, sehr erleichtert worden sei. Als einen der Gründe nannte er die deutschfeindliche Stimmung der Italiener. Dann erzählte er, daß er die Freude gehabt, nach so vielen Jahren wieder mit Philipp Veit zusammenzukommen, der nach seiner Ueberzeugung als Künstler nicht genügend gewürdigt sei. Er selbst stimme mit ihm jetzt mehr als mit irgend einem andern zusammen; zwar habe es auch eine Zeit gegeben, wo Veit mit ihm nicht zufrieden gewesen sei, die Glyptothek habe er einst halbwegs als heidnischen Gräuel angesehen. Als dann das Gespräch sich auf Overbeck wandte, meinte Cornelius, dessen magere Jahre seien nicht nur das beste in der Casa Bartholdy, sondern ließen auch erkennen, wievielmehr in Overbeck gesteckt habe, als später in einseitiger Berücksichtigung der vorrafaelischen Meister bei ihm zur Erscheinung gelangt sei. Seine Frau, die was die Römer eine bizzoca nennen gewesen sei, habe ihn in diese Richtung gelenkt. Von Schadow urtheilte er, daß er wohl den Ehrgeiz, nicht aber das Zeug gehabt, mit den beiden und ihm zu konkurriren; aus Ueberhebung sei er in Zerknirschung gefallen, um sich dann wieder besser zu dünken wie andere. Eine Gelegenheit, um sich selbst zum Ritter zu schlagen, ließ er nicht leicht vorübergehen.

„Da hatt' ich auch einmal eine Geschichte mit ihm, die ich Ihnen erzählen muß. Als die Cartons der Nacht und der anstoßenden Zwickelbilder

für die Glyptothek fertig waren, hatte ich meine Freunde, darunter Schadow, gebeten zu mir zu kommen, um sie zu beurtheilen. Nun war bei den Parzen der Fuß der einen wirklich ein Stück zu klein gerathen. ‚Wie kannst Du aber einen solchen Fuß machen,‘ so begann Schadow, nachdem sich die Andern geäußert hatten, und hielt mir eine Rede über den Fuß. Da fiel mir glücklicherweise die Geschichte von Voß ein, der dem Goethe in einem Hexameter einen falschen Versfuß nachgewiesen und ihn darüber zur Rede gestellt hatte. Goethe erwiderte darauf: ‚Voß hat Recht, aber der Versfuß mag stehen bleiben zum Skandal der Welt.‘ Zum Aerger Schadow's auf diese unter uns bekannte Anekdote anspielend, erwiderte ich ihm ebenfalls: Du hast Recht, Schadow, so mag denn der Fuß stehen bleiben zum Skandal der Welt.“ —

Von sich und seinem angestrengten Ringen sagte er dann wiederholt: „Ich hab' mir's sauer werden lassen.“ Dann gedachte er mit Liebe und Dankbarkeit des Königs Ludwig und seiner Verdienste um die deutsche Kunst. Den durch ihn ausgestreuten Samen könne man jetzt selbst in Paris aufgehen sehen in den Arbeiten Flandrin's. Der König und er seien zwar einigemal an einander gerathen, aber es sei nichts davon zurückgeblieben. Noch jüngst habe König Ludwig ihm seinen Wunsch, noch einmal mit ihm in Rom zu sein, zu erkennen gegeben.

Es kam dann die Rede auf die noch ausstehende Besetzung der Direktorstelle für die Kunstakademie in Berlin. Pfannschmidt — sagte Cornelius — würde ihm recht sein und bezeichnete ihn als ganz katholisch in seiner Kunst. Auf meine Entgegnung, daß ich wohl eine christliche, aber keine katholische Kunst kenne, wenn man nicht etwa die Overbeck'sche Richtung darunter verstehen wolle, äußerte er, der Protestantismus leide überhaupt an einem Mangel an Körperlichkeit, sei zu spiritualistisch, um eine selbständige Kunst hervorzubringen und das Volk zu ergreifen. In den hieran sich knüpfenden Erörterungen über die Bekenntnißunterschiede erklärte er, daß er niemals einem protestantischen Christen die Seligkeit abgesprochen habe, bekannte ferner, daß er manche Zweifel zu überwinden gehabt, aber schließlich gerade in der Bibel begründet gefunden habe, was ihm auf den ersten Blick wohl anders vorgekommen wäre. Dann brach er dieses Gespräch ab, um mir den Carton, woran er gerade arbeitete, „Die Kranken pflegen und die Todten begraben“ zu zeigen.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung kam er auch auf die Politik und verbarg seine Sorge nicht, daß schwere Zeiten nahen möchten. Die

fanatisch deutschfeindliche Politik England's oder vielmehr Palmerston's tadelte er als kurzsichtig und verderblich, von den Italienern behauptete er, daß sie wohl Atheisten, niemals aber reformirt Gläubige werden könnten.

Da ich ihm den Gruß einer alten Jugendfreundin, der damals noch in Darmstadt lebenden Frau Wenner, ausrichtete, gedachte er ihrer mit Rührung und warmer Freundschaft und erzählte, wie einst nach einem musikalischen Abend bei Wenner's in Rom, wo der ganze Don Juan durchgespielt und gesungen worden war, noch in der Nacht sein Titelblatt zum Faust entstanden sei.[1])

Dann führte er mich in die unteren Räume des Hauses, wo die fertigen Kartons für das Camposanto aufgestellt waren, und nachdem er mich namentlich auf die von den ersten Entwürfen abweichenden Aenderungen aufmerksam gemacht — ich erwähne besonders „die klugen und thörichten Jungfrauen," wo Christus nicht verdammt, sondern nur von den letzteren sich abwendet oder vielmehr den klugen voll Innigkeit zugewandt ist — verließ er mich, um seinen Spaziergang zu machen, und ich glaube ihn noch zu sehen, wie er mir mit liebevoll gütiger Miene zum Abschied winkte und dann in der ihm eigenthümlichen feierlichen Haltung dem Thiergarten zuschritt.

Für mich bleiben diese Erinnerungen an den herrlichen Mann von hohem Werthe; u. s. w.

Karl von Binzer hat in seinen „Kreuz- und Querzügen durch Italien im Sommer 1876" (Stuttgart 1877) einen Abschnitt dem Aufenthalte in Rom gewidmet, welchen er größtentheils mit Erinnerungen an seinen ersten Besuch daselbst gefüllt hat. Diese Erinnerungen beziehen sich vorzugsweise auf Cornelius (S. 248—262). Binzer knüpft seine Erzählung an die „Wallfahrt" nach dem Bartholdy'schen Hause an, die er 1876 unternahm, „nicht sowohl um sich vom klassischen Werthe der Josephs-Fresken noch einmal zu überzeugen, als um die glücklichen Stunden wieder in das Gedächtniß zu rufen, die er in diesem Zimmer zugebracht" hatte. Cornelius hatte von 1853 an zwei

---

[1]) Wenner und Frau hielten sich im Winter 1814 auf 1815 zu Rom auf; siehe oben S. 211.

Jahre lang diese Wohnung inne[1]), und Binzer war da wiederholt bei ihm gewesen. So versetzte ihn der Besuch des Josephs-Zimmers in jene Zeit zurück.

In gedrängter Fassung hatte er dieser Erinnerung schon in der „Allgemeinen Zeitung" (vom 25. Dezember 1876) Ausdruck gegeben, und ich lasse die betreffende Stelle hier folgen, jedoch mit der Berichtigung, daß die „Erwartung des Weltgerichtes" nicht für das Camposanto, sondern für den Dom bestimmt war. Binzer sagt:

Hier wohnte Cornelius selbst als er den Entwurf zur Erwartung des jüngsten Gerichts für das Camposanto in Berlin in Wasserfarben ausführte. Von sechs Uhr Abends an stand aber dieses berühmte Zimmer seinen Freunden und Verehrern offen. Overbeck fehlte selten bei diesen Zusammenkünften. Cornelius saß auf einem mächtigen Sorgenstuhl, Overbeck und andere Herren ebenfalls auf bequemen Lehnstühlen, die junge Welt, Bildhauer, Maler, Gelehrte und Schriftsteller auf den Divans unter den Fresken angesichts der beiden Greise, die vor mehr als einem Menschenalter die Werke ausgeführt hatten, schon damals im vollen Bewußtsein ihrer Mission. Platner war regelmäßig zur selben Stunde am Platze, Seitz, der feurige bizarre Braun vom Tarpejischen Felsen, Tenerani und so viele andere interessante Zeitgenossen versammelten sich dort. Aus Bonn kam der berühmte Welcker, aus München Lasaulx und Andere. Die Unterhaltung drehte sich immer um die höchsten Fragen der Kulturvölker.

In den „Kreuz- und Querzügen" hat Binzer seine Erzählung sehr ausführlich gehalten. Nachdem er von der Räumlichkeit und dem in der Arbeit begriffenen Werke von Cornelius gesprochen, berichtete er, wie Cornelius mit ihm und dessen Begleitern ausgegangen sei und die jungen Herren in eine Weinkneipe bei S. Maria maggiore geführt habe, an dieselbe Stelle, wo einst (1818) der Kronprinz Ludwig ihm und seinen Genossen das Herz ausgeschüttet hatte. „Seine Worte, sagte Cornelius, übten auf uns eine magnetische Kraft aus." Und dann lobte und rühmte er ihn weiter. „Feurigen Blickes hob er sein Glas mit den Worten: Auf das Wohl des trefflichen Königs Ludwig."

[1]) Siehe oben S. 149, 348.

Auf dem Wege dahin war die Rede auf Berlin gekommen, das Cornelius als ein „undankbares Nest" und eine „dürre Sandbüchse" gescholten hatte. Doch es wurde Widerspruch erhoben und die Bedeutung Berlin's erörtert. Als ihm dann die Frage vorgelegt wurde, wo er selbst wieder hinziehen würde, wenn er Italien noch einmal verließe, etwa nach München, sagte er:

„Nach München könnte ich nie wieder ziehen."

Und als Frankfurt und Dresden genannt wurden, rief er aus:

„Nein, nein. Wenn ich vorher nach deutscher Art tapfer geschimpft habe, so will ich jetzt gerne gestehen, daß ich trotz Allem, was ich dort erfahren habe, selbst Berlin den Vorzug geben muß. Es ist doch ein wichtiger Mittelpunkt heutigen Lebens und wird es bald noch viel mehr werden. Ich werde auch wohl damit schließen wieder hinzugehen, denn man muß nicht zu alt werden oder gar sterben im Auslande."

Das Weitere möge man in dem liebenswürdigen Buche selbst nachlesen. Nur dies Eine will ich noch anführen, daß Cornelius auf dem Rückwege von dem Schmerze redete, „wenn Einen Schüler, auf die man hohe Hoffnungen setzt, und das mit Recht, verlassen." Während er „diese Klage mit tief bewegter Stimme äußerte, rollte eine Thräne über seine hagere Wange." Dieser verlorene Sohn war natürlich Kaulbach.

In Bezug auf die Berlin betreffenden Stellen der Unterhaltung bemerke ich noch Folgendes. Das Mißverhältniß zwischen Cornelius und Berlin war älter und lag tiefer, als er selbst dachte. Zwar war man ihm persönlich während seines Aufenthaltes daselbst 1820 in auszeichnender Weise entgegengekommen, aber seine Werke hatten doch schon damals in den maßgebenden Kreisen kein eigentliches Verständniß gefunden. Hieraus entsprang vielfach nicht nur Gleichgültigkeit, sondern Gegnerschaft, so daß Zeller schon zu Neujahr 1826 von Berlin aus schreiben konnte „Cornelius habe hier sehr viele Feinde."[1]) Diese Stimmung in Berlin erklärt auch mancherlei in der Angelegenheit der Besetzung der Direktorstelle zu Düsseldorf nach Cornelius' Abgange

[1]) M. von Eelking, Künstlerbriefe u. s. w. Leipzig 1869. S. 86.

von dort, und sie giebt Aufschluß über die späteren Vorkommnisse, seitdem Cornelius sich in Berlin niedergelassen hatte.[1])

Als Karl Gutzkow im Frühling 1858 zu Rom war, glaubte er auch Cornelius aufsuchen zu müssen. Aber Gutzkow und Cornelius stimmten nicht zusammen. Gutzkow bekennt seine „tiefgefühlte Ueberzeugung von der innern Meinungsverschiedenheit über die Ziele der modernen Kunst" und „die beklemmenden Erinnerungen an den Christus in der Vorhölle." Cornelius empfing ihn, wie Gutzkow berichtet, „trotz zuvorkommender Herzlichkeit" mit einer höheren Geheimeräthlichkeit, die „unter Umständen recht zugeknöpft sein kann." Cornelius fühlte, wie er mir versichert hat, ganz und voll seinen Gegensatz gegen Gutzkow; er äußerte dabei: „Wir haben uns in Rom mal berochen, aber wir paßten nicht zusammen." Doch versagte er ihm übrigens seine Achtung nicht. Nur das Bewußtsein dieses Gegensatzes machte seine „schüchterne Seele" zurückhaltend.[2]) Von zugeknöpfter Geheimeräthlichkeit war bei Cornelius keine Spur vorhanden. Hierin hat ihn Gutzkow gänzlich mißverstanden. Die Unterhaltung selbst, von der Gutzkow berichtet, bot inhaltlich nichts wesentlich Neues bis auf ihren letzteren Theil, wo Cornelius von Liszt und dessen Aufnahme in Berlin erzählte. Diesen Theil der Gutzkow'schen Mittheilung aber hat E. Förster in sein „Gedenkbuch" (II. S. 421/3) mit aufgenommen, so daß ich ihn hier übergehen kann.

Ich bemerke hier nur noch, daß Gutzkow nicht allein glaubte, der „Christus in der Vorhölle" sei für die Königsgruft bestimmt, sondern daß er in diesem Werke sogar „ein Bindeglied in jener allgemeinen Kette

---

[1]) Vergl. meine „Erinnerungen an Julius Schnorr von Carolsfeld" in den „Kunstgeschichtl. Vorträgen und Aufsätzen" S. 210/248, und meine Abhandlung „Die Anfänge der neueren Kunst in Berlin" in den „Preußischen Jahrbüchern" Band XL. Heft 1.

[2]) Brief an Keller aus derselben Zeit, wo Gutzkow Cornelius besuchte, bei E. Förster II. S. 402.

von allerhöchsten Willensäußerungen" (König Friedrich Wilhelm's IV.) erkannte, „die damals so schwer lastend auf dem Streben und Bewegen der Nation lag." Damit hatte doch das schon in München angefangene und dem Grafen Raczynski gehörige Werk keinen Schimmer von Gemeinschaft! Und mit solchem phantastischen Vorurtheile trat er Cornelius gegenüber! Konnte da ein Verständniß sich ergeben?

Der Bazar; illustrirte Damenzeitung, vom 23. August 1868.

Eine ähnliche Verschiedenheit der Naturen und Grundanschauungen wie zwischen Gutzkow und Cornelius machte sich auch zwischen diesem und dem Dr. Max Schasler geltend, der seine „Erinnerungen" an Cornelius in der Nr. 17 der „Gartenlaube" von 1867 veröffentlicht hat. Die erste Begegnung fand im Frühjahre 1862 in den unteren Sälen des Cornelius'schen Hauses, wo die Kartons aufgehängt waren, halb zufällig statt. Schasler gab damals eine Kunstzeitung „Die Dioskuren" heraus, und Cornelius knüpfte da an, um von Kritik zu reden und ihn „mit einer gewissen Schärfe," auf den Karton vom „Sturze Babel's" weisend, zu einer Aeußerung seiner Meinung über dies Werk herauszufordern. Schasler gesteht, daß er hierdurch einigermaßen in Verlegenheit gesetzt wurde, aber er ließ sich doch des Längeren über seine hohe Achtung vor Cornelius und das Wesen der Kritik aus. Nach einer nochmaligen kurzen Hin- und Widerrede wurde das Gespräch von Cornelius mit einigen Worten über das sehr ernste Wesen der Kunst abgebrochen.

Bei einer andern Gelegenheit wurde die Lutherfage vom „Weltgerichte" in der Ludwigskirche berührt, aber Cornelius versagte dem Fragenden, wie schon berichtet wurde (S. 182.), nicht allein die Auskunft, sondern er ließ die Sache geradezu zweifelhaft, indem er sagte: „Und was wäre Ihre Ansicht darüber, wenn es sich so verhielte?" Und als Schasler erwidert und Cornelius' „Standpunkt" ins Feld geführt hatte, fuhr er los: „Was wissen Sie von meinem Standpunkt. Ich bin Katholik." Nach Schluß des Gespräches erkannte Schasler selbst, daß Cornelius „auf die anfängliche Frage offenbar nicht ant-

worten wollte." Er blieb im Zweifel, ob Cornelius „eine Concession an den bayerschen Confessionalismus gemacht hatte, oder ob die ganze Auslegung eine irrige war." Die Auslegung, wie wiederholt und auch oben schon bemerkt wurde, war allerdings eine irrige. Aber weshalb wollte Cornelius das dem Dr. Schasler nicht sagen? Einfach deshalb, weil er ein Gefühl hatte, daß Schasler ihm nicht ein volles und natürliches Verständniß entgegen brachte, und weil ihn dies Gefühl zurückhielt und verschlossen, ja selbst trotzig machte. Jeder tiefer angelegte Mensch muß das große Glück empfinden, welches daraus erwächst, ganz und rein verstanden zu werden: hierauf beruht ja doch auch in Wahrheit die Liebe und die Freundschaft. Aber er wird ebenso eine Unlust verspüren, sein Innerstes zu öffnen und sein Bestes hinzugeben, wenn er auf mangelndes Verständniß stößt. Dies war im hohen Grade der Fall von Cornelius.

Hier noch ein Beispiel. Es war von Guffens und Swerts die Rede.[1]) Cornelius lobte diese vortrefflichen Künstler, die er auch mir gegenüber wiederholt und nachdrücklich gerühmt hat, aber Schasler fragte ihn: „Halten Sie diese Richtung für malerisch?" Die Frage ergrimmte ihn. Er fuhr heftig los: „Malerisch! Halten Sie mich für einen Maler?" Schasler erschrak. Cornelius drang auf Antwort. Es folgte Rede und Gegenrede. Endlich sagte er: „Wissen Sie was, Sie verstehen nichts von Malerei. Guten Morgen." Damit ließ er ihn auf dem Königsplatze, wo sie sich befanden, stehen und ging langsam seinem nahe gelegenen Hause zu. Andern Tages suchte Cornelius seine Heftigkeit wieder gut zu machen, und bekannte sie freimüthig gegen Schasler. Er sagte ihm, daß Schasler „sich im Irrthum befände, daß er ihm nicht Recht geben könne, aber daß er selbst Unrecht gehabt hätte, grob gegen ihn zu sein, weil er seine Ueberzeugung ausgesprochen." Und er fügte hinzu: „Wohlan, das erfordert eine Buße. Sie müssen mich um irgend Etwas bitten, worin ich Ihnen gefällig sein kann." Schasler erbat sich die Erlaubniß, ihn photographiren lassen zu dürfen,

[1]) Das Wirken von Guffens und Swerts findet sich in meiner „Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856 u. s. w." ausführlich dargestellt.

um das Bildniß seiner „Kunstzeitung" beizugeben, welche nach einigem Zögern und etwas verdrießlich gegeben wurde. Damit aber hatte die Beziehung auch ein Ende gefunden.

Dr. Max Schasler hat diese „Erinnerungen" in der Monatsschrift „Aus allen Zeiten und Landen" (Februar 1883) nochmals veröffentlicht, aber in einer auffallend veränderten Umarbeitung, welche selbst die früher in der „Gartenlaube" gegebenen Worte und Aeußerungen von Cornelius stark berührt hat. Schasler hat namentlich die heftigen Erörterungen unterdrückt und dadurch Cornelius sowohl wie sich selbst in ein ganz anderes Licht gesetzt als in der ersten Bearbeitung. Diese letztere trug ganz den Stempel ursprünglicher Treue, und hierdurch gab sie der Wahrheitsliebe Schasler's, der für dieselbe sogar auf Kosten seiner eigenen Persönlichkeit eintrat, ein schönes Zeugniß.

Herr Heinrich Ferber, Verwalter der städtischen Augenklinik in Düsseldorf, hatte aus Anlaß der Enthüllung des Cornelius-Denkmales daselbst am 24. Juni 1879 einen „Stammbaum der Familie Cornelius" entworfen, den er im „Düsseldorfer Volksblatte" von dem eben genannten Tage veröffentlicht hat. Er hat aus Kirchenbüchern und andern urkundlichen Quellen geschöpft und dem „Stammbaum" auch mancherlei werthvolle Mittheilungen „über die Familie Cornelius und deren Beziehungen zu Düsseldorf" beigegeben. Herr Ferber hat mir auf meine Bitte seine mühevolle Arbeit zur Verfügung gestellt, und ich mache von dieser Erlaubniß Gebrauch, indem ich hier den „Stammbaum" (S. 362/3.) folgen lasse, den ich an mehreren Stellen zu berichtigen oder zu ergänzen in der Lage war. Die erwähnten „Mittheilungen" mit Ausnahme einer schon oben (S. 75/6.) erzählten Jugendgeschichte und einigen nebensächlichen Nachrichten, die nur für Düsseldorf eine Bedeutung haben dürften, schließe ich an, auch füge ich noch einige andere Anmerkungen ein. Zunächst einiges über den Tag der Geburt.

Der Geburtstag von Cornelius ist bekanntlich vielfach falsch angegeben worden. Alle älteren Angaben sind unrichtig und selbst bis in die neueste Zeit pflanzen sich die Irrthümer fort. Ich will nur

einige bezeichnende Belege anführen. Nagler gab 1836 an, daß Cornelius „im Oktober 1787 geboren" sei.[1]) Söltl, 1842, läßt ihn am 3. September 1787 geboren werden,[2]) Wilhelm Schadow, 1854, am 27. September 1783,[3]) A. Hagen, 1857, wieder 1787 und zwar am 27. September.[4]) Ernst Förster, 1860, nennt den 24. September 1786 als Geburtstag.[5]) An des Künstlers Geburtshause zu Düsseldorf meldet eine marmorne Gedenktafel „geboren am 26. September 1783." Das neueste Verzeichniß der städtischen Gemälde-Sammlung zu Düsseldorf von 1881 meldet sogar den 3. September 1787 als Geburtstag und giebt, nebenbei bemerkt, dazu auch noch den Todestag falsch an. Friedrich Pecht, 1877, giebt den 17. September 1783[6]) und das neueste Verzeichniß des Städel'schen Kunstinstitutes zu Frankfurt, 1883, den 24. September 1783 an. Weitere Belege, die sich noch zahlreich anführen ließen, erscheinen unnöthig. Wie diese sonderbaren Irrthümer aufgekommen sind, vermag ich mir nicht zu erklären. Die Ersten, welche den Geburtstag richtig mit dem 23. September 1783 angegeben haben, scheinen, 1864, A. Stern und A. Oppermann gewesen zu sein.[7]) Auch ich habe in meinem Cornelius-Buche diesen Tag genannt und zwar gestützt auf Cornelius' mündliche Mittheilungen und die Thatsache, daß ihm am 23. September im Hause und von Freunden Glückwünsche ausgesprochen wurden. H. Ferber hat nun, auf Grund der Bücher der St. Lambertikirche, diesen 23. September 1783 auch urkundlich bestätigt.

Ich lasse nun die Stammtafel folgen.

---

[1]) Künstler-Lexikon.

[2]) Die bildende Kunst in München. S. 87.

[3]) Der moderne Vasari. S. 126.

[4]) Die deutsche Kunst I. S. 179.

[5]) Geschichte der deutschen Kunst. IV. S. 199.

[6]) Deutsche Künstler im 19. Jahrhundert u. s. w. I. S. 2.

[7]) Das Leben der Maler u. s. w. S. 395.

Stammtafel

(Sämmtliche Geburts- und Todesangaben, sofer

Johann Peter, Vorkäufer,
† 22 März 1763,
verheirathet mit Helena Wingens, † 16. Mai 1776, 94 Jahre alt.

1. Peter Christian, Wein- und Samenhändler, geb. 22. Dezember 1721, † 10. Mai 1781, verheir. den 4. Mai 1741 mit Anna Gertrud Bonraths, geb. 1725, † 10. Febr. 1778.

2. Arnold Christian, Regiſtrator der Steu geb. 8. Juni 1726, † 3. März 180

1. Johann Peter, Jeſuit, geb. 23. Novbr. 1744.

2. Johann Chriſtian Aloys, Maler u. Akademie-Inſpektor, geb. 11. Mai 1748, † 1799, verh. d. 4. Mai 1775 mit Anna Helena Coſſe, † 2. Juni 1809, 48 J. alt.

3. Johann Heinrich, getauft 5. Auguſt 1750, † 26. Okt. 1769.

4. Peter Nikolaus Ignaz, geb. u. † 1752.

5. Maria Anna Joſepha, getauft 2. Mai 1753, verh. d. 20. Aug. 1769 mit Joh. Leonh. Hahn.

6. Katl Joſe getauft 1755, 16. Ju mit Fra Röſens ſchmied Bür

1. Peter Joſ. Aloys, geb. 17. Febr. 1776, † 22. Jan. 1779.

2. Joſeph Lambert Maria, Maler- und Akademie-Inſpektor, geb. 24. März 1778, † 7. Sept. 1823.

3. Maria Anna Joſepha, geb. 26. Jan. 1781, † zu Rom im Aug. 1834.

4. **Peter** Joſeph, geb. 23. u. get. 27 Sept. 1783, † zu Berlin 6. März 1867, verheirathet:
1. im Mai 1814 mit Carolina, Tochter des Kunſthändlers Groſſi zu Rom, † zu Rom 25. Aug. 1834.
2. im April 1836 mit Geltruda, Tochter des Fleiſchermeiſters Ferratini auf Via Aleſſandrina in Rom, † zu Rom 12. Juni 1859.
3. am 15. April 1861 mit Tereſa, Tochter des Fleiſchermeiſters Giampieri in Urbino, wiederverheirathet im Frühjahr 1868 mit dem Arzte Settimio di Bajardi-Cerboni in Urbino.

5. Mari Henr (Jetta), Okt. 178 Berlin i 183

1. Helena, geb. zu Rom u. † daſelbſt 22. Okt. 1832, 18 Jahre alt.

2. Maria, geb. zu Rom u. † daſelbſt 1860, verh. im Mai 1855 mit dem Grafen Filippo Marcelli in Cagli.

3. Gabriel, k. preuß. Oberſtleutnant zu Bernburg, verh. mit Ottilie Paulitzky aus Wetzlar.

1. Raſaello, geb. zu Rom im Mai 1856.

2. Eine Tochter †.

1. Eliſabeth. 2.

amilie Cornelius.

deres bemerkt ist, beziehen sich auf Düsseldorf.)

Heinrich Leonard, Kaserneninspektor, geb. 25. Sept. 1729, † im Aug. 1796.

4. Maria Gertrude, geb. 27. März 1733.

5. Maria Odilia, geb. 9. Januar 1736, † 22. August 1796.

Anna Kath. ranziska, 11. Oktbr. 57, † 28. Juni 1761.

8. Anna Odilia Franziska, getauft 13. Sept. 1759.

9. Anna Franziska Josepha, getauft 15. März 1762.

10. Arnold Leonhard Ignatz, Kupferstecher, geb. 8. Febr. 1764, verh. 17. Juni 1790 m. Agnes Schmitz.

11. Maria Aloysia, geb. 10. Dezbr. 1765.

12. Joh. Gerhard Joseph, geb. 2. Juli 1771, † 2. Jan. 1773.

1. Arn. Gerh. Ignatz, getauft 1. Aug. 1791.

2. Karl Jos. Gerhard, Schauspieler, getauft 16. März 1793, † zu Mainz 1843, verh. mit Friederike Schirmer, † 1867.

Maria Anna Margaretha Marianne), 18. Okt. 1790, im Sommer 1859.

7. Katharina Johanna Josepha, geb. 4. Nov. 1794, † 22. Aug. 1822.

8. Joh. Kath. Elisabeth Mar. Jos. (Lisette), geb. 18. Jan. 1800, † zu Berlin 29. Jan. 1863, verh. 30. Nov. 1819 mit Theodor Brüggemann, geb. zu Soest 31. März 1796, † zu Berlin 6. März 1866.

1. Karl, geb. 12. März 1819 zu Würzburg, Professor der Geschichte zu München.

2. Augusta, Schriftstellerin.

3. Elisabeth, verh. mit Franz Schily.

4. Peter, Musiker, geb. 24. Dezbr. 1824 zu Mainz, † daselbst 28. Okt. 1874.

. Therese.

Die Pathen, welche den kleinen Peter, 4 Tage nach seiner Geburt, aus der Taufe hoben, waren nach den Büchern der St. Lambertikirche:

1) Peter Joseph Krahe, Sohn des damaligen Akademie-Direktors Joh. Lambert Krahe (1712—1790) geb. zu Mannheim 1758, gestorben zu Braunschweig 1840, bekannt als hervorragender Baumeister.

2) Johann Peter Birling, nach Ferber ein Professor an der Maler-Akademie.

3) Henriette Krahe, Schwester des erstgenannten Pathen, vermählt mit dem Kupferstecher Schmitz (1758—1790) aus Kaiserswerth. (Vergl. K. Strauven, Künstl. Leben in Düsseldorf. Das. 1862 S. 44.)

Der Grabstein von Cornelius auf dem katholischen Kirchhofe zu Berlin ist oben S. 174 bereits erwähnt, auch ist daselbst die Grabschrift mitgetheilt worden.

Die Tochter Helene, wie die beiden Frauen Carolina und Geltruda sind auf dem Cimetero dei Tedeschi bei St. Peter in Rom begraben. Ersteres geht aus dem Briefe von Helenens Taufpathen Overbeck an Cornelius vom 6. November 1832 und der Antwort des Letzteren hervor,[1]) doch habe ich das Grab nicht gesehen, weil ich, ohne Kenntniß der Thatsache, es nicht gesucht hatte. Die Gräber der beiden Frauen aber habe ich gesehen. Seltsamer Weise ist auf dem Grabmale der ersteren, Carolina, deren Todestag fälschlich mit dem 28. Oktober 1839 angegeben; eine Aufklärung habe ich hierfür nicht finden können.

Der Enkel von Cornelius, Graf Rafaello Marcelli, ist nicht, wie E. Förster (II. S. 438.) irrthümlich berichtete und danach auch der Ferber'sche Stammbaum ursprünglich angab, im Jahre 1860 oder bald danach gestorben. Es muß hier eine Verwechselung mit einem zweiten Kinde vorliegen, wie man annehmen muß, einer Tochter. Ich erinnere mich nicht, daß jemals von diesem zweiten Kinde im Cornelius'schen Hause gesprochen worden ist; dagegen ist von dem Enkel

[1]) Bei Förster, II. S. 77. und 79.

Rafaellino oft die Rede gewesen, auch waren Photographien des Knaben aus Italien geschickt worden. Er besuchte damals, 1864 bis 1867, eine Anstalt in Urbino, wo die Zöglinge nach französischer Art uniformirt waren.

Die Brüggemann'schen Eheleute ruhen auf dem katholischen Kirchhofe zu Berlin neben Peter, dem sie im Tode vorangegangen waren: in der Mitte Brüggemann, links dessen Gattin und rechts Peter. Rechts von dem letzteren ist später noch ein Kind aus der Brüggemann'schen Verwandtschaft bestattet worden.

Ich schließe nun die von Herrn Ferber zusammengestellten Mittheilungen hier an.

Im Jahre 1738 wohnte als Miether im Hause eines gewissen Bonraths, „im Crispinus" auf der Hundsrückenstraße, Peter Cornelius, der Urgroßvater unseres gefeierten Malerfürsten, in anscheinend mittelmäßigen Verhältnissen. Derselbe betrieb das Geschäft eines Vorkäufers und zahlte an Steuern einen Reichsthaler, während die höchste Kopfsteuer damals fünf Reichsthaler betrug. Verheirathet war er mit Helene Wingens, die das hohe Alter von 94 Jahren erreichte. Beide konnten weder lesen noch schreiben, doch waren sie fleißig und arbeitsam, was daraus hervorgeht, daß sie später als Besitzer eines Hauses in der Kapuzinergasse erwähnt werden, das sie 1748 an Joh. Reinhard Schütz verkauften.

Eines ihrer Kinder, Peter Christian, betrieb das Geschäft eines Wein- und Samenhändlers mit offenbar gutem Erfolge; er heirathete die Tochter des früheren Hauswirthes der Familie Cornelius, Bonraths, und erhielt mit dieser auch den „Crispinus" auf der Hundsrückenstraße. [Dieses heute mit Nr. 26 bezeichnete Haus gehörte 1708 einem gewissen Peter Bursprech, 1732 dem Canonicus zu Kaiserswerth Mathias Godard Bisen, der es in diesem Jahre an H. Bonraths verkaufte.] 1748 kauften die Eheleute Peter Christian Cornelius vom Metzger Adam Bingen das Haus „zum rothen Löwen" in der Neustraße am Gängelchen. [Die jetzige „Communicationsstraße" wurde im Jahre 1775 durch den Abbruch mehrerer Häuser verbreitert; bis dahin war sie eben „ein Gängelchen," das durch ein Drehkreuz oben und unten gegen das Vieh abgesperrt war.] Dort trieb Peter Chr. Cornelius seinen Wein- und Samenhandel; alle öffentlichen

Verkäufe, welche von Notaren abgehalten wurden, fanden in diesem Hause statt, so daß dasselbe des starken Zuspruches keineswegs entbehrte. 1771 hat er daselbst „die ihrer Vortrefflichkeit wegen in ganz Deutschland, Brabant und Holland bekannten Stahlessenzen, welche in dem bey hiesiger Stadt befindlichen Kloster Düsseldahl verfertigt wurden, den Schoppen zu 22½ Stüber ohne das Gefäß verkauft, und wird die Verzeichnus der Kraft und Tugenden, fort wie selbige gebraucht wird, ohnentgeltlich darzu gegeben." 1773 hielt Bürger Christian Cornelius hier „allerhand Sorten auserlesen frisch und guten Gartensamen" feil. 1781 verstarb er, und beide Häuser „im Crispinus" und „zum rothen Löwen" wurden verkauft. Letzteres kommt an den Kaufhändler Bongarts, der es bekanntlich bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts besessen hat. Es ist das Eckhaus Communications- und Neustraße, gegenüber dem „Elephanten," welches Haus früher den Namen „im König von Preußen" trug; gleichzeitig wurde 1781 von den Erben Cornelius', „um unter sich eine förmliche Theilung treffen zu können, allinge ihre immobilarschaft verkauft . . . und in termino, 16. July, das zuerst ausgesetzte, eine Wochen-Rheinfähr unter Volmerswerth dem Altrathen Herrn Cantadore nahmens seines Herrn schwägern Vattern, Weinhändler Herrn Küpper als letzt und meistbietenden für 1285 Reichsthaler zugeschlagen und dazu glück gewünschet." Der am 24. August hierüber aufgenommene Akt ist unterzeichnet von Peter Cornelius e societate Jesu, Aloysius Cornelius, inspector academiae, M. J. Hahn, geb. Cornelius, Leonard Hahn, Peter Cornelius als „Bevollmächtigter meiner Schwester Catharina Elisabeth Röfens," geb. Cornelius, und A. Cornelius qua Curator min. Ignatii Cornelius. Dieses sogenannte Cornelius-Gut zu Volmerswerth war ungefähr 7 Morgen 11½ Viertel groß.

Die Erben Cornelius' zogen in die Mühlenstraße in das Haus „à la Providence,"[1]) wo sie den Samenhandel fortsetzten. Der Vater unseres großen Meisters aber zog in die Kurzestraße in das Haus „zum Feigenbaum," und dort erblickte Peter im Jahre 1783 das Licht der Welt.

Das Haus „zum Feigenbaum" kommt unter diesem Namen bereits 1655 vor als Eigenthum des Klosters zu Rath, und wurde von demselben in diesem Jahre an den Bäcker und Brauer Albert Burchartz verkauft. 1771 steht es den Erben Burchartz zum Verkauf, und 1793

---

[1]) Es ist das heute mit 28 bezeichnete Haus, das bis zu dieser Stunde das Bild von der göttlichen Vorsehung über der Thür trägt.

finden wir, daß Professor Henoumont, der es von den Eheleuten Decrane gekauft hatte, dasselbe durch Kauf an den Juden Meyer-Landau überträgt. Dieses heute vom Buchbinder Reyle besessene Haus Kurzestraße 15 hat einerseits zum Nachbarn das Eckhaus der Mertensgasse, ehedem genannt „zur Stadt Mastricht," andrerseits an der Kurzenstraße das Haus genannt „zur Stadt Brüssel;" beide Nachbarhäuser gehörten früher ebenfalls dem erwähnten Professor Henoumont, und in dem letzteren hielt dieser zur Zeit seine juristischen Vorlesungen.[1])

Früher hielt man irrthümlicher Weise das Haus an der Ecke der Hafen- und Academiestraße für das Geburtshaus des Meisters. Gelegentlich eines Besuches in Düsseldorf erklärte derselbe diese Annahme für einen Irrthum mit der launigen Bemerkung: „er müsse das ja besser wissen, denn er sei dabei gewesen."

Bei Gelegenheit der großen Ueberschwemmungen im Jahre 1784 gerieth das Haus in arge Bedrängniß; die Familie mußte flüchten, und der noch nicht ein Jahr alte Peter Cornelius wurde aus einem Fenster des ersten Stocks herausgereicht und in einem Nachen in die Akademiestraße übergeführt.

Die Mutter von Peter Cornelius starb jung im Jahre 1809 an der Auszehrung, in der Maxpfarre, unter der Pflege des Hofmedicus Naegele. Ihre Kinder widmeten ihr in den „Bergischen Wöchentlichen Nachrichten" die Anzeige: „Am 2. Juny, Mittags 12 Uhr, entschlief sanft im Herrn an einer ausgestandenen langen Auszehrungskrankheit unsere geliebteste Mutter, die Wittwe Inspektorin Cornelius, geb. Helena Cosse, im 49. Jahre ihres Alters."

Die Familie Cornelius zählte mehrere Künstler unter ihren Gliedern. Der Onkel des Meisters Arnold Leonhard Ignatz Cornelius, Kupferstecher und Maler, erhielt als 22jähriger Jüngling 1786 am 12. Januar bei der feierlichen Preisvertheilung der Academie, die periodisch wiederkehrte und unter dem Vorsitz des bergischen Kanzlers stattfand, die Anerkennung, daß er „dem Herrn Landsheer von Brüssel, der den ersten Preis

[1]) Bekanntlich bestand um diese Zeit für Düsseldorf eine theologische und juristische Facultät neben der Academie. Die Juristen hielten wie Henoumont ihre Vorlesungen in Privathäusern, so Professor Neuß in der Ratingerstraße Nr. 36, 38, genannt „in der Luft." Die theologischen Vorlesungen der Franziscaner fanden in deren Convent statt.

errang, neben dem Herrn Rütten aus Venloo am nächsten kam." 1790 erhielt er den zweiten Preis. 1791 beabsichtigte er in Gemeinschaft mit J. G. Huck „eine vollständige Sammlung der Bildnisse aller gülich und bergischer Herzoge, wie sie von Entstehung der beiden Herzogthümer bis auf unsere Zeiten regiert haben, nebst beigedruckter kurzer und authentischer Biographie eines jeden" herauszugeben; jährlich sollten 2 oder 3 Bände erscheinen; „in jedem Bande 2 oder 3 Kupfer, die Schrift von bester Form, auf gutem Papier." Schon im März 1791 mußten sie erklären, „es sei ihnen zu Ohren gekommen, daß sich ein Gerücht verbreitet habe, als ob die Bildnisse der clevisch-gülichen und bergischen Grafen und Herzoge nach unechten Gemälden gearbeitet werden;" sie halten es daher für nöthig, dieses Gerücht „für falsch und irrig" zu bezeichnen. Ignatz Cornelius wohnte auf der Flingerstraße, wo, ist unbekannt.

IV.

Nachrichten über verschiedene Werke.

Seitdem ich das Verzeichniß der Werke von Cornelius bearbeitet habe, welches meinem Buche von 1866 (S. 381—436.) beigegeben ist, sind eine beträchtliche Reihe weiterer Werke bekannt geworden; namentlich ist eine erhebliche Anzahl von Jugendarbeiten, darunter der damals verschollene umfangreiche „Hadermann'sche Nachlaß," ans Licht gekommen, und dann befanden sich auch im Cornelius'schen Nachlasse selbst verschiedene wichtige, bis dahin unbekannte Blätter. So theilen sich die Ermittelungen seit jenem Zeitpunkte im wesentlichen in zwei große Gruppen: Jugendarbeiten und Nachlaß. Was sonst zu meiner Kenntniß gelangte, besteht in einigen Ergänzungen und Berichtigungen; auch waren mehrfach bessere Beurtheilungen ermöglicht worden. Alles habe ich zusammengestellt und bearbeitet, und lasse es hier folgen, zuerst die allgemeine Uebersicht nach der Zeitfolge und dann den künstlerischen Nachlaß für sich.

Aus dieser erweiterten Kenntniß von Cornelius' Wirken und Arbeiten ergeben sich Gesichtspunkte, die nach zwei Richtungen hin eine größere Klarheit oder Sicherheit gewähren.

Zunächst ist es ein erschöpfender Einblick in seinen anfänglichen Bildungsgang und seine ersten selbständigen Ziele. Cornelius ist ganz auf dem alten akademischen Boden erzogen worden, und er folgte dieser Unterweisung und Lehre ganz treulich, so treulich, daß er sich selbst für Le Sueur begeistern konnte.[1]) Aber er läßt doch durch diese regelrechte und nüchterne Gestaltungsweise schon frühe einzelne Strahlen zucken, welche auf eine spätere Veränderung hindeuten. Doch tritt diese Veränderung in entscheidender Stärke und Bedeutung erst mit dem „Faust"

[1]) Siehe oben S. 87.

ein. Bis dahin geht das Ringen, die Fesseln der akademischen Erziehung abzustreifen und zur Wahrheit und Freiheit zu gelangen. Dieser Kampf eines sich entwickelnden großen Genius mit der Ueberlieferung ist geeignet, eine lebhafte Theilnahme anzuregen und eine wichtige Belehrung zu gewähren. Er dauerte 10 bis 12 Jahre und endigte damit, daß Cornelius sich ganz und gar dem deutschen nationalen Geiste in die Arme warf, indem er stofflich Goethe's Faust und stylistisch Dürer ergriff. Bis dahin aber schwankte er in seiner künstlerischen Erkenntniß und Absicht. Bald zeigt er sich rein akademisch im Sinne des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts, bald betont er die zeichnerische Seite, bald die koloristische eines Gemäldes. Er sucht alle möglichen Stoffe auf, Biblisches und Weltgeschichtliches, Mythologisches und Kirchliches, Erfindungen und Bildnisse nach dem Leben; er macht Wandmalereien und Bücherillustrationen, Kirchenbilder und Zeichnungen, Oelgemälde und Kartons. Ueberall ergreift er mit Eifer die Gelegenheiten sich zu bethätigen und betheiligt sich auch, trotz seiner beschränkten Lage, an den Weimarischen Preisaufgaben. Aber etwas Durchschlagendes erreichte er auf diesen Wegen nicht, vielleicht weil sie nach zu vielen Seiten und Richtungen auseinander liefen. Er selbst erkannte es endlich auch ganz klar, daß er den rechten „Weg zwar mit brennender Begierde gesucht, sich aber von demselben nach einer andern Richtung entfernt und sehr verirrt hatte."[1]) Erst als er sich zusammenfaßte oder, wie er selbst es später nannte, konzentrirte (S. 186.) und alle Kraft, klar und bewußt, auf Einen Punkt lenkte, erwuchs unter seinen Händen sein erstes epochemachendes Werk. Der „Faust" war eine offene Kriegserklärung gegen die akademische Art und Weise der damaligen Zeit. Ehe er aber in sich selbst zu diesem Siege gelangen konnte, mußte er auch die Unzulänglichkeit dieser akademischen Art und Weise an sich selbst erfahren haben. Nur allmälich und stückweise befreite er sich von Gewohnheit und Ueberlieferung, und erst allmälich reifte Einsicht und Streben.

In einem Briefe aus dem Jahre 1803[2]) sind noch ganz eklektische

[1]) Siehe oben S. 255.

[2]) Bei E. Förster. I. S. 256.

Ansichten niedergelegt. Die „ewig große Natur“ und die „göttlichen Antiken“ werden als Leitsterne hingestellt, Rafael, Correggio und Tizian als die großen Vorbilder des Styls, der Schattenbehandlung und Carnation gepriesen. Man denkt unwillkürlich an die bekannte Vorschrift der ersten Akademiker im sechszehnten Jahrhundert: „Chi farsi un' buon' pittore cerca e desia,“ der nehme von Rafael dies, von Michelangelo jenes, von Leonardo das und von Tizian dies.[1]) Diesen Ansichten entsprechen denn auch die Arbeiten von Cornelius aus jener Zeit. Ganz hervorragend akademisch erscheint z. B. das Oelgemälde „Pallas die Weberei lehrend“, und als besonders merkwürdig in koloristischer Beziehung muß ich das Oelbild der „aufschwebenden Kindergestalt“ hervorheben. Bei verschiedenen der hierher gehörigen Werke habe ich in dem hier folgenden Verzeichnisse Bemerkungen gemacht, welche den Charakter derselben näher erläutern und feststellen. Ich glaube deshalb von weiteren Darlegungen an dieser Stelle absehen zu können.

Was den künstlerischen Nachlaß betrifft, so sind dem Verzeichnisse desselben besondere Ausführungen vorangestellt worden.

Die Hinweise auf das erwähnte Verzeichniß der Werke von 1866 sind durch den Buchstaben R. und die betreffende Seitenzahl bewirkt worden.

1800 oder etwas später. Der Tod des Polites; Bleistiftzeichnung 0,20 m h., 0,42 m br. Im Besitze des Herrn Staatsanwaltes F. W. Pattberg in Trier.

Die reichbewegte Komposition, namentlich aber Haltung und Formengebung vieler einzelner Figuren, und besonders auch die Führung des Bleistiftes und der Charakter der Zeichnung in technischer Hinsicht lassen augenfällig Cornelius erkennen. Man findet Anklänge an die reifste Zeit desselben in dieser Beziehung. Manches ist aber auch sehr kindlich und schülerhaft, so daß das merkwürdige Blatt wohl in die Zeit

[1]) Malvasia, Felsina pittrice. I. S. 129.

der Weimarischen Preisaufgaben zu setzen sein wird. — Fünf andere Blätter, die mir der Besitzer gleichzeitig mit diesem zur Begutachtung einsandte, trugen kein charakteristisches Zeichen von der Art des Meisters.

Apollo und Diana, zwei Gemälde, ganze Figuren in Lebensgröße, grau und grau; in Wandnischen des Saales im Flemming'schen jetzt Blumberger'schen Hause zu Neuß.

Siehe E. Förster I. S. 23.

Zwei Kinder, die sich über zwei flammenden Herzen die Hände reichen; Oelbild auf Holz, grau und grau. Im Besitze des Herrn Dr. Blumberger zu Neuß.

Siehe E. Förster I. S. 24.

Moses am Felsenquell; leicht angetuschte Federzeichnung. Aus dem Nachlasse König Ludwig's I. Im Kupferstichkabinet zu München.

Siehe E. Förster I. S. 41/3.

Die Heilung des Besessenen: Christus, zu seinen Seiten je zwei Apostel, vor einer Säulenhalle stehend; in der linken unteren Ecke vier Köpfe, darunter ganz vorne der des Besessenen; rechts Stück einer Figur, die mit beiden Armen nach dem Besessenen hinweist. Feder- und Bleistiftzeichnung auf gelblichem Papier, hinten angerieben und mit durchgedrückten Umrissen. 0,276 m h., 0,227 m br. Im Besitze des Verfassers dieses Buches.

1803. Odysseus und Polyphem. Entwurf in Oel, grau in grau gemalt, etwa 0,50 m h., 0,65 m br. Im Besitze des Herrn Kunsthändlers N. Heydendahl in Düsseldorf. (N. 381.)

Von Cornelius zur Betheiligung bei den Weimarischen Preisaufgaben gemacht. Vergl. meine „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." S. 188 u. ff. Die Darstellung ist von ihm selbst in dem Briefe an Flamming beschrieben, bei E. Förster I. S. 30 u. ff.

Kopfstudium des Odysseus zu dem Gemälde „Odysseus

und Polyphem." Im Besitze des Herrn H. Mosler zu Düsseldorf.

Früher (R. 382) unbestimmt als Kopf eines griechischen Helden angegeben.

1804. Die h. 14 Nothhelfer. Im Oratorium der barmherzigen Schwestern zu Essen. (R. 381.)

Siehe hier S. 202. — Die Anordnung auf beiden Tafeln ist eine willkürliche. Auf der einen ist die h. Katharina, auf der andern die h. Margaretha die Hauptfigur. Für die Entwickelungsgeschichte von Cornelius sind diese Werke wichtig. Im Gesammtcharakter sind sie durchaus klassizisirend im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts gehalten, ebenso auch in der Färbung, in Bezug auf welche sogar nach malerischer Wirkung besonders in der Luft gestrebt worden ist. Aber in der Art dieser alten Schule erscheinen sie doch wieder keineswegs durchgebildet und fertig, sondern noch recht schülerhaft. Daneben zeigt sich das Streben nach erneuter, auf Wahrheit beruhender Stylreinheit und auf lebendigen Ausdruck. Aber dieses Bestreben ist Cornelius herzlich sauer geworden. Einzelne Züge dagegen verrathen ganz schon den späteren eigenthümlichen Charakter des Meisters; so hat insbesondere z. B. der h. Vitus ein Gewand mit der Haltung unterm rechten Arme wie der Christus auf dem Thomaskarton aus den Jahren 1863 bis 1865.

Das Menschengeschlecht vom Elemente des Wassers bedrängt; Karton in schwarzer Kreide mit weißen Höhungen auf braunem Papier. 1,16 m h., 1,03 m br. (R. 381.) Aus dem Hadermann'schen Nachlasse; im Besitze des Herrn Kunsthändlers Prestel zu Frankfurt.

Mit dieser Arbeit betheiligte sich Cornelius zum zweiten Male bei den Weimarischen Preisaufgaben, jedoch wiederum ohne Erfolg. Vergl. meine „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." S. 188 u. ff. In dem von Goethe, im Namen der Weimarischen Kunstfreunde, unterzeichneten Berichte über alle eingegangenen Arbeiten heißt es in Bezug auf diesen Karton: „Im Vordergrunde, auf dem Stück

eines Felsenriffs, kniet ein bejahrter bärtiger Mann und scheint mit aufgehobenen Händen die Götter um Rettung anzuflehen. Ein Weib, Frau oder Tochter, liegt ermattet über dem einen Knie des Mannes und zu der ermatteten, bewußtlosen Frau strebt aus den Wellen herauf ihr Kind. Hinter dieser Gruppe erblickt man eine andere Mutter mit ihrem Kind halb im Wasser, die sich mit beiden Händen fest an ein Felsenstück anklammert. Hoch auf demselben sitzt noch eine Frau, den Knaben am Arme haltend, und wirft einem Jüngling im Schiff den Schleier zu, daran er sich heranziehen soll. Neben dieser trägt ein junger nackter rüstiger Mann den schwachen greisen Vater, denselben zu retten; aber die Gattin sinkt eben jammernd hin, und ihr Knabe entstürzt häuptlings dem Schiff in die schäumende Brandung; zwei andere Frauen jammern furchtsam, ein Mann hält sich kräftig mit der Rechten am Mastbaum, mit der Linken ergreift er einen seiner Unglücksgefährten bei den Haaren, der mit dem Hintertheil des Schiffs untersinken will. . . . . Die Motive sind fast alle der sanfteren Art, ja sie scheinen sogar in das Fach der sentimentalen zu gehören, wie z. B. der junge Mann, welcher den Greis zu retten bemüht ist, indem er das Hinsinken der Gattin und den Untergang des Sohnes ansieht. Handlung, Bewegung, Anstrengung, Gefahr, Noth und Bestreben derselben zu entgehen walten übrigens durch das ganze Werk, wie auch ein edler, zierlicher Geschmack, gute Haltung und Massen von Licht und Schatten. Es zeigen sich ferner gefällig abgewechselte Charaktere, auch verschiedene Köpfe, die in Gestalt und Ausdruck wohl gelungen sind. Nicht weniger muß man die Sorgfalt der Ausführung loben, die weder ins Kleine noch ins Frostige fällt. Dessenungeachtet ist hie und da gegen die Richtigkeit der Zeichnung, sowie gegen die Regeln und Verhältnisse gefehlt. Auch wäre vielleicht der Anordnung des Ganzen mehr Einheit zu wünschen. Diese Anmerkungen sollen indeß den Künstler nicht niederschlagen, sondern ihm vielmehr unsere besondere Aufmerksamkeit beweisen. Er hat in Jahresfrist recht große Fortschritte gethan und verdient Aufmunterung."

Diese Beschreibung und Beurtheilung des Werkes erscheint

im allgemeinen als richtig, aber man darf vielleicht bedauern, daß der Punkt, auf den es eigentlich ankommt, von Goethe und dessen Freunden doch nicht genügend erkannt wurde. Mit den gerügten Fehlern in der Anatomie, und besonders der Proportionalität der Figuren, hat es seine vollkommene Richtigkeit: niemand kann dieselben übersehen. Auch liegen Verstöße gegen die Perspektive vor, und endlich wird man zugeben können, daß die Komposition ihrer Anordnung nach unzweifelhaft einheitlicher und vollendeter gedacht werden kann. Aber diese Mängel bestimmen nicht den Werth der Arbeit; sie erklären sich aus dem bisherigen Gange der künstlerischen Ausbildung von Cornelius und aus dem Umstande, daß dieser Künstler zu den spätreifen Naturen gehörte. Man muß deshalb die vorliegende Arbeit, obwohl sie von einem jungen Manne herrührt, der bereits 20 Jahre alt war, als eine Jugendarbeit ansehen, und zwar als eine noch unreife. Eine Jugendarbeit wird z. B. das „Sposalizio" in der Brera zu Mailand, das Rafael in dem nämlichen Alter von 20 Jahren malte, auch immer bleiben; aber jedermann wird sie für eine reife Jugendarbeit halten, die dem Maler den Geleitschein als Meister auf seinen weiteren Lebensweg mitgab. Anders ist es bei Cornelius, der zur klassischen Reife des Meisters beinahe erst in dem Alter gelangte, in welchem Rafael starb. Will man deshalb eine Jugendarbeit von Cornelius richtig beurtheilen, so muß man nicht auf ihre Fehler und Mängel, sondern darauf sehen, in welchen Zügen, gegenüber der damaligen akademischen Kunstübung, sich der eigenthümliche Geist des späteren großen Meisters offenbart. Diese Züge aber bestehen darin, daß in der ganzen Behandlung und Durchführung der ernsteste Fleiß und die strengste Gewissenhaftigkeit sich zeigen, daß in den Köpfen der innigste Ausdruck und eine reine Formengebung sich verbinden: alles dieses natürlich nicht im Sinne der erreichten Vollendung, sondern des sicheren und bewußten Strebens verstanden. Diesen Zügen haftet ein gewisser naiver unbeholfener Ernst an, wie er dem redlichen Streben einer in ihrer Ausbildung noch nicht ganz fertigen Jugend eigen ist; aber sie offenbaren eben einen eigenen selb-

ständigen Geist, der die akademische Schulgelehrsamkeit zu durchbrechen eben im Begriffe steht. In dieser Auffassung ist der Karton ein bedeutendes Denkmal zur Beurtheilung der Entwickelungsgeschichte von Cornelius und ein werthvoller Beitrag zur Würdigung der fast allgemeinen Abwendung unsrer neu auflebenden Kunst von der überlieferten Kunstübung des vorigen Jahrhunderts. Wären die Weimarischen Kunstfreunde Gesichtspunkten dieser Art zugänglich gewesen, so würden sie von selbst zu andern Beurtheilungen gekommen sein, und am allerwenigsten würden sie die unbeschreiblich dürftige Arbeit eines Grüner angesichts dieses Cornelius'schen Kartons als die verhältnißmäßig beste ausgezeichnet haben. Es kann hier nicht der Ort sein, auf die Gründe dieser Erscheinung einzugehen, es sollte nur kurz an die Thatsache selbst erinnert werden, um die geschichtlichen Beziehungen dieser Arbeit von Cornelius klar zu stellen. Hinsichtlich der späteren Schicksale des Kartons wäre noch hinzuzufügen, daß Cornelius ihn während seines Aufenthalts in Frankfurt der Frau Hadermann geschenkt hatte, nach deren Tode er mit den übrigen Cornelius'schen Zeichnungen des Nachlasses verschollen war, bis Herr Kunsthändler Prestel in Frankfurt das Glück hatte, die ganze Sammlung in Kassel aufzufinden.

Ein Entwurf zu diesem Karton, leichte Zeichnung in Feder und Tusche mit weißen Höhungen auf bräunlichem Papier, 11″ 7‴ h., 10″ 5‴ br., wurde 1823 mit der J. Grünling'schen Sammlung (Nr. 244) in Wien verkauft.

1804 bis 1808. Herkules in der Unterwelt oder Theseus und Peirithoos; Federzeichnung mit einem Quadratennetz bezogen. 0,431 m h., 0,546 m br. Im Kupferstichkabinet zu München. (R. 382.)

Vergl. Düntzer, „Aus Goethe's Freundeskreis u. s. w.", S. 264 u. ff. E. Förster I. S. 41 und die Bemerkung bei dem hier folgenden Blatte „Jakob segnet Joseph's Söhne."

Jakob segnet Joseph's Söhne; Federzeichnung. 0,36 m h., 0,46 m br. Im Kupferstichkabinet zu München. (R. 382.)

Dies Blatt wie der soeben genannte „Herkules in der Unterwelt" erscheinen noch vielfach hölzern und wirken in ihrem kindlich unbeholfenen Ernste hie und da fast komisch; aber dabei sind sie in einzelnen Theilen ganz bedeutend. Besonders schön ist die Figur des knieenden und seinen Vater Jakob bittenden Joseph, sowie die des in seinem Nachen sitzenden Charon. Man erkennt die Bethätigung eines eigenen Geistes, der gegen die akademische Schulgelehrsamkeit ankämpft: und das ist die Hauptsache. Vergl. auch E. Förster I. S. 43.

Männliches Bildniß: Schiller-artiger Kopf, angeblich der Großvater oder ein Oheim des Besitzers, sitzend, bis unter das Knie im grünen Mantel, ein Buch in der rechten Hand vor der Brust haltend; Lebensgröße. Im Besitze des Herrn Regierungssekretärs Schreiner in Düsseldorf.

Vielleicht etwas früher als das Bildniß Feltmann's (N. 382), aber aus der Zeit, wo Cornelius noch nach malerischen Vorzügen unter Anlehnung an die Ueberlieferung und das Studium der Niederländer strebte, bevor er, zu Frankfurt, bewußt und absichtlich, mit der Ueberlieferung brach: daher sich denn auch der Rückgang in der malerischen Behandlung bei dem weiter unten aufzuführenden Familienbilde von 1812 erklärt. Feltmann's Bildniß dürfte das beste in dieser Hinsicht aus jener Zeit sein. Es ist sehr lebensvoll, in ziemlicher Breite, mit großer Sicherheit gemalt, und mahnt besonders in den gelblichen und rothen Tönen des Fleisches an das Studium des Rubens.

Jesus und die Kindlein; Federumriß auf grünlich-grauem Papier, 0,53 m br., 0,37 m h.; von fremder Hand bez. Cornelius 1809. Aus dem Hadermann'schen Nachlasse (N. 385); in J. Maillinger's Bilderchronik der Stadt München u. s. w. II. Nr. 2042.

Jakob segnet Joseph's Söhne; Gegenstück zum vorigen Blatte und ebenso behandelt, doch nur zur Hälfte fertig, die andere in Bleistift gebliebene Hälfte verwischt; von fremder

Hand bez. Cornelius 1809. Gleichfalls aus dem Hadermann'schen Nachlasse (R. 385.) und bei Maillinger II. Nr. 2041.

Diese Komposition weicht, soweit ich mich erinnere, von der Zeichnung desselben Gegenstandes in München (S. 378.) ab.

1806. Sokrates mit Kindern spielend; Zeichnung zu dem von Thelott gest. Titelkupfer zu F. A. Krummacher's „Kinderwelt;" verschollen.

Siehe oben S. 203/4.

1807/8. St. Quirin in Neuß. (R. 382 und hier S. 205/6.) Ein Blatt in hoch 4°: Zwei Apostel, darunter Paulus, leicht in Bleistiftumriß und auf der Rückseite ebenso Johannes, etwas größer im Maßstabe; nach des Besitzers Erklärung Entwürfe zu den genannten Wandmalereien. Im Besitze des Herrn Professor Dr. Ernst aus'm Weerth in Kessenich bei Bonn.

1808 oder früher. Pallas lehrt die Weberei; Oelbild, etwa 0,90 m h., 0,70 m br.; bez. links unten mit des Meisters Namen. Im Besitze von Herrn Professor Dr. E. aus'm Weerth in Kessenich bei Bonn. (R. 383.)

Ich möchte das Bild einige Jahre früher, bald nach 1800 setzen, da es noch ganz in der alten akademischen Art gehalten ist. Die Pallas selbst erscheint sogar noch recht blechern, und die Färbung, obwohl ziemlich harmonisch, ist matt, der Gegensatz von Licht und Schatten nur gering. In einzelnen Zügen, besonders im Ausdruck einiger Köpfe, namentlich der alten Schafscheererin, verräth sich Innerlichkeit und Ernst, die auf Cornelius spätere Entwickelung hindeuten.

1808. Grainger'sches Familienbild: vier Knaben und ein Mädchen, die Kinder des damals zu Düsseldorf lebenden Freiherrn von Grainger. Im Besitze des Herrn Freiherrn von Grainger-Tivisog auf Schloß Heil in Oberbayern.

Siehe die historisch-politischen Blätter, Band 59. (1867) S. 888. und E. Förster, I. S. 54. Wenn der Letztere sagt,

daß im künstlerischen Nachlasse von Cornelius sich die Zeichnung zu diesem Bilde befinde, so muß ein Irrthum obwalten. Entweder ist das Blatt anderen Ursprungs und später zwischen den Nachlaß gekommen, oder es ist von mir nach Cornelius' Tode zu den unechten Zeichnungen gelegt worden.

1809. Aufschwebende Kindergestalt. (R. 383.) Von Herrn F. Scheidt der städtischen Sammlung zu Düsseldorf geschenkt.

Siehe hier S. 305/6. Die Kindergestalt schwebt über einer dunkeln Landschaft zu den Wolken, aus denen ihr Licht entgegenstrahlt; das Kind ist ernst und ausdrucksvoll.

1809 bis 1811. Brustbilder des Buchhändlers Wilmanns und dessen Gattin in Frankfurt; zwei Oelgemälde im Besitze der Frau Pauline von Arnns zu Aschaffenburg, z. Z. bei Herrn Kunsthändler Prestel in Frankfurt.

In F. Rittweger's Katalog der Frankfurter historischen Kunstausstellung von 1881 Nr. 208/9. Vergl. R. 385.

Männliches Bildniß; Oelgemälde im Besitze des Herrn Dr. jur. Konrad Malß zu Frankfurt.

Nach demselben Kataloge Nr. 211. Vergl. R. 385.

1811. Reise in den Taunus. (R. 385.) Die Beschreibung und die Zeichnungen sind vom Herrn Inspektor G. Malß dem Städel'schen Kunstinstitute zu Frankfurt geschenkt worden.

Siehe S. 210 und 216 u. ff.

Cornelius wollte zu der beabsichtigten Herausgabe der Reisebeschreibung 6 Darstellungen der wichtigsten Erlebnisse zeichnen; 5 derselben liegen vor, während eine „der Taucher" nicht vorhanden ist.

1) Der Rückzug von Feldberg oder die Ueberschreitung des Baches; Entwurf in Bleistift.

Die Gesellschaft war auf dem Rückwege vom Feldberge von der Dunkelheit überfallen worden und in Irrwege gerathen; die Frauen mußten von den Männern über einen Bach getragen werden.

2) Die Gigantenschlacht oder die Prügelei; Federumriß.

Siehe S. 224 und ff.

3) Das Fußbad oder die Damen im Negligé; Federumriß.

Die Damen der Gesellschaft nehmen im Colosseus'schen Gasthofe zu Königstein ein Fußbad.

4) Die lamentable Nacht, oder die nächtliche Geisterbeschwörung; Federumriß.

Fritz Stock, auf einem Lager am Fußboden, wird durch einen andern Fremden gestört, während Cornelius ruhig in seinem Bette schläft.

5) Die Serenade oder der Doktor; Federumriß.

Eine Karrikatur auf den Dr. med. Konrad Varrentrapp und dessen Gesundheitshemd.

Außer diesen 5 Darstellungen liegen vor:

6) Kunsthändler Wenner und Frau, anmuthig gelagert, Bleistiftumriß und danach auch gestochen.

7) Frau Wenner, Christine geb. Malß, desgleichen und ebenfalls gestochen.

Zu diesen 7 Blättern, welche nebst den beiden Stichen die Inv. Nr. 6525—6532 und 6534 tragen, kommt noch ein Bildniß der Frau Malß (Nr. 6533) von Keller's Hand.

Die Blätter 2 und 3 „Gigantenschlacht" und „Fußbad" in Federskizzen; aus dem Hadermann'schen Nachlasse (N. 385.), im Besitze von Herrn F. W. Wirsing zu Frankfurt.

1811 u. ff. Jahre. Taschenbuch der Sagen und Legenden. (N. 386/7.) Die 8 Zeichnungen zum I. Bande, gr. 8° in Tusche ausgeführt, habe ich im September 1877 im Privatbesitze zu Weimar gesehen. 1882 wurden dieselben, jedoch mit Aus-

nahme der Nr. 3, für das Museum zu Stuttgart erworben. (Leipz. Kunstchronik. 1882. Sp. 260.) Die Stiche sind etwa in zwei Drittheilen der Größe dieser Zeichnungen gehalten.

Die beiden ersten Blätter zum II. Bande, Nr. 9 und 10, schön mit der Feder gezeichnet, wurden aus den Beständen der Sachse'schen Kunsthandlung in Berlin 1877 von Herrn Alexander Flinsch daselbst erworben.

Darstellung zu der Erzählung „Dagobert oder Ehe und Liebe" von Luise Brachmann, kl. Taschenbuchformat, gestochen von W. Jury; verschollen.

Das Blatt stellt einen Vater knieend an der Wiege eines kranken Kindes vor, während die Gattin zur Thüre hereintritt und im Hintergrunde eine Alte abgewendet weint. Ich besitze den kleinen Stich, aus dessen Unterschrift das oben Gesagte entnommen ist, kann aber Näheres nicht angeben.

1812. Familienbild: Vater, Mutter und ein etwa fünfjähriges Kind; Kniestück in etwa halber Lebensgröße, bez. „Pet. Cornelius. 1812." Im Besitze der Freifrau Ww. von Heister in Düsseldorf.

In der Malerei ist das Bild recht hart und gegen frühere Arbeiten zurückstehend. Vergl. S. 379. die Bemerkung zu dem „männlichen Bildniß" im Besitze des Herrn Reg.-Sekretär Schreiner.

1812. Martyrium der h. Katharina; getuschte Zeichnung auf blaugrauem Papier mit weißen Höhungen, gr. querfolio. Im großherzoglichen Museum zu Darmstadt.

Dasselbe, Federzeichnung, in den Umrissen mit der Nadel durchstochen (Hülfszeichnung zu dem ausgeführten Blatte); im Besitze des Herrn Rechtsanwalt Stapper zu Düsseldorf.

Es ist dies das Blatt, welches früher Herr Dr. Honigmann besaß, N. 424. — Das Studium zur h. Katharina im Nachlasse Nr. 272.

1810 bis 1815. Das Faustwerk:

Gretchen vor der Mater dolorosa;
Gretchen in der Kirche;
Faust und Mephistopheles zu Pferde:

Die Nr. 7, 9 und 11 des Werkes (R. 386.) in Federumriß und in der Größe der Zeichnungen im Städel'schen Institute zu Frankfurt, doch von diesen in einigen Einzelnheiten abweichend. Aus dem Hadermann'schen Nachlasse (R. 385.); im Besitze von Herrn Alexander Günther in Frankfurt.

Drei Skizzen zu der „Begegnung von Faust mit den Bauern am Ostertage," in Bleistift; qu. fol. Aus dem Hadermann'schen Nachlasse (R. 385.); in J. Maillinger's Bilderchronik der Stadt München u. s. w. II. Nr. 2045.

Faust und Gretchen im Garten, beide sitzend (Nr. 6 des Werkes); auf der Rückseite: Auerbach's Keller (Nr. 4); in Bleistift, qu. fol. Gleichfalls aus dem Hadermann'schen Nachlasse (R. 385.) und bei Maillinger II. Nr. 2045.

Die 19 Blatt Entwürfe und Studien (R. 424.) — 4 in gr., 15 in kl. Formate — sind aus dem Besitze des Herrn Inspektor G. Malß zu Frankfurt durch Schenkung in den des Städel'schen Kunstinstituts daselbst übergegangen, und tragen die Inv. Nr. 6506—6524.

Wegen der 5 im Nachlasse befindlichen Zeichnungen (R. 425.) siehe weiter hinten Nr. 14—18.

Um 1814. Christus sitzend und vor ihm knieend Magdalena, Haupt und Hände auf sein rechtes Knie gelegt; neben und hinter der Magdalena zwei Apostel. Bleistiftzeichnung auf gelblichem Papier. 0,213 m h., 0,208 m br. Auf dem weißen Unterlegblatte bez. Peter Cornelius 1814, in guter Nach-

ahmung von Cornelius' Handschrift. Im Besitze des Verfassers dieses Buches.

Brustbild eines italienischen Landmädchens; Bleistiftzeichnung, weiß gehöht, auf gelbbräunlichem Papier. 0,443 m h., 0,293 m br. In der k. Kupferstich-Sammlung zu Dresden.

Mittheilung von W. Roßmann in den „Grenzboten" 1882. Nr. 16. S. 128. Vergl. auch hier S. 405 Nr. 5.

1812 bis 1817. Die Nibelungen. (R. 387/8.) Die Zeichnungen sind in den Besitz des Städel'schen Kunstinstituts übergegangen. Phot. von J. Nöhring für den Kunstverlag von F. A. C. Prestel in Frankfurt a. M.

1813 u. folg. Jahre. Die klugen und thörichten Jungfrauen. Oelgemälde; 1,14 m h., 1,53 m br. In der städtischen Sammlung zu Düsseldorf. (R. 393.)

Dies Bild hatte Cornelius, wie aus dem Briefe vom 20. Oktober 1813 an Wenner hervorgeht (S. 247.), zu dieser Zeit angefangen, aber er hat es nie gänzlich vollendet. Bei seinem Abgange von Rom im Jahre 1819 ließ er es, nebst den Dantekartons, daselbst bei Jos. Ant. Koch zurück. Koch gab es an Thorwaldsen, auf dessen dringenden Wunsch, ab, indem er Cornelius alles Weitere vorbehielt. Im Jahre 1831 bei seiner Anwesenheit in Rom überließ es Cornelius eigenthümlich an Thorwaldsen unter der Bedingung, daß dieser dem alten Koch ein Bild abkaufte. Da aber Thorwaldsen und Koch sich nicht einigen konnten, so übertrug Cornelius nach des letzteren Tode die Schenkung auf die Erben, welche nach mancherlei Umständen 1848 das Gemälde aus Kopenhagen zurückerhielten. (Mittheilung von Koch's Schwiegersohn Wittmer an mich, Rom, November 1867.) Das Bild steht den Dantewerken ganz nahe. Vergl. hier auch S. 80 und 93.

Christuskopf in langem lockigen Haare, herniederblickend, überlebensgroß; Kreidezeichnung auf gelblichem Papier. Im Besitze des Herrn Konsul E. F. Weber in Hamburg.

Vergl. Zeitschrift f. bild. Kunst 1879. S. 350. Nach des Besitzers Mittheilung soll das mir leider noch unbekannte Blatt aus der römischen Periode stammen. Vielleicht ist es ein Studium zu dem Christus auf dem Bilde der „klugen und thörichten Jungfrauen."

1815 bis 1817. Die Josephsbilder. (R. 388/9.)

1) Die Traumdeutung.

a. Zeichnung in Deckfarben von 1816; jetzt im Besitze der k. Nationalgallerie zu Berlin.

c. Der Karton ist von Cornelius selbst in dem Briefe an Wenner vom 20. Februar 1817 (S. 266/7.) genau beschrieben; er wurde an denselben für 150 Thlr. verkauft. (Bei E. Förster I. S. 192.) Jetzt befindet er sich im Besitze des Provinzial-Museums zu Hannover.

2) Die Wiedererkennung.

a. Zeichnung in Umriß; jetzt im Besitze von Herrn Alexander Flinsch in Berlin.

b. Der Karton, jetzt in der National-Gallerie zu Berlin.

Siehe auch das Schreiben Niebuhr's an den Minister von Altenstein bei E. Förster I. S. 192.

1817 bis 1819. Dante's Paradies. (R. 389/390.)

Der Karton 1, jetzt im Besitze des Herrn Kaufmann G. A. Fischer, Schwiegersohnes der früheren Besitzerin, in Barmen.

Der Karton 2, jetzt im Besitze des städtischen Museums zu Leipzig. Derselbe ist von G. Schäffer gestochen.

1820. Bildniß der Frau Dr. Förster, Kopf in Bleistift, 4^0, gez. während des mehrmonatlichen Aufenthaltes von Cornelius in Berlin. Ehedem im Besitze des jetzt verewigten Herrn Hofrathes Dr. Friedrich Förster und gegenwärtig vermuthlich in dem seiner Erben.

1824. Einschiffung der Helene von Tournon, Titelbild zu der Erzählung „Helene von Tournon" von Amalie von Helwig, Berlin 1824, kl. 8°, gest. von H. Schmidt; verschollen.

1818 bis 1830. Glyptothek. (R. 394 u. ff.) Photographien der Decken- und Wandgemälde nach den Fresken selbst sind von G. Böttger in München, solche der in der Nationalgallerie zu Berlin befindlichen Kartons von der photographischen Gesellschaft daselbst angefertigt worden.

Amor mit dem Schwane; erster Entwurf zu dem Scheitelbilde des ersten Gewölbeviertels im Göttersaale (A. I. 1.) Bleistiftzeichnung auf braunem Papier, kl. qu. fol. In der Leipziger Kunstauktion von C. G. Boerner vom 23. Februar 1874 versteigert.

Kopf des Orpheus, Entwurf für die Darstellung der „Unterwelt" im Göttersaale (R. 396); Umriß in Bleistift, kl. fol. In Jos. Maillinger's Bilderchronik der Stadt München ꝛc. II. Nr. 2046.

Arabeskenfries (R. 400. Nr. 7.), im Städel'schen Kunstinstitute zu Frankfurt, ist kein Original von Cornelius, sondern die Zeichnung zu dem Steinstich, welcher dem Cotta'schen Kunstblatte von 1821 zu S. 262 beigegeben ist.

1830. Thorwaldsenfest. Von den 4 Entwürfen zu den Transparentbildern ist die „Geburt der Athene", Bleistiftzeichnung im Rund, gr. 4°, wieder ermittelt worden. In Jos. Maillinger's Bilderchronik der Stadt München ꝛc. II. Nr. 2044.

1827 bis 1836. Geschichte der Malerei. (R. 401 u. ff.) Sämmtliche Zeichnungen sind in Stichen von H. Merz herausgegeben worden, Leipzig 1875, A. Dürr.

Cornelius empfing, wie er mir mittheilte, vom Könige Ludwig für diese Zeichnungen 10,000 Gulden. Siehe auch

weiter oben S. 143/4. Wegen eines früheren Versuches die Zeichnungen im Stich herauszugeben, vergl. die Briefe bei E. Förster II. S. 370 u. ff.

Erster unvollendeter Entwurf zu der Kuppel IV., in Bleistift, fol., mit einer Darstellung, wie Giotto in Gegenwart Dante's malt; im Besitze des Herrn Kunsthändler Prestel in Frankfurt.

1834/5. Das Weltgericht in der Ludwigskirche zu München, farbiger Entwurf, etwas größer als das Blatt im Städel'schen Institute (R. 412.). Im Besitze von Herrn Alexander Günther zu Frankfurt am Main.

Ich habe das Blatt, da der Besitzer sich schon seit mehreren Jahren fast ununterbrochen auf Reisen befindet, noch nicht sehen können.

Um 1840. Die Versuchung Christi, nach Matth. IV. v. 8—11.; Umrißzeichnung in Bleistift, 0,142 m h., 0,177 m br. Im Besitze des Herrn Domkapitular Dr. Jos. Danko zu Gran.

Diese schöne Zeichnung dürfte nicht lange vor dem Ende von Cornelius' Münchener Aufenthalte oder sehr bald nach seiner Ankunft in Berlin entstanden sein. Ich bin mehr geneigt, das erstere anzunehmen, weil das Blatt aus München stammt und auf Papier mit dem Wasserzeichen des Königs Ludwig von Bayern gezeichnet ist. Wäre es in Berlin entstanden, so müßte doch Münchener Papier benutzt worden sein, und ferner müßte die Zeichnung auch wieder nach München zurückgekommen sein. Innere Gründe das Blatt auch in die Berliner Zeit, vor den Entwürfen zur Königsgruft, zu setzen, dürften nicht vorliegen, vielmehr nähert es sich seinem künstlerischen Charakter nach mehr dem Styl der Ludwigskirche, besonders des „Weltgerichts," als dem der Königsgruft in Berlin. Der Gegenstand ist wie folgt aufgefaßt. Man sieht Christus in der Mitte der Komposition auf dem hohen Berge stehen; mit der Rechten bedeutet er dem Satan: „Hebe dich weg von mir," und dieser, trotzig gehorchend, entflieht über die

Herrlichkeit der Welt, womit er Jesum versuchen wollte, hinweg. Mit der andern Hand deutet Christus nach oben, mit Bezug auf die Worte: „Du sollst Gott allein anbeten," und schon sind auch die Engel da, die „ihm dieneten." Eine sinnvoll schöne Komposition, die man durch alle ihre Linien hindurch mit Freude und Befriedigung verfolgt, und die zu manchem ernsten Gedanken anregt. Wichtig ist das Blättchen auch noch dadurch, daß es den Satan bereits in jenem klassischen Teufelstypus zeigt, der in vollendeter Gestaltung in den Entwürfen zur Königsgruft vorkommt. Vergleiche mein Cornelius-Buch S. 211.

Die Befreiung Petri: Der Engel führt ihn aus dem Gefängnisse an dem schlafenden Wächter vorbei. Leichte Bleistiftzeichnung auf einem Brieftaschenblättchen, 0,103 m h. 0,62 m br. Im Besitze des Verfassers dieses Buches.

Das Blatt gehört etwa derselben Zeit an, wie das vorhergehende.

1843. Tasso. Die 6 Zeichnungen in Bleistift (R. 414.) besitzt gegenwärtig der Herr Kunsthändler C. G. Boerner in Leipzig.

1843 und 1844. Dom in Schwerin. (R. 415.) Die Kartons befinden sich jetzt im großherzoglichen Museum daselbst.

Die Kartons, welche auf geöltem Papier in Farben gemalt aber beschädigt sind, wurden zwischen Glastafeln vor Fenstern in einem sonst dunkeln Raume des neuen Museums aufgestellt. Auf diese Weise wurde eine sehr schöne Wirkung erzielt. Sie sind ganz in der ernsten und großen Art von Cornelius gehalten; nur der Moses erscheint im Ausdruck etwas äußerlich. Die nach diesen Kartons gemachten Glasmalereien im Dom lassen allerdings sehr viel vermissen. Siehe auch die Schriftstücke bei E. Förster, II. S. 213/5. 509.

1851. Zeichnung für die Weltausstellung in London.

Auf Wunsch der Londoner Ausstellungskommission machte Cornelius eine Zeichnung, deren Gegenstand er sich nicht mehr

erinnerte, und die für den Katalog vervielfältigt werden sollte; sie war aber den Engländern zu theuer, und Cornelius verkaufte sie darauf einem russischen Grafen, der damals in Berlin starb und mit dessen Nachlaß das Blatt nach Odessa gekommen sein soll.

1852. Christus als Weltrichter auf dem Felsen, aus dem die vier Ströme des Paradieses entspringen, die Schafe von den Böcken scheidend; Bleistiftzeichnung. Kl. qu. 4^0. Im Besitze des Herrn Professor Dr. F. Piper in Berlin.

Die Zeichnung ist in F. Piper's „Evangelischem Kalender" für 1853 in Holzschnitt mitgetheilt und nach den dort (S. V. 16 u. 25) gemachten Angaben unter Anlehnung an frühzeitige schriftliche Nachrichten und altchristliche Denkmäler entworfen; sie soll insbesondere eine Stelle beim Paulinus, Bischof von Nola, veranschaulichen. Der Besitzer theilt mir noch mit, daß Cornelius die Zeichnung auf seinen Wunsch für den evangelischen Kalender gemacht hat, und zwar nachdem er ihm den Paulinus sowie auch die Abbildung der Christusfigur in den Mosaiken von S. S. Cosma e Damiano vorgelegt hatte. Dieselbe hat also in erster Linie eine archäologische Bedeutung.

1853 bis 1856. Die Erwartung des Weltgerichtes. (R. 422.) Das Werk hatte durch Feuchtigkeit und tropfendes Wasser bald nach der Vollendung, in der Zeit zwischen den Jahren 1856 und 1861, gelitten, und ist unter Keller's Aufsicht durch dessen Gehülfen den Maler Stübbe wieder hergestellt worden. Cornelius hat hiervon niemals etwas erfahren und auch selbst nichts gemerkt.

1856. Lady Macbeth. (R. 422.) Die Zeichnung ist in den Besitz des großherzoglichen Museums zu Weimar übergegangen.

Siehe auch hier den Brief Nr. 53 S. 304.

1858. Hagen versenkt den Nibelungenschatz; Karton in Antwerpen (R. 423.), in Bleistift auf gewöhnlichem Papier leicht angelegt und dann ebenfalls leicht mit dem Pinsel in Tusche schattirt; 0,780 m h., 0,982 m br.

Der Karton dürfte, da der Eindruck ein einheitlicherer ist, dem Gemälde in der Nationalgallerie zu Berlin vorzuziehen sein. Ueber das letztere vergl. hier S. 93. Siehe auch den Brief vom 6. Septbr. 1858 bei E. Förster, II. S. 406/8.

1859. Faust und Gretchen im Garten; im Besitze von Herrn Dr. Erhard in Rom. (R. 423.) Leicht und geistreich in breiten Bleistiftumrissen mit Tusche ausgeführt; 0,363 m h., 0,266 m br. Links unten in der Ecke die Schrift:

„Dem hülfreichen Freunde Dr. Erhard ein Zeichen der Erkäntlichkeit von P. v. Cornelius, Rom im Februar 1859."

Das Blatt stellt die Katechisation dar: Faust und Gretchen als Hauptfiguren und Mephistopheles hinter einem Baume lauschend. Herr Dr. Erhard theilte mir mit, daß Cornelius gesagt, er habe diese Darstellung sein Lebenlang mit sich herumgetragen und habe hier den Faust in edler Vergeistigung darstellen wollen. — Sehr anziehend und lehrreich ist ein Vergleich dieses Blattes mit den alten Faustblättern, wo man denn die Entwickelung eines langen künstlerischen Lebens wahrnimmt.

1844 bis 1866. Domhof. (R. 415 u. ff.) Die sämmtlichen in der Nationalgallerie zu Berlin befindlichen Kartons sind von der photographischen Gesellschaft daselbst in Photographien herausgegeben worden. Der Thomaskarton, von 1863—1865, ist außerdem in Holzschnitt in der Leipziger Illustrirten Zeitung Nr. 1761, vom 31. März 1877, vervielfältigt worden.

Die Ausführung der Malereien an den Wänden der Friedhofshalle hatte Cornelius in der alten echten Freskotechnik beabsichtigt; das Wasserglasverfahren hielt er nicht für zweckmäßig, da nach seiner Meinung die so gemalten Bilder weniger dauernd stehen würden als die a fresko gemalten.

Der künstlerische Nachlaß.

Bereits oben (S. 196) habe ich über die Zusammenstellung der von Cornelius hinterlassenen Zeichnungen seiner Hand kurz berichtet. Ich gebe hier nun ein übersichtliches Verzeichniß derselben, dem ich die folgenden Bemerkungen noch voranschicke.

Als ich nach dem Tode von Cornelius seine Mappen durchsah und überall im Hause nach Zeichnungen, Briefen u. s. w. suchte, hatte ich das Glück, mehrere werthvolle Zeichnungen zu finden, von deren Vorhandensein niemand etwas wußte, ja die er selbst für verschollen gehalten hatte. Ich fügte dieselben den übrigen Blättern bei und habe dann die so vervollständigte Sammlung seiner hinterlassenen Zeichnungen geordnet und verzeichnet. Die auf diese Weise vereinigten Blätter erreichten die Höhe von 274 Nummern. Außerdem gehörten zum Nachlasse zwei größere Umrißkartons, eine Tuschzeichnung und ein kleines Skizzenbuch in 4°, welche sämmtlich bereits von mir in meinem Cornelius-Buche S. 412, 421, 423 und 426 verzeichnet wurden. Auch der größte Theil der Zeichnungen selbst wurde zwar hier schon verzeichnet, allein aus dem Nachfolgenden wird der Leser ersehen, daß die veränderte Anordnung derselben eine ungleich erweiterte Uebersichtlichkeit darbietet und werthvolle Einsichten in die künstlerische Arbeit des Meisters gewährt.

Mehrere Akte und Gewandstudien, die der Düsseldorfer Akademie-Schüler Peter Cornelius gezeichnet hat, eröffnen die Reihe; ihre akademische Herkunft verläugnet sich nicht, doch erregen sie lebhaften Antheil, besonders durch die überaus saubere und feine Ausführung. Jugendarbeiten, einige Entwürfe zum Faust, einige biblische Kompositionen und Aehnliches schließen sich an, demnächst einzelne Kompositionen der römischen Zeit. Unter den römischen Studien befinden sich Akte und Gewänder, die dem Fleiße jenes edlen Malerkreises entsprangen, welcher in den Jahren von 1811 bis etwa 1815 in der Siebenhügelstadt „die Bahnen von Jahrhunderten durchkreiste" und ein unvergleichliches Schauspiel brüderlicher Hingabe an die Kunst darbot. Diese Arbeiten zeichnen sich ebenfalls durch eine bewundernswerthe Feinheit und Sauberkeit der Zeichnung aus. Einige Gewandstudien

über dem lebenden Modell sind darunter, und dies lebende Modell ist in mehreren Fällen kein Anderer als Overbeck.

Zu den Darstellungen aus „Romeo und Julia" hat sich das Studium für die Leiche der Julia feststellen lassen. Diese Arbeiten gehören in der Hauptsache dem Jahre 1813 an. Siehe hier S. 239, 242, 244, 246.

Zu dem Kreise der Nibelungen-Bilder konnte ich das Studium für einen lebenden und für den todten Siegfried ermitteln, und unter jenen glücklich wieder gefundenen Zeichnungen war der „Auszug zum Sachsenkriege," den Cornelius abhanden gekommen glaubte. Auch ein zweites Exemplar von der „Begrüßung der Königinnen" und einige Skizzen fand ich auf.

Die Josephs-Bilder in der Bartholdy'schen Wohnung zu Rom sind durch 17 Blätter vertreten, deren vorzüglichste mir die Akte zu den Brüdern in der Wiedererkennung zu sein schienen.

In der Abtheilung der Glyptothek konnte ich 42 Blätter vereinigen, und zwar hatte ich die Freude, hier mehrere Zeichnungen als bisher unbekannt einfügen zu können, die unzweifelhaft einen außergewöhnlichen Werth besitzen. Es sind die ersten Entwürfe zu den Wandbildern des Göttersaales, denen sich der erste Entwurf zum Gewölbeviertel des Helios und der zu dem Wandbilde im trojanischen Saale „Der Zorn des Achill" anschließt. Der letztere weicht nicht sehr erheblich vom Fresko ab, jene älteren Entwürfe für den Göttersaal aber sind nicht ohne Einfluß pompejanischer Vorbilder entstanden, und künstlerisch wie kunstgeschichtlich höchst merkwürdig durch den Vergleich mit den Fresken. Ich werde auf diesen Vergleich noch zurückkommen, und bemerke nun weiter, daß es möglich war, 28 Blätter mit Akten zu verschiedenen Figuren der Glyptothek festzustellen, so z. B. für die Eos, Daphne und Diana von der Decke des Göttersaales, für fast alle Figuren der „Wasserwelt," und ebenso im trojanischen Saale für die vom „Zorn des Achilles," ferner für mehrere Figuren vom „Kampf um den Leichnam des Patroklus" und anderes mehr.

Es folgt die Ludwigskirche mit 19 Blättern. Der größere und wichtigere Theil derselben besteht in den Studien zum jüngsten

Gerichte. Es ist unter andern z. B. da das nackte Studium zum Christus, zum Lucifer, zu dem Tyrannen, dem die Krone in die Stirne gedrückt wird, zu der Wollüstigen und zu dem Teufel, der sie mit dem Haken erfaßt, zum Segesthes und ferner zu mehreren Teufeln, Verdammten und Seligen. Diese sämmtlichen Akte sind theils in Kreide, theils in Bleistift mehr oder weniger sauber ausgeführt, und sie unterscheiden sich hierdurch von denen zur Glyptothek, die mit wenigen Ausnahmen nur im Umriß gezeichnet sind. Die nun folgenden Studien vereinigen beide Methoden, und sie zeigen sich der Natur gegenüber zugleich von einer vorgeschrittenen, verständnißvollen Freiheit und doch von einer noch liebevolleren und treueren Hingabe. Es sind die Akte aus des Meisters Berliner Zeit.

Mit naiver Unbefangenheit hat er in diesen die Natur aufgefaßt, mit seltenem Verständnisse das Wesentliche erkannt und betont, mit noch seltenerer Sicherheit den Stift geführt. Die Strichbehandlung der Berliner Akte ist breiter, freier und geistreicher, besonders im Vergleiche zu den Akten der Ludwigskirche, die mit größerer äußerer Sorgfalt, doch nicht mit ganz gleicher innerer Liebe ausgeführt sind. In dieser Hinsicht werden die letzteren auch den Studien zur Glyptothek nachstehen, welche zwar meist nur im Umriß gezeichnet, doch mit größter Sicherheit und vollstem Verständnisse ausgeführt sind. Die Studien zur Ludwigskirche stehen zwischen den beiden anderen Gruppen in der Mitte, und während sie für sich betrachtet als vortreffliche Arbeiten sich geltend machen, scheinen sie jenen gegenüber einen gewissen Mangel an unmittelbarem Leben und freier Frische zu besitzen. Die Akte zur Glyptothek stehen wieder denen zur Königsgruft an Ausführung, Geist und Naivität nach, was sich leicht begreifen läßt, wenn man die äußeren und inneren Erlebnisse des Künstlers hier in Betracht zieht; doch man darf nicht vergessen, daß trotzdem alle von einer und derselben Meisterhand herrühren.

Cornelius hat die Natur mit vollstem Verständnisse gesehen und nur Das gezeichnet, was er wirklich gesehen. Mit Nachdruck hat er das Wesentliche betont, nirgendwo etwas übertrieben, und nie eine Spur jener Convention verrathen, die das Modell aus mangelhaftem

Verständnisse der Natur nach der äußerlich antiken Schablone des Akademienthums oder nach subjektiven Empfindungen zurechtlegt. Aus seinen Akten geht unwiderleglich hervor, daß er der Natur gegenüber auf demselben Standpunkte sich befand, wie die beste Antike.

Die Glyptothekakte sind auf farbigem Papier mit weißer Kreide angelegt, dann in Bleistiftumrissen ausgezeichnet und von dem Kreideumriß befreit. Ganz in derselben Weise sind die Studien zur Königsgruft auf weißem Papier mit einem Hülfsumriß von leichter schwarzer Kohle angefertigt. Diese Verfahren lassen sich mit größter Sicherheit aus angefangenen Blättern und sonstigen Eigenschaften der Zeichnung erkennen.

Mit dem Fleiße eines Schülers ist der mehr als Sechzigjährige von neuem an die unmittelbarste Beachtung der Natur gegangen, als er das nach Inhalt und Form vollendetste seiner Werke schuf: die Kartons zur Königsgruft. Es sind im Ganzen 66 Blätter mit Studien zu diesen Werken ermittelt und zwar: Die Engel mit den Schaalen des Zorns 7 Bl.; — Die apokalyptischen Reiter 12 Bl.; — Der Sturz Babylons 7 Bl.; — Das neue Jerusalem 11 Bl.; — Die Speisung der Hungrigen 9 Bl.; — Die Auferstehung 14 Bl. — u. s. w. Die jüngste dieser Aktzeichnungen wird in das Jahr 1852 fallen. Die nächstfolgende Zeit beschäftigte den Meister der Entwurf seiner „Erwartung des Weltgerichts," und als er nach dessen Vollendung wieder an die Anfertigung von Kartons ging, scheint er keine Modelle mehr benutzt zu haben. Wenigstens hat er die letzten seiner Werke, nämlich die „zehn Jungfrauen," die „Bestatttung der Todten," „Christus und Thomas," und „Pfingsten," sämmtlich figurenreiche Kompositionen mit Gestalten bis zur Lebensgröße, durchaus ohne Modell und Gliedermann ausgeführt. Er hat diese Werke gänzlich aus dem Kopfe gezeichnet, und er durfte sich dies erlauben, der eine lange, vom feurigsten Streben und höchsten Erfolgen erfüllte Künstlerlaufbahn durchlebt hatte.

Außer diesen Blättern sind noch eine Anzahl anderer mit männlichen und weiblichen Akten und mit Glieder- und Gewandstudien da. Viele derselben sind augenfällig für einen bestimmten Zweck, nicht der allgemeinen Uebung wegen, gemacht worden, allein ich konnte aus

Mangel an genügenden Hülfsmitteln nicht feststellen, zu welchen Kompositionen und Figuren dieselben gehören, zumal namentlich bei den Gewändern nicht eine vollkommen treue Anwendung des Studiums stattgefunden zu haben scheint.

Hinsichtlich der Akte und Studien darf man nicht außer Acht lassen, daß ein nicht unerheblicher Theil derselben sich in anderen Händen befindet, und daß ein noch größerer Theil derselben verloren gegangen ist. Nimmt man dies Alles zusammen, so zeigt es sich, mit welchem unablässigen Fleiße Cornelius von früher Jugend bis ins hohe Alter dem treuesten Studium der Natur sich hingegeben hat.

Nachdem nun so der Leser eine allgemeine Uebersicht wird gewonnen haben, wolle er seine Aufmerksamkeit noch jenem oben bei der Glyptothek angedeuteten Vergleiche zuwenden:

Die ersten Entwürfe zu den großen Rundbildern des Götterſaales theilen die halbkreisförmige Fläche in ein Mittelbild, ein Bogenfeld und zwei Eckzwickel. Auf der Lichtwelt und Unterwelt ist die Theilungsgliederung nach pompejanischer Art gemacht, auf der Wasserwelt, wo das Mittelbild größer angeordnet ist, durch eine gemalte strengere Architektur.

Der Halbkreis der Lichtwelt oder des Olymps ist durch einen Ring, wie dieser auch in der Ausführung beibehalten wurde, umschlossen; während er aber in der letzteren plastisch gehalten und nur durch einen Fries, den „Sturz der Titanen," geschmückt ist, sollte er ursprünglicher Absicht gemäß gemalt werden. Im Entwurfe ist nur die linke Hälfte desselben, also ein viertel Kreis, vollendet, und da sieht man in schöner architektonischer Umfassung die „Geburt des Zeus," ein längliches flaches Achteck, — dann in halben Sechsecken die „Uebergabe des Kindes an die Pflegerin" und wahrscheinlich die „trauernde Mutter Rhea;" — die „Erziehung des Zeus durch die Milch der Ziege Amalthea," und wieder in halben Sechsecken anscheinend den „überwundenen Kronos" und dann den „thronenden Zeus." Die Mitte nimmt der „Sturz der Titanen" in ganz ähnlicher Komposition, wie die von Schwanthaler modellirte, ein, sich jedoch in den Motiven der

Hauptgruppe ziemlich an das berühmte Cameo zu Neapel haltend. Das Uebrige des Ringes ist nicht angelegt. — Der innere Halbkreis wird durch zwei Pilasterstreifen gegliedert, die in sehr geistreichen Arabesken den Gedanken aussprechen, daß die Elemente und Bestrebungen der Erde sich in vereinigendem Frieden gipfeln (links), und daß die zu den Sternen leitende Poesie über der Erde throne (rechts). Das Mittelbild zwischen diesen Arabesken zeigt in einer von vier zierlichen Säulen getragenen Laube den „Thron des Zeus," wo er und Here sitzen. Ganymed reicht ihm die Schaale und neben dem letzteren ziehen sich in den Vorgrund zum linken Bildrande hin Ares, Hermes, Hephaistos und Aphrodite, welche letztere seitwärts auf die Gruppe des Herakles und der Hebe sieht. Rechts an diese sich schließend sitzt die flötenfrohe Muse, ganz so wie im Fresko jetzt auf der linken Seite, dann guckt der Panskopf mit seiner Flöte hervor und nun folgt auf höherem Sitze Apollon mit der Leyer, über diesem Eros und Psyche, Artemis und Athene. — Oben auf der Laube ruhen schön gruppirt in einer Architekturumrahmung die drei Charitinnen, während rechts und links von dieser Umrahmung auf den Ecken der Laube Eroten die Chimaira und die Sphynx zähmen. — In den Seitenzwickeln sind rechts die Horen, über denen Iris den Bogen ausspannt, zu sehen; auch zeigt sich unten in den Fluthen Poseidon von einem Triton begleitet. Links ist die bakchische Gruppe, fast das genaue Spiegelbild des jetzigen Fresko, angebracht, doch ist über derselben noch Hals und Kopf eines Elephanten sichtbar, auf dem eine Bakchantin das Becken schlagend reitet. Unter beiden Zwickeln und dem Mittelbilde ist der Raum für Sockelstreifen angeordnet.

Man darf diesem Entwurfe gegenüber zweifelhaft sein, ob das Fresko eine Verbesserung ist, wenigstens an sich. Denn im monumentalen Zusammenhange muß die Veränderung, die in einer Vereinfachung der Form und Gedanken besteht, doch glücklich genannt werden. Aber von diesen Beziehungen abgesehen, würde ich z. B., handelte es sich um Ausführung einer dieser Kompositionen als Tafelbild, mich für den Entwurf entscheiden. Meine Gründe bestehen darin, daß die Arabeskentheilung von vorzüglicher Schönheit und Erfindung ist, daß das

Mittelbild in seiner Geschlossenheit strenger ist als das Fresko, und daß das Ganze einen ungleich größeren Reichthum an dichterischen Gedanken und künstlerischen Erfindungen besitzt. Vergleicht man den Entwurf mit dem Fresko, so findet sich, daß die Gruppe des Herakles und der Hebe unverändert an ihrer Stelle geblieben ist, daß die flötende Muse sammt dem Panskopf und dem Apollon, dieser jedoch ganz umgearbeitet, links vom Herakles in die Ecke des Bildes, die Bakchusgruppe aber aus ihrem abgetrennten Zwickel hinüber auf die rechte Seite gekommen ist. Die Charitinnen sind oben von der Laube herunter geholt und hinter dem Throne in halb sichtbaren Figuren angeordnet, Eros und Psyche gänzlich entfernt und modellirt in den kleinen Thürgiebel gestellt, der jetzt in das Bild hineinragt. Ganymed kniet jetzt in der Mitte, und er wie Zeus, Here und die anderen Götter sind durchaus umgearbeitet. Die beiden Eroten mit der Chimaira und der Sphynx sind dem Gedanken nach, wahrscheinlich ganz ohne Erinnerung an die ältere Auffassung, in ganz ähnlicher Einordnung in die Architektur auf den Entwürfen zur Königsgruft wiederholt.

Die Unterwelt entspricht, wie bemerkt, in der Theilung vollkommen dem Olymp. In dem umgebenden Ringe sind jedoch nur zwei der in den flachen länglichen Achtecken befindlichen Darstellungen gezeichnet: Der „Raub der Persephone" und die „Demeter, ihre Tochter suchend, doch in falscher Richtung davon eilend." Der „Raub" ist die Hauptgruppe des jetzigen Frieses und unverändert geblieben. Der Flußgott jetzt auf der linken, war ehemals auf der rechten Seite, und die jetzt dem Raube nachschauenden Weiber, waren in das nächste der halben Sechsecke, jedoch um eine Figur vermindert, gesetzt. — In dem Bogenfelde über dem Mittelbilde lagen, wieder vereinigt, Demeter und Persephone ganz so wie sie jetzt im kleinen Thürgiebel modellirt sind. Rechts und links auf den Ecken fütterten Eroten aus Füllhörnern räthselhafte Wesen, offenbar erinnernd an das geheime überall von reicher Liebe durchdrungene Leben der Natur. — Die Pilaster, welche als hängende Teppichstreifen gedacht sind, wollen augenscheinlich den Wechsel und die Unergründlichkeit des menschlichen Glückes andeuten, ohne jedoch den alten Spruch, daß jeder seines eigenen Glückes

Schmied ist, zu übersehen. — Als Sockelstück des Mittelbildes endlich sind die Danaiden mit ihrem Fasse dargestellt. — Betrachten wir nun aber das Mittelbild und die beiden Zwickel im Vergleiche zum Fresko, so fällt zuerst auf, daß der Zwickel rechts gänzlich beseitigt wurde. Er enthielt den Odysseus im Vorhofe der Unterwelt, wie er den Teiresias befragt und die Helden sieht; darüber im Hintergrunde erkennt man den jagenden Orion. Der linke Zwickel, dessen Sockelstück „der gefesselte Prometheus" jedoch wegfiel, ist fast unverändert und an seiner Stelle geblieben; er umfaßte die ganze Gruppe der Todtenrichter. Im Mittelbilde ist die Anordnung des Thrones mit dem Aides und der Persephone im allgemeinen beibehalten; nur hat der Kopf von jenem an Haltung, Zeichnung und Ausdruck im Fresko unvergleichlich gewonnen. Orpheus mit dem Amor stand mehr rechts als jetzt, und da wo er jetzt sich befindet, saßen in enger Gruppe hintereinander die Eumeniden, über welchen oben im Hintergrunde der Flußgott des Styx sichtbar war. Auf der rechten Seite des Mittelbildes ist Eurydike, wiewohl etwas verändert, an ihrer Stelle geblieben; da aber, wo gegenwärtig im Fresko sich die bewunderte Gruppe der Furien ausbreitet, saßen im Entwurfe die Parzen, während alle übrigen Figuren auf dieser Seite des Fresko fehlten. — Nach diesen Darlegungen glaube ich, wird man in den Veränderungen, welche das Fresko gegenüber dem ersten Entwurf erlitt, ebenso viele Vervollkommnungen erkennen dürfen; als Hauptpunkt ist natürlich die Entfernung der Parzen und die neue Komposition der Furiengruppe zu betonen. In Bezug auf die Gesammtgliederung der inneren Halbkreisfläche möchte ich es dahin gestellt sein lassen, ob nicht der Entwurf den Vorzug verdient. Jedenfalls ist ihm derselbe Reichthum eigen, wie dem Olymp.

Das Blatt der Wasserwelt besitzt den äußeren Ring jener beiden Entwürfe nicht. Die ganze halbkreisförmige Fläche ist durch eine Architektur in das Mittelbild mit dem Bogenfelde und zwei Seitenzwickeln getheilt. Die Architektur besteht aus zwei Pfeilern, hinter denen eine Wand sich hinzieht; zwischen jenen und vor dieser ist das Mittelbild, als Teppich aufgefaßt, an Ringen aufgehängt. In diesen Teppich greifen die Linien eines Thürgiebels hinein, woraus man

schließen muß, daß diese Komposition für eine andre Stelle als die gegenwärtige einst bestimmt war. Ueber dem Gesimse setzt sich der Kern der Pfeiler ein wenig fort und stößt gegen den großen Umfassungsbogen, der um die ganze Fläche läuft; auch über dem Gesimse der ideellen Hinterwand ist gemalte Architektur angeordnet, und ebenso wie die Pfeiler mit Ornament geschmückt. Diese Architektur des Bogenfeldes bildet die Umrahmung für eine Komposition: „Polyphem und Galatea." Die linke Seite des Entwurfes ist nicht angelegt, und im rechten Zwickel ist nur der „Arion auf dem Delphin" ausgeführt; das Uebrige ist unerkennbar. Das Mittelbild selbst, etwa $1\frac{1}{2}$mal so breit als hoch, ist für die Freskoausführung gänzlich umgearbeitet worden. Geblieben ist das Motiv des Muschelwagens mit dem Poseidon und der Amphitrite und mit den Seerossen sammt den Eroten und dem Tritonen voran. Diesem Wagen voraus schwimmt ein räthselhaftes Seeungeheuer mit langem Hals und fabelhaftem krebsartigen Kopf; auf ihm reitet eine Tritonenfamilie: Mann, Weib und Kind in reizender Gruppe angeordnet. Neben diesem Ungeheuer nach dem Vorgrunde zu schwimmt ein Delphin mit einem Eroten auf seinem Rücken; Nereus und Nereiden folgen ihm, neben dem Wagen herziehend. Der Triton, welcher im Fresko das hintere Roß führt und eben die Muschel zum Blasen ansetzen will, kommt, wie bemerkt, auch im Entwurfe, doch verändert und wilder, vor. Ueberhaupt ist die ganze Komposition im Entwurfe lustiger und bewegter, wilder und phantastischer. Der für die Ausführung beibehaltene Muschelwagen nimmt jetzt quer hinlaufend die Mitte und Breite des Fresko ein. Arion ist aus dem Zwickel rechts in die linke Ecke des Fresko gesetzt, jedoch fast nicht verändert. Sämmtliche Figuren im Vorgrunde des Fresko, einschließlich der Thetis, fehlen im Entwurfe.

Von den Deckenbildern des Götterſaales liegt nur ein Zwickel, der des Helios vor, und dieser scheint der Zeit nach vor den eben besprochenen Entwürfen der drei Wandbilder entstanden zu sein. Er lehnt sich noch am engsten an die pompejanischen Vorbilder und tritt als Ganzes gegen die Freskoausführung zurück. An seinem Orte und in seiner Komposition unverändert hat Cornelius nur den

unteren Arabeskenstreifen mit dem Genius der Dichtkunst gelassen. An seiner Stelle ließ er zwar auch den Helios auf dem Gespanne der vier Sonnenrosse und umgeben von vier Horen; allein während im Entwurfe die Ellipse des Thierkreises dies Bild umschließt, hat es im Fresko eine rechtwinklige Gestalt empfangen und Apoll hält den Thierkreis mit beiden Armen. Früher führte er mit der rechten Hand die Rosse, in der linken ruhte der silberne Bogen. Die Spitze des Zwickels nimmt Ornament ein, so daß also der Eros mit dem Adler und die Hore in ihrer Muschel fehlen. In den übrigen Theilen der Zeichnung ist nur eine Seite, die linke, des Entwurfes angelegt, und zwar stößt gegen die erwähnte Arabeske ein längliches Bild, das von einer leichten pompejanischen Giebelarchitektur umschlossen ist und das Urtheil des Midas darstellt. Derselbe Gegenstand ist a fresko in kleinen Maaßen fast genau an demselben Orte ausgeführt, doch vermag ich nicht festzustellen, ob dieselbe Komposition beibehalten wurde. In dem dreieckigen Zwickel, wo jetzt Klytia, Leukothoë und Hyakynthos sind, war zunächst dem elliptischen Mittelbilde in leichter Architektur eine thronende Pythia gedacht und an diese links sich schließend die Strafe des Marsyas. Die Zwischenräume füllte leichtes Ornament aus. Ein Theil dieses Entwurfes ist in Deckfarben sehr leicht und eilig angelegt, und es verdient bemerkt zu werden, daß der Arabeskenstreifen mit dem Genius der Dichtkunst von blauem Grunde sich absetzt.

Der erste Entwurf zum „Zorne des Achilleus" ist gleichfalls für die Freskoausführung mannigfach abgeändert worden. Die große Exedra mit der kleinen Antenarchitektur als Königssitz in der Mitte ist geblieben. Ebenso sind die meisten im Fresko vorkommenden Figuren im Entwurfe bereits mehr oder weniger treu enthalten. Die Gruppe des Achill und der Athene steht im Entwurfe scheinbar mehr rechts, so daß zwischen ihr und dem Idomeneus noch ein im Fresko ausgefallener Held sitzt. Ferner gehen im Entwurfe die Herolde mit der Briseïs bereits ab. Auf der linken Seite des Bildes ist Thersites von seinem Sitze zwischen Odysseus und Diomedes, den Ajas der Telamonier einnahm, entfernt und hinter die Exedra gestellt, hinter deren Brüstung er gegen Odysseus herübersieht. Die Figur des Kalchas ist im Fresko

ganz neu, dagegen fielen die Köpfe dreier Trojer, welche die Lösungsgeschenke für die Chryseïs heranbrachten, aus. Ebenso fiel, trotz der ausdrücklichen Angabe des Homer, der Lorbeer am Haupte des Chryses fort und ebenso die bereits vor ihm stehenden Lösungsgeschenke, ein Dreifuß, ein Gefäß und eine Schaale. Gegen den Entwurf ist die Architektur der Exedra im Fresko erheblich willkürlicher geordnet. Die ganze Komposition ist aber im Fresko ein klein wenig mehr zusammen geschoben als im Entwurfe, was sehr von Einfluß auf das Ganze war. Was die Auffassung betrifft, so möchte die im Fresko die treffendere sein, denn im Entwurfe ist der Zorn des Achill getheilt zwischen der Härte des Agamemnon in Bezug auf die Chryseïs und der Wegführung des Briseïs durch die Herolde. Das Fresko deutet die letztere gleichsam nur als bevorstehend an, und giebt dem Zorne edlere Beweggründe durch die Einführung des Kalchas, der auf den zürnenden Gott weist und in der Freigebung der Chryseïs die Sühne fordert. Erst als Agamemnon den Bitten von deren Vater und den Worten des Kalchas hart widersteht, bricht beim Achill der Zorn so heftig aus, daß er zum Schwerte greift, von dessen Gebrauche aber ihn Athene abhält. Hierdurch schloß sich das Fresko auch der Ilias in den wesentlichen Stücken treuer an, als der Entwurf, der jedoch in den erwähnten Nebendingen wieder eine größere Treue zeigt.

Die Sammlung der hinterlassenen Zeichnungen eröffnet einen vollkommenen Einblick in die innere künstlerische Werkstatt von Cornelius, und ich habe es bereits früher erklärt, daß mir durch die Beschauung der Mehrzahl derselben, schon ehedem, neue Gesichtspunkte für die Kenntniß und Beurtheilung des Meisters erwachsen sind. Nichts auch kann für das völlige Eindringen in einen Künstler lehrreicher sein, als die Betrachtung der Urkunden, die den Weg seiner künstlerischen Entwickelung und Arbeit veranschaulichen. Das Keimen, Bilden und Runden der Gedanken und Erfindungen, nicht minder wie das unaufhörliche Studium der Natur zeigen gleichsam die wesentlichsten Stufen in der Entstehungsgeschichte so gefeierter Werke; sie machen es klar, weshalb da oder dort Dieses oder Jenes so und nicht anders ist,

sie offenbaren, wie treu und liebevoll Cornelius alle Zeit die Natur beachtet und wie er endlich dahin gelangt ist, vollkommene und unbefangene Naturwahrheit mit vollkommenem und hohem Styl zu einem einzigen Wesen zu vereinigen und auszugestalten. Unaufhörlichen Fleiß und rastlose Kraft hat er hierzu aufgewendet, und es ist ihm trotz seines reichen Genius schwer geworden, sich zu einziger Höhe emporzuschwingen, sich hier nicht nur zu halten, sondern auch höher und höher zu steigen. Will man recht in sein Wesen eindringen, so wird man freilich mit der Phantasie und der aufnehmenden Fähigkeit ihm dahin zu folgen suchen müssen. Allein Dies ist keineswegs so schwer, und selbst ganz schlichte Naturen können die Schönheit dieser Werke empfinden und ihren tieferen Geist ahnen. Mit selbstgefälliger Voreingenommenheit aber ist ihnen nicht wahrhaft nahe zu kommen; sie in ihren letzten Tiefen und das innerste künstlerische Wesen ihres Urhebers wollen mit rückhaltloser Hingabe gesucht sein. Wo die moralische und ästhetische Kraft zu letzterer fehlt, wird man am Einzelnen und Unvollkommenen hängen bleiben, denn das flüchtige oder seelenlose Auge wird nur vom Auffälligen angezogen. Ohne Erkenntniß, ja selbst ohne Ahnung des Wesentlichen wird dann über Fehler und Mängel geklagt, und es werden Urtheile, die ebenso bitter und absprechend als falsch und ungerecht sind, gefällt. Die Mängel großer Meister sind natürlich und geschichtlich bedingte Eigenschaften ihres Wesens, aber nicht der Maßstab für die Beurtheilung ihrer Werke. Treffend und schön sagt in diesem Sinne Goethe: „Wie vieler Künstler Arbeiten halten Stich, wenn man rechnen will, was fehlt!“ Der gesammelte und reife Geist aber dringt zu den Tiefen des Wesens vor. Er wird in Cornelius unerschöpfliche Schätze künstlerischen Genusses und innerer Erhebung finden.

Möchten diese Ausführungen dazu beitragen, hier oder dort die Achtung vor der fleißigen Künstlerarbeit und der ernsten Manneskraft des großen Meisters zu steigern und damit ein Stück des Weges ebnen helfen, auf dem allein ein dauernder inniger Umgang mit seinen Schöpfungen, wie mit allen Werken hoher Kunst zu pflegen ist!

In dem nun folgenden Verzeichnisse sind 7 Blätter, nämlich die Nr. 1, 5, 19—22 und 212, mit einem ○ vor der Nr. versehen; sie wurden von der Signora di Bajardi-Cerboni verwittwet gewesenen Frau von Cornelius am 22. Mai 1868 aus der Sammlung entnommen, und befinden sich voraussichtlich noch in deren Händen zu Urbino. Die so auf 267 Nummern herabgeminderte Sammlung ging, wie ich S. 197 berichtet habe, in den Besitz des Herrn Professor Dr. Karl Cornelius zu München über.

I. Einzelne Blätter aus der Frankfurter und Römischen Zeit.

○ 1. Bildniß der Frau Malß; zu den Zeichnungen der Reise in den Taunus gehörig. (R. 385.)

Siehe hier S. 216 u. ff.

2. Christus mit acht Jüngern bei Maria und Martha. (R. 390.)

Siehe hier S. 85/6.

3. Abschied zur Flucht nach Aegypten, in Federumriß auf grobem gelbgrauem Papier, 0,523 m h., 0,698 m br. (R. 390.)

Es ist das zweite der an der bezeichneten Stelle aufgeführten Blätter; das erste wurde an den inzwischen verewigten Generalarzt Dr. Boeger geschenkt, dessen Tochter es noch besitzen wird. — Maria sitzt auf dem Esel und reicht den Jesusknaben herunter; Elisabeth kniet und reicht den Johannes hinauf. Beide Knaben küssen sich. Joseph hält am Kopfe des Esels den Zaum; küssend nimmt Zacharias von ihm Abschied. Das Ganze ist in schwachen aber sehr bestimmten Linien gezeichnet.

4. Kreuzabnahme. (R. 391.)

○ 5. Brustbild eines italienischen Landmädchens. (R. 393 — vergl. auch hier S. 385.)

6. Kopf des Malers Fohr. (R. 393.)

7. Ansicht von S. Giovanni e Paolo in Rom. (R. 393.)

8. Die zehn Jungfrauen. (R. 426.) Ein Blatt in fol.; auf der Rückseite der Heiland einzeln.

9. Pauli Abschied von den Ephesern. (R. 426.) Auf dem anhängenden Blatte zwei Gruppen, deren Gegenstand nicht deutlich zu erkennen ist; auf der Rückseite des ganzen Bogens in gr. fol. drei Gewandstudien, zu deren einem Overbeck gestanden hat.

10. Christus in Bethanien. (R. 426.) Neben dieser Skizze und auf der Rückseite des Blattes mehrere Studien, besonders von Köpfen, fol.

11. Dante's Paradies, I. 1. g. (R. 389.) Studium zum Adam, fol.

12. Weibliches Bildniß von 1830. (R. 400.) Der Kopf etwa 0,08 m h.

13. Landschaftliche Skizze, sehr flüchtig in Feder auf einem Blättchen Schreibpapier qu. 8°. Auf der Rückseite mit Bleistift einige Berglinien und von Cornelius' Hand diese Zeilen: „unter jubeln und Huthschwenken durch's Dorf gefahren wo die frölichen Ritter alles was durch den Lerm an Thür und Fenster kam bald sehr ehrerbietig beklomplimentirten, bald sehr zutraulich zunickten."

Ohne Zweifel gehört das Blatt zur „Reise in den Taunus;" S. 216 u. ff.

II. Faust.

14. Der Titel. (R. 425. Nr. 21.) Doppelblatt in gr. 4°.

15. Valentin's Tod. (R. 425. Nr. 20.) Blatt in fol.

16. Auerbach's Keller u. s. w. (R. 386.)

17. Gretchen und Lieschen. (R. 386.)

18. Faust und Wagner unter den Spaziergängern u. s. w. (R. 385. Nr. 3.) in Bleistiftumriß, mit der Nadel durchgedrückt, 0,333 m h., 0,410 m br.

III. Romeo und Julia.

○ 19. Romeo's Abschied u. s. w., in Bleistiftumriß. (R. 391.) 0,410 m h., 0,272 m br.

○ 20. Julia als Scheinleiche, in Bleistiftumriß. (R. 391.) 0,360 m h., 0,434 m br.

○ 21. Der Tod Romeo's u. s. w., in Bleistiftumriß. (R. 391.) 0,41 m h., 0,47 m br.

Der Schäffer'sche Stich trägt den Vermerk: „gez. 1819."

○ 22. Studium zur Julia auf der eben genannten Zeichnung, Nr. 21; auf der Rückseite ein halber weiblicher Akt.

IV. Die Nibelungen.

23. } Siegfried mit dem Bären, in zwei Stücken, so daß
24. } Siegfried auf jedem dieser beiden Stücke vorkommt. (R. 388.)

25. Siegfried's Leiche. (R. 388.)

26. Auszug zum Sachsenkriege. (R. 388.) Umrißzeichnung in Bleistift auf grau-grünlichem Papier, 0,375 m h., 0,502 m br.

27. Donaufahrt u. s. w. (R. 388.)

28. Der Königinnen Grüßen. Federumriß auf zwei zusammengeklebten Stücken verschiedenen Papiers gezeichnet; die Rückseite ist geschwärzt und die Umrisse sind mit der Nadel durchgedrückt. 0,522 m h., 0,700 m br.

29. Akt zum Siegfried von Bl. 5 des Werkes; auf der Rückseite ein Akt zum Siegfried von Bl. 7.

30. Akt zum Siegfried von Bl. 7 des Werkes.

31. Abschied des Siegfried u. s. w. (R. 425. Nr. 1.) Fol.

Das Papier trägt das Wasserzeichen „Al Masso."

32. Die Leiche des Siegfried u. s. w. (R. 425. Nr. 2.) In Kreideumriß, kl. fol.

33. Hagen und die Donauweibchen. (R. 425. Nr. 3.) Fol.

34. Gruppe links aus dem Auszuge zum Sachsenkriege, in flüchtigem Entwurfe. — Auf der Rückseite ein männlicher Akt (Akademiestudium) sehr sauber in Bleistift ausgeführt, fol.

V. Die Josephs-Fresken.

35. Die sieben fetten Jahre, Skizze. (R. 426.) Entwurf für das Bogenfeld über der Traumdeutung, welches nachher Phil. Veit a fresko gemalt hat.

Vergl. meine „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst u. s. w." S. 284 u. ff.

36. Armstudium zu dem Schreibenden auf der Traumdeutung und zu dem hinter diesem Stehenden.

37. Gewandstudium zu dem letzteren.

38. Gewandstudium desgl. Auf der Rückseite ein weiteres Armstudium für den Schreibenden (Nr. 36) und drei weibliche Köpfe, von denen einer mit Busen und Armen, ziemlich genau in der Haltung der Venus von Capua, gezeichnet ist.

39. Die Wiedererkennung, drei Skizzen. (R. 426.) Ein Blatt in fol., auf der Vorderseite zwei, auf der Rückseite eine dieser Skizzen.

Die erste dieser Skizzen setzt Joseph in die Mitte auf einen Thron und zeigt ihn von vorn. Die zweite zeigt ihn stehend und in die Umarmung des Benjamin eilend. Die dritte nähert sich schon ganz dem Fresko. Vergl. hier S. 86.

40/45. Sechs Blätter mit Studien nach dem Nackten zu den Brüdern in der Wiedererkennung; auf der Rückseite von Nr. 44 ein desgleichen, auf der von Nr. 45 ein zu diesem Bilde gehöriges Gewandstudium. Nr. 40—44 in 4° auf grauem Papier, Nr. 45 in kl. fol. auf röthlichem Papier.

46/48. Drei Blätter mit Gewandstudien; auf der Rückseite von Nr. 46 und 47 desgleichen; kl. fol., röthliches Papier.

49. Kopfstudium zum Joseph, auf grauem Papier in 4°.

50. Kopfstudium zu einem der Brüder, auf grauem Papier, in 8°.

51. Kopfstudien zu dreien der Brüder; auf der Rückseite: Theil eines männlichen Aktes und ein Gewandstudium. Gr. fol.

VI. Die Glyptothek.

52. Erster Entwurf zum Olymp. Zeichnung in Bleistiftumriß auf braunem Papier, halbkreisförmig, 0,418 m h., 0,785 m br., auf blaues Papier aufgeklebt.

53. Erster Entwurf zum Hades (Unterwelt.); ebenso, 0,403 m h., 0,770 m br.

54. Erster Entwurf zum Poseidon (Wasserwelt.); ebenso 0,490 m h., 0,925 m br.

55. Erster Entwurf zum Gewölbeviertel des Helios; ebenso und in einzelnen Theilen mit Deckfarben angelegt, 0,205 m h., 0,400 m br.

Ueber diese vier Blätter ist oben, S. 396 u. ff. Ausführliches gesagt.

56. Erster Entwurf zur Zerstörung von Troja. (R. 400. Nr. 6.)

Dieser Entwurf weicht von der Freskoausführung wenig, jedoch in einigen Einzelnheiten ab, so z. B. hält hier der von Priamos gedrückte Sterbende die rechte Hand auf der linken Schulter von jenem.

57. Erster Entwurf zum Zorn des Achilleus. Halbkreisförmige Zeichnung in Bleistiftumriß auf bräunlichem Papier, 0,277 m h., 0,550 m br.

Siehe oben S. 401/2.

Skizzen, leicht in Bleistift angelegt:

58. Opferung der Iphigenia u. s. w. (R. 427. Nr. 1.) Kl. fol.

59. Hektor u. s. w. (R. 427. Nr. 2.) Kl. fol.

60. Priamos u. s. w. (R. 427. Nr. 3.) In 4^0.

61. Kämpfergruppe, (R. 427. Nr. 4.) wahrscheinlich Aias und Hektor, in 4^0.

62. Zorn des Achilleus. (R. 427. Nr. 5.) Kl. fol. Agamemnon ist hier sitzend dargestellt.

63. Kampf um den Leichnam des Patroklos. (R. 427. Nr. 6.) Kl. fol.

64. Thetis und Peleus, im Rund; zweimal auf einem Blatte, gr. 4°.
65. Orpheus und Eurydike, entfliehend; flüchtiger Entwurf, 8°.

Dies Blatt scheint ein Versuch zu sein, diesen Gegenstand in den rechtsseitigen Zwickel des ersten Entwurfes zum Hades zu bringen, an Stelle des Odysseus in der Unterwelt. Vergl. S. 399.

Akte zu den Malereien des Göttersaales:

66. Eos, zum „Morgen." (R. 394. I. 3.) Kl. fol.
67. Daphne, zu „Daphne und Apollon." (R. 395. II. 5.) Fol.
68. Diana, zu „Diana und Aktäon." (R. 395. III. 5.) Gr. 4°.
69. Poseidon, zur „Wasserwelt," (R. 395); auf der Rückseite ein Triton. Braunes Papier in fol.
70. Amphitrite, desgl.; auf der Rückseite Thetis. Desgleichen.
71. Dieselben Gegenstände wie Nr. 70.
72. Thetis, desgleichen; auf der Rückseite Thetis. Desgleichen.
73. Arion, desgleichen; auf der Rückseite Arme desselben. Desgleichen.

Akte zu den Malereien des Trojanischen Saales:

74. Arme des Traumgottes, zum „Agamemnon u. s. w." (R. 397. III. 2.) In 4°.
75. Die schlafende Here, desgleichen. In 4°.
76. Menelaos, zur „Venus u. s. w." (R. 397. III. 3.) Fol.
77. Venus, desgleichen, fol.
78. Paris, desgleichen, fol.
79. Die Arme des Achill, vom „Zorn des Achilleus." (R. 398.) Kl. fol.
80. Die Beine desselben, desgleichen, kl. fol.
81. Hand des Agamemnon, desgleichen, kl. fol.
82. Gewand des Chryses, desgleichen, kl. fol.
83. Die Hände des Odysseus und ein Arm des Diomedes, desgleichen, kl. fol.

84. Gewand des Neſtor, desgleichen, kl. fol.
85. Chryſeïs, desgleichen, kl. fol.
86. Hektor, vom „Ajas u. ſ. w.“ (R. 398. IV. 2.) Kl. fol.
87. Arm des Herolds, desgleichen, kl. fol.
88. Arm und Kopf des Ajas, desgleichen, kl. fol.
89. Bein des Ajas, desgleichen, 4°.
90. Der Träger rechts an den Füßen der Leiche, vom „Kampf um den Leichnam des Patroklos“ (R. 398.), fol.
91. Hektor, desgleichen fol.
92. Schulter, Kopf und Arme des Todten rechts, desgleichen, kl. fol.
93. Briſeïs, vom „Achilleus u. ſ. w.“ (R. 398. V. 2.) Kl. fol.

VII. Die Ludwigskirche.

94. Gott als Schöpfer. (R. 411.) 0,144 m h., 0,313 m br.
Dieſer Entwurf ſtimmt genau mit dem von J. Unger nach dem Karton lithographirten Umriß überein, der in Marggraf's „Münchener Jahrbüchern“ zu S. 169 u. ff. mitgetheilt iſt.
95. Ein Evangeliſt (R. 427.); flüchtige Skizze in Kreide, kl. fol.

Akte zur „Anbetung der Könige“ (R. 411. III. 1.):

96. Nacktes Studium zur Maria, obere Hälfte, Umriß, kl. fol.; mit der Schrift „Maria Lucas Blumenſtraß Angerthor Nr. 678, 1 St. rechts.“
97. Nacktes Studium zu der hoch knieenden weiblichen Figur rechts vorn; Umriß, fol.
98. Nacktes Studium zu der niedrig knieenden weiblichen Figur rechts vorn; flüchtiger Umriß, fol.

Akte zum „Jüngſten Gericht“ (R. 411. III. 3.):

99. Nacktes Studium zum Chriſtus, obere Hälfte, in Bleiſtift leicht ſchattirt, fol.

100. Der König, dem die Krone in die Stirne gedrückt wird, in Kreide leicht schattirt, 4°.
101. Der Teufel, der die Wollüstige mit dem Haken zieht, desgleichen, fol.
102. Die Wollüstige: Brust, Kopf und Arm, sauber in Bleistift schattirt, gr. 4°, mit der Schrift: „Via Ripetta 262."
103. Der Lucifer, obere Hälfte, schön in Kreide schattirt, gr. 4°.
104. Segesthes, in Bleistift schattirt, mit der Schrift: „den 13. März."
105. Der Verdammte, der sich unten rechts in der Höhle auf beide Arme stützt; in Bleistift, fol.
106. Der Teufel unten in der Mitte, der einen Verdammten an einem um dessen Füße gewundenen Schlangenseile fortschleppt; in Bleistift schattirt, gr. 4°.
107. Derselbe, ausgeführter, qu. fol.
108. Derselbe, in etwas kleinerem Maßstabe, fol.
109. Der Verdammte, der von diesem Teufel weggeschleppt wird; in Bleistift schattirt, fol.
110. Der Teufel, der unten in der Mitte die vom Engel Beschützte greift; in Bleistift schattirt, qu. fol.
111. Die Selige rechts in der Schwesterngruppe, vorn unten: Nacken und Arme; in Kreide schattirt, qu. fol.
112. Die Auferstehende links unten in der Ecke; in Bleistift schattirt, fol.

VIII. Die Friedhofshalle.

Akte zu den „sieben Engeln u. s. w." (R. 418. D. 1. a.):

113. Rechter Arm des Engels links, der ganz zu sehen ist; mit der Schrift: „Franz. Hosp. (d. h. französisches Hospital) Friedr. Str. 129 Marian Petitjean." 4°.
114. Arme des obersten Engels links; kl. qu. fol.
115. Der Engel vorn rechts in ganzer Figur; qu. fol.
116. Die Beine desselben; gr. 4°.
117. Der Oberkörper desselben, — die Arme und Brust Dessen, der zunächst darüber ist; qu. fol.

118. Arme und Brust des Letzteren noch einmal; kl. fol.

Akte zu den „apokalyptischen Reitern" (R. 418. D. 1. b.):

119. Oberkörper der „Pest;" qu. fol.
120. Rechter Arm des „Krieges;" gr. 8°.
121. Arme desselben; fol.
122. Dieselben Arme in etwas größerem Maßstabe; fol.
123. Die erste weibliche Figur links (welche das Kind hält); fol.
124. Oberer Theil der zweiten weiblichen Figur links (welche beide Arme dem „Krieg" entgegenstreckt); gr. 4°.
125. Der Kopf derselben; fol.
126. Der Mann, der in der Gruppe rechts zu oberst mit dem Bauche und Gesicht nach unten, dem Kopfe nach vorn liegt; qu. fol.
127. Der zunächst darunter Liegende; qu. fol.
128. Das rechte Bein desselben (etwas verändert); gr. 4°.
129. Kopf und linker Arm desselben; — die Arme des zu unterst Liegenden; qu. fol.
130. Der zu unterst Liegende; qu. fol.

Akte zum „Besuch der Gefangenen u. s. w." (R. 418. D. 1. c.):

131. Der rechts, in der linken Abtheilung des ganzen Sockelstreifens, vorn Liegende; qu. fol.
132. Arme und Beine des hinter uud neben diesem Liegenden; mit der Schrift: „Täge. Stralauer Mauer Nr. 9. 3 Trep." qu. fol.

Akte zum „Herrn der Ernte" (R. 418. D. 3. a.):

133. Die Beine des Engels qu. fol.
134. Die Arme desselben; qu. fol.

Skizzen und Akte zum „Sturze Babel's" (R. 418. D. 3. b.):

135. Flüchtiger Entwurf des babylonischen Weibes; fol.
136. Das babylonische Weib, ganze Figur; fol.

137. Der Oberkörper der weiblichen, rechts neben dem babyloniſchen Weibe liegenden Figur; qu. fol.
138. Die über der Letzteren aufrecht Knieende; gr. 4°.
139. Die mittlere männliche Figur in der Gruppe rechts.
140. Skizze des Engels, (R. 427); in Kohle, 8°.
141. Weiblicher Akt zu dem Engel; fol.

Akte zur „Feſſelung des Satans" (R. 418. D. 5. a.):

142. Der Satan, leicht behandelt; kl. qu. fol.
143. Bruſt, Arm und Kopf des Engels; gr. 4°.

Akte zum „neuen Jeruſalem" (R. 418. D. 5. b.):

144/6. Die oberen Theile dreier Engel; 2 Bl. in kl. fol., 1 Bl. in gr. 4°.
147. Arm eines vierten Engels, kl. qu. fol.
148. Kopf und Arm des Knaben in der Mitte; mit der Schrift: „Amal. Seidel, Annenſtr. 73. — 2 T.;" kl. fol.
149. Dieſelben noch einmal; gr. 4°.
150. Beine dieſes Knaben; qu. fol.
151. Die weibliche Figur über demſelben, oberer Theil; qu. fol.
152. Der Alte mit den aufeinander gelegten Händen; mit der Schrift: „Deutſch. Invalidenſtr. 48. 3 T." — Auf der Rückſeite dieſes Blattes die Skizze eines Engels oder eines Genius, in feierlich ſymmetriſcher Auffaſſung; gr. 4°.
153. Der links vom Alten Sitzende: Bruſt und rechter Arm; gr. 4°.
154. Die Beine desſelben; gr. 4°.

Akte zu der „Speiſung u. ſ. w." (R. 418. D. 5. c.):

155. Der rechts am Faſſe Knieende, ganze Figur; fol.
156. Der Alte an der Krücke: Arm, Bruſt und Kopf; ſchmales kl. fol.
157. Nacken und Arm des Wirthes, der dieſen Alten einladet; gr. 4°.
158. Der ziemlich in der Mitte, etwas rechts Lagernde, dem der Kellermeiſter in die erhobene Schaale Wein ſchenkt, ganze Figur eines weiblichen Modelles; fol.

159. Der links von Diesem Lagernde (mit dem Rücken nach vorn), ganze Figur; qu. fol.
160. Kopf und rechter Arm Derjenigen, welche links dem Diener die Schaale abnimmt; kl. fol.
161. Der links von dieser Lagernde, der den Bissen in den Mund steckt, ganze Figur; qu. fol.
162. Der Arm desselben, der den Bissen hält; kl. fol.
163. Derjenige ganz links, der den Bock schlachtet, ganze Figur; qu. fol.

Akt zur „Gruppe der Seligkeit u. s. w." (R. 418. D. 6.):

164. Die Hauptgestalt in ganzer Figur; kl. fol.

Akte zur „Auferstehung" (R. 418. D. 7. b.):

165. Der obere Theil des schlafenden Engels oben, nach einem weiblichen Modell; mit der Schrift: „Aug. Min. Bordowich. Mauerstr. 65. 2." gr. 4°.
166. Die vierte Figur links in der hintern Gruppe, nach oben schauend, weibliches Modell; fol.
167. Der Auferstehende, links in der Ecke; mit der Schrift: „Hartmann, Tischler, Gartenstr. 92." kl. fol.
168. Die selig nach oben Schauende links, mit dem rechten Fuße hoch knieend; gr. 4°.
169. Der Oberkörper derselben Figur; fol.
170. Derselbe, noch einmal; fol.
171. Der Vater aus der Gruppe vorn in der Mitte; qu. fol.
172. Der schlafende Sohn aus dieser Gruppe; 4°.
173. Die Mutter aus dieser Gruppe; gr. 4°.
174. Die vom Engel der Auferstehung an den Schultern Umfaßte; mit der Schrift: „Min. Decker. Mittelstr. 3. 1 Tr., Jerusal. 66. 3. Tr." 4°.
175. Die zu diesem Engel Hinschauende, mit dem rechten Fuße knieend; mit der Schrift: „Mathilde Löfler. Auguststr. 30. 1 Tr." gr. 4°.
176. Die Verzweifelnde, rechts am Rande; 4°.

177. Dieselbe noch einmal; gr. 4°.

178. Der verzweifelt in die rechte Ecke des Bildes Stierende; qu. fol.

IX. Einzelne Blätter der Berliner Zeit.

179. Friedrich Wilhelm III. und Luise bringen ihre Kronen dem thronenden Heilande dar. (R. 415.)

180. Goethe. Skizze zu einer Zeichnung auf die hundertjährige Geburtsfeier. (R. 427.) Genien beschenken das auf dem Schooße der Wöchnerin ruhende Kind; 4°.

181. Gewerbe. Entwurf zur Denkmünze u. s. w. (R. 427.): Athene und Hephästos reichen sich die Hand; über ihrem Bunde schwebt der Genius des Friedens; 4°. Auf der Rückseite der flüchtige Umriß eines weiblichen Studiums.

182. Schiller-Goethe. Erste, sehr flüchtige Skizze zu dem Weimar'schen Denkmal; gr. 4°, die Figuren fast 0,12 m h.

Vergl. R. 427 und hier S. 86 u. 117.

183. Glaubensschild. Erste, sehr flüchtige Anlage der Gesammtkomposition, in Kreide; fol.

184. Die h. Elisabeth. (R. 428.) Skizze in Kohle, auf einem langen Streifen Papier.

185. Wunder Christi. (R. 428.) Gr. 4°.

X. Männliche Akte.

A. Schulstudien.

186. Knabe von 14 Jahren, stehend; höchst sauber in Bleistift ausgeführt; kl. fol., anscheinend von Cornelius noch als Akademieschüler gemacht.

187. Mann, stehend, ohne Füße; sehr sauber in Röthel ausgeführt; schmal fol.

188. Junger Mann: Kopf und rechter Arm; in Bleistift, etwas gewischt und darüber mit Strichen schattirt; 4°.

189. Derselbe, stehend; oberhalb der Knieen abgerissen; ebenso, gr. 4°.

190. Derselbe, knieend, von der Seite gesehen; ebenso, qu. fol.

191. Derselbe, knieend und nach vorn stürzend, sehr bewegt; ebenso, qu. fol.

192. Derselbe, in der nämlichen Stellung; in Umriß, qu. fol.

Die Akte nach diesem jungen Manne, anscheinend einem Soldaten, tragen alle Kennzeichen des Aktsaales und gehören gewiß in die Düsseldorfer Akademiezeit.

B. Selbständige Studien.

193. Jüngling, sitzend; leicht in Bleistift ausgeführt; kl. fol. In der einen Ecke die Schrift: „1½ Stund."

194. Mann, stehend und rückwärts von der Seite gesehen; sauber in Bleistift schattirt; 4°, auf braunem Papier.

195. Junger Mann, stehend, von hinten gesehen; ebenso, 4°, auf braunem Papier.

196. Mann, stehend, von hinten gesehen; ebenso, fol., auf gelbbraunem Papier.

Die letzten 3 Akte gehören der ganzen Behandlung und Auffassung, wie auch dem äußeren Ansehen des Papieres u. s. w. nach in die Zeit der Josephsbilder, wo sie bei Gelegenheit der Studien für diese gezeichnet sein werden.

197. Junger Mann, stehend; Umriß, 4°. Auf der Rückseite ein Arm und ein Kopf.

198. Junger Mann, stehend, von der Seite gesehen; Umriß, 4°.

199. Junger Mann, sitzend, von der Seite gesehen; Umriß, kl. fol.

Diese 3 Blätter scheinen in Beziehung zu den Studien für die Glyptothek zu stehen.

200. Leib und Brust eines Mannes mit ausgereckten Armen, schräg gesehen; in Kreide auf röthlichem Papier, fol.

201. Oberkörper eines liegenden Mannes, von der Seite gesehen; sauber in Bleistift ausgeführt, 4°.

202. Schwebende männliche Figur, vielleicht zum Dante des jüngsten Gerichtes, doch in der Haltung einzelner Theile von der Ausführung abweichend. Daneben ein Rücken und ein Arm. Bleistift, fol.

Diese 3 Blätter scheinen eine Beziehung zur Ludwigskirche zu haben.

203. Mann, liegend, von der Seite gesehen; Umriß in Kreide, gr. 4°.

204. Mann, halbliegend, von der Seite gesehen; Umriß in Kreide, 4°.

205. Brust und Arme in einer Haltung ähnlich der des „Krieges;" Kreide, gr. 4°.

206. Stehender Mann mit erhobenem Arm, von der Seite gesehen; in Bleistift sauber ausgeführt, fol.

207. Oberkörper desselben; gr. 4°.

Diese 5 Blätter scheinen in die Zeit der Friedhofshalle zu gehören.

XI. Weibliche Akte.

208. Leib und Brust einer stehenden Figur; kl. fol.

209. Oberkörper, die linke Hand am Busen, die rechte ausgestreckt; 4°.

210. Brust und Kopf von vorn; — auf der Rückseite derselbe Gegenstand von der Seite gesehen; fol.

211. Oberkörper von hinten gesehen; fol.

○212. Oberkörper einer liegenden Figur; qu. fol.

213. Unterkörper derselben Figur, qu. fol.

214. Ganze stehende Figur; Umriß, fol.

215. Dieselbe; in flüchtigem Umriß, fol.

216. Dieselbe; gleichfalls in flüchtigem Umriß, 8°.

217. Oberkörper; im Umriß, etwas verwischt, kl. fol.

218. Derselbe von hinten gesehen; etwas schattirt, verwischt, 4°.

XII. Gliederstudien.

219—222. Vier Blätter in 4° mit je einem einzelnen Arme.

223. Ein bekleideter und ein nackter Arm. 4°.

224. Ein linker Arm, eine linke Hand und ein Oberschenkel; sehr sauber in Bleistift. Auf der Rückseite mehrere Arme; fol.

225. Ein Fuß; flüchtig, kl. 4°.

226. Ein Paar Beine; flüchtig und verwischt, 4°.

XIII. Gewandstudien.

227/8. Zwei Blatt in 4°.

229/30. Zwei Blatt in fol.

Diese 4 Blätter entsprechen in Papier und Behandlung ganz den Akten des jungen Mannes Nr. 188—192, und scheinen wie diese Schulstudien zu sein.

231/5. Vier Blatt, sauber in Bleistift ausgeführt auf weißem Papier; 4°.

236/7. Zwei Blatt desgleichen auf farbigem Papier; 4°.

238. Ein Blatt desgleichen auf weißem Papier; fol. Auf der Rückseite ein leichter und freier behandeltes Gewand.

Diese 7 Blätter, Nr. 231—238, dürften in die römische Zeit gehören.

239 und 240. Zwei Blatt, leichte Umrisse in Kreide, auf halben Bogen sehr gewöhnlichen Conceptpapieres; kl. fol.

241/8. Acht Blatt, sauber in Bleistift ausgeführt, doch freier als die Blätter Nr. 231—238; auf halben Bogen weißen Schreibpapieres; kl. fol.

249 und 250. Zwei Blatt, leichte Umrisse in Kreide, auf halben Bogen blauen Dütenpapieres; kl. fol.

251—255. Fünf Blatt, meist in Kreide sauber ausgeführt, auf dunkelfarbigem Papier; fol.

Diese 17 Blätter, Nr. 239—255, stehen anscheinend mit den Arbeiten für die Glyptothek in Beziehung.

256—261. Sechs Blatt, in Kreide oder Bleistift, mehr oder weniger ausgeführt, auf röthlichem Papier; fol.

262. Ein Blatt, drei Studien in Bleistift, auf weißem Papiere; gr. fol.

263/5. Drei Blatt, Skizzen zu Gewändern, in 4°, gr. 4° und fol.

Anscheinend in Beziehung zur Friedhofshalle.

XIV. Verschiedene Studien u. s. w.

auf Blättern, deren Vorder- und Rückseite benutzt worden ist.

266. Weiblicher Kopf; — auf der Rückseite ein Arm; Bleistift, 4°.

267. Gewandstudium; auf der Rückseite oberer Theil eines weiblichen Studiums; sauber in Bleistift auf gelbbraunem Papier, 4°.

268. Männlicher Akt von hinten, sauber in Bleistift; auf der Rückseite ein Gewand, leichter behandelt; bräunliches Papier, 4°.

269. Oberer Theil eines weiblichen Studiums, leicht in Kreide; auf der Rückseite zwei Gewänder, anscheinend zum Pharao der „Traumdeutung;“ dunkelbraunes Papier, fol.

270. Theil eines männlichen Aktes, in Kreide; auf der Rückseite eine angefangene Landschaft; bräunliches Papier, fol.

271. Weiblicher Akt, sitzend, von hinten gesehen, in Umriß; daneben drei Skizzen: eine Mordscene oder dergleichen; auf der Rückseite ein männlicher Akt, stehend, von der Seite gesehen, in Bleistift, der obere Theil ausgeführt; weißes Papier, fol.

272. Weiblicher Akt, knieend: Studium zu einer heiligen Katharina, leicht schattirt; daneben eine sehr flüchtige Skizze: Christus in Bethanien; auf der Rückseite drei Arme; röthliches Papier, fol.

In Bezug auf das weibliche Studium theilte mir Keller mit, daß es zu einer heiligen Katharina gehört habe, deren Martyrium Cornelius damals (1812) ausführte (siehe oben S. 383). Das auffällige Mißverständniß E. Förster's (I. S. 135), der einen bezüglichen Vermerk von mir für eine „eigenhändige Unterschrift von Cornelius“ hielt, habe ich in meiner „Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst“ (S. 265) berichtigt.

273. Weiblicher Kopf und Arme, in Bleistiftumriß; daneben die Arme noch einmal; auf der Rückseite ein Gewandstudium, zu welchem Overbeck gesessen, mit dessen Kopfe; bräunliches Papier, fol.

274. Weiblicher Akt, Umriß in weißer Kreide; auf der Rückseite der obere Theil eines männlichen liegenden Aktes, Umriß in schwarzer Kreide; grünliches Papier, fol.

V.

Christian Xeller,

der Freund von Cornelius.

In diesen Blättern habe ich wiederholt den Professor Keller erwähnt, der im Cornelius'schen Hause regelmäßig verkehrte. Es verband ihn mit Cornelius eine sechszigjährige Freundschaft, und es erscheint deshalb nahe liegend, diesem Manne hier eine besondere Erinnerung zu widmen.

Ich habe, wie ich schon berichtete (S. 11.), Keller'n am Sonntage, den 30. Oktober 1864, am Tische von Cornelius kennen gelernt. Wir verstanden uns bald und pflogen seitdem einen freundschaftlichen Umgang. Trafen wir uns Mittags bei Cornelius, so gingen wir meistens gegen Abend zusammen fort, um unsre Gespräche in einer Bierstube fortzusetzen. Doch hatten wir auch einen Tag in der Woche fest bestimmt, wo wir Abends uns in einem Wirthshause zusammen fanden. Da ist denn Viel und Vielerlei gesprochen und verhandelt worden, und ich habe von ihm auch Mancherlei über seine Lebensschicksale erfahren. Ich will Das, was ich weiß, in Verbindung mit andern sichern Nachrichten hier erzählen und eine Schilderung seiner Persönlichkeit daran knüpfen, damit der Leser ein richtiges Bild von diesem merkwürdigen Manne, der Cornelius so nahe stand, empfange. Was bisher über Keller bekannt geworden, ist, wie z. B. die Nachrichten bei Nagler, ganz falsch oder es ist doch voll Ungenauigkeiten und Irrthümern, wie die Mittheilungen von M. von Eelking[1]) und Ernst Förster.[2]) Ich kann die Unrichtigkeiten nicht alle einzeln anführen, sondern muß sie durch die hier nun zu gebende gesammte Darstellung berichtigen.

---

[1]) Archiv für die zeichnenden Künste XV. Leipzig 1869; auch in besonderer Ausgabe unter dem Titel: „Künstlerbriefe aus den Jahren 1809 bis 1844 u. s. w." Meine Angaben weiterhin mache ich nach diesem Sonderabdruck.

[2]) Gedenkbuch u. s. w. I. S. 71 u. ff.

Christian Xeller ist am 18. August 1784 geboren zu Biberach, der kleinen Reichsstadt in Schwaben, wo sein Vater, Abraham Xeller († 1831), das Gewerbe der Weißgerberei betrieb. Die Mutter Regine, geborne Wißhack, war die dritte Frau Abraham's.[1]) Auch Christian erlernte, dem Beispiele eines älteren Bruders folgend, dies Handwerk und trat, nachdem er Geselle geworden war, seine Wanderjahre an. So kam er nach Düsseldorf, wo er Arbeit fand. Aber kurz vor dem beabsichtigten Aufbruche aus dieser Stadt, um weiter in die Niederlande zu gehen, ereignete sich ein Zwischenfall, der ihm ermöglichte das Handwerk aufzugeben und sich der Kunst zu widmen. Welcher Art dieser Zwischenfall war, habe ich von Xeller nicht erfahren, doch, wenn die bezügliche Mittheilung Förster's, wie ich nicht zweifle, richtig ist, so erklärt Xeller's große Bescheidenheit genugsam, daß er mir nichts Näheres hiervon erzählt hat. Einen oder wenige Abende vor der beabsichtigten Abreise aus Düsseldorf traf er in einer Wirthschaft zufällig Cornelius, mit dem er bis dahin nicht verkehrt hatte, an. Die jungen Männer verstanden sich und begeisterten sich durch das gegenseitige Bekenntniß ihrer künstlerischen Gesinnungen. Mit einem burschenhaften „Du gefällst mir" tranken sie Brüderschaft; und sie haben von da an wirklich brüderlich und treu zu einander gehalten. Xeller blieb nun noch vier Jahre in Düsseldorf, wo er die Akademie besuchte. Dann kehrte er, wie ich meine gegen Ende des Jahres 1808,[2]) in seine Heimath zurück, wo er bis zum Frühjahre 1810 blieb,[3]) und wo er als Bildnißmaler so reichliche und angenehme Beschäftigung fand, daß er selbst fürchtete, durch seine „glückliche Lage verwöhnt" zu

---

[1]) Diese Angaben sind mir nach den Kirchenbüchern in Biberach amtlich gemacht worden. Xeller führte nur den einen Taufnamen „Christianus," und es beruht demnach die Angabe, die sich häufig, namentlich in den von Frankfurt ausgegangenen Nachrichten, findet, daß er Johann geheißen habe, durchaus auf einem Irrthume.

[2]) Nach dem Briefe vom 9. April 1809 (bei Eelking S. 12.) war er offenbar schon seit längerer Zeit wieder in Biberach.

[3]) Am 11. April 1810 stand die Abreise unmittelbar bevor; Eelking S. 21 u. ff.

werden.[1]) Hierauf machte er mit Karl Barth, dem Kupferstecher, eine größere Reise in Deutschland und traf, anscheinend zu Heidelberg, mit den alten Düsseldorfer Freunden, Cornelius und Mosler, zusammen.[2]) Von dieser Reise kehrte Keller nicht nach Biberach zurück, sondern ging nach Frankfurt, wohin Cornelius schon im Jahre zuvor gezogen war.[3]) Beide Freunde hatten dort eine gemeinsame Wohnung, und sie blieben da bis zum August 1811, wo sie nach Italien abreisten. Nicht lange vor der Abreise, in den drei ersten Junitagen, hatten sie jenen Ausflug in den Taunus gemacht, den sie in Schrift und Zeichnung geschildert haben.[4]) Aus Nachrichten im Keller'schen Theile der Reisebeschreibung geht hervor, daß er im Taunus gut Bescheid wußte. Er muß also öfter dort gewesen sein und er scheint auch bald nach jenem Ausfluge nochmals dorthin gegangen zu sein, da ein Brief vom 17. Juni 1811 an Barth, den Eelking mit der Ortsangabe „Hof" mittheilt,[5]) sehr vermuthlich in Hofheim geschrieben ist.

Zu Rom genoß Keller, ich weiß nicht in welcher Form, eine Unterstützung von Seiten des Königs von Württemberg, wofür er diesem Kopien der vier Fakultäten nach Rafael einsandte.[6]) Doch weiterhin blieben diese wie auch etwaige andere Gelder aus der Heimath aus, und Keller war genöthigt nach Deutschland zurückzukehren. Da er aber mittellos geworden war, so schossen Thorwaldsen, Overbeck und einige Andere zusammen, und schickten ihn mit 100 Scudi in der Tasche heim. Er reiste Mitte Januar 1813 von Rom ab.[7]) Aber er ging nicht, wie er gekommen war. Denn infolge seiner inneren Zustände und verschiedener äußerer Einflüsse war er katholisch geworden. Da dieser Schritt jedoch tief mit Keller's Natur und Charakter zu-

---

[1]) Bei Eelking S. 19.

[2]) Siehe bei Eelking S. 21 und 19.

[3]) Hiernach berichtigt sich die Angabe in meinem „Cornelius-Buche" S. 38, daß Cornelius mit Keller von Düsseldorf her nach Frankfurt gekommen sei.

[4]) Siehe hier S. 216 u. ff. und 381/2.

[5]) Eelking S. 26.

[6]) Eelking S. 43/4. u. 44/5. 56.

[7]) Ebenda S. 62.

zusammenhängt, so werde ich später ausführlicher darauf zurückkommen.

Nun begann ein neues Wanderleben. Keller versuchte zuerst als Bildnißmaler seinen Unterhalt zu gewinnen, doch mußte er bald erfahren, mit welchen Schwierigkeiten nunmehr dieser Beruf für ihn verknüpft war. Er sah sich gezwungen, für Kunsthändler und für Fabriken die verschiedensten Sachen zu arbeiten und sogar Theebretter zu malen. So vergingen vier Jahre, in welchen er nach einander zu Biberach, München, Nürnberg, Frankfurt und Aschaffenburg sich aufgehalten hatte. Es erging ihm durchweg kümmerlich und er selbst verglich diese Zeit seines Lebens mit den sieben mageren Jahren.[1])

Vom Februar 1817 ab lebte Keller zu Heidelberg, wo er von den Boisserée's beschäftigt wurde. Er machte Anfangs Zeichnungen nach Gemälden aus deren Sammlung und radirte diese dann selbst, für ein Werk, welches Wenner in Frankfurt herausgeben wollte. Später führte er auch Restaurationsarbeiten an den Bildern dieser Sammlung aus. Im Herbste 1818 machte er eine siebenwöchentliche Rheinreise bis Köln und besuchte auch die Moselgegend bis Trier.[2]) Der Aufenthalt in Heidelberg dauerte bis ins Jahr 1825.

In diesem Jahre wurde Keller auf Empfehlung von Schinkel und Waagen eingeladen, nach Berlin zu kommen, um dort unter der Leitung Schlesinger's an der Instandsetzung der für das damals neue Museum bestimmten Gemälde zu arbeiten.[3]) Er erhielt hierfür eine jährliche Entschädigung von 1500 Thalern. Den Weg nahm er über Weimar, wo er Goethe'n sah. Den Zutritt hatte ihm ein Brief Marianne von Willemer's vom August 1825, dem eine Zeichnung des Heidelberger Schlosses von seiner eigenen Hand beigelegt war, verschafft; Keller hatte Mariannen schon von dem ersten Frankfurter Aufenthalte 1810 und 1811 her gekannt.[4]) Zu Berlin blieb

[1]) Bei Eelking S. 71.

[2]) Ebenda S. 78.

[3]) Dies und das folgende mit Benutzung der Personalakten Keller's in der Kanzlei der k. Museen zu Berlin, welche mir gütigst zur Einsicht verstattet wurden.

[4]) Th. Creizenach, Briefwechel zwischen Goethe und Marianne von Willemer. Stuttgart 1877. S. 199.

er nun in dem angegebenen Verhältnisse bis ins Jahr 1830. Schon unterm 19. Dezember 1829 hatte Wilhelm von Humboldt, als Vorsitzender der Kommission für die Einrichtung des Museums, da jene Herstellungsarbeiten im wesentlichen beendet seien, bei den Grafen Brühl, dem Direktor des Museums, die feste Anstellung Keller's angeregt, doch wurde diese erst vom 1. Oktober 1830 an ausgesprochen. Keller bezog von da einen Dienstgehalt, zunächst in Höhe von 500 Thalern. Seine Obliegenheiten beschränkten sich nunmehr auf seine Anwesenheit im Museum zu bestimmten Stunden und, in Gemeinschaft mit Schlesinger, auf die etwa nothwendig werdenden Restaurirungen an diesem oder jenem Bilde. So war Keller in eine feste Stellung gekommen, die allerdings weitab von seinen Idealen lag, die aber doch als seiner Leistungsfähigkeit entsprechend von ihm anerkannt wurde. Außerdem gewährte sie ihm den Vortheil, daß sie ihm viel Zeit zu eigener Verwendung übrig ließ.

Im Jahre 1831 war Keller's Vater gestorben und er reiste, behufs Ordnung der Nachlaßangelegenheiten, im Herbste des folgenden Jahres mit zweimonatlichem Urlaube nach Biberach. Auch in den Jahren 1843 und 1857 machte er Reisen von längerer Dauer in seine Heimath. 1836 hielt er sich einen Monat lang in Paris auf, besuchte die Niederlande und einige Städte Norddeutschland's, namentlich Kassel und Braunschweig.[1]) Im Jahre 1855, nach Schlesinger's Tode, wurde er an die Spitze der Restaurirungsarbeiten gestellt, 1857 erhielt er den Professor-Titel und 1862 den rothen Adlerorden IV. Klasse. Sein Gehalt betrug zuletzt 1200 Thaler.

Zu Ende des Jahres 1864 ging Keller, 80 Jahre alt, die Ehe mit Fräulein Wilhelmine Ponath ein, welche die Tochter seiner langjährigen Wirthin und nach deren Tode seine Haushälterin war; sie war bei der Verheirathung 56 Jahre alt. Keller sagte mir, daß das Pflichtgefühl, die treue Helferin sicher zu stellen, ihn wesentlich zu dem Schritte bestimmt habe, aber er zog doch nach der Verheirathung aus dem nun gänzlich veränderten Verhältnisse Beider zu einander ein

[1]) Bei Eelking S. 89.

so großes Glück, daß er meinte nun erst in seinem hohen Alter den wahren Begriff des Lebens erfaßt zu haben. Uebrigens muß bemerkt werden, daß Frau Xeller der evangelischen Kirche angehörte, daß für Xeller selbst hieraus zwar keinerlei Gewissensbedenken jemals erwuchsen, daß aber doch mehrere katholische Freunde von ihm ihn hart bedrängten, damit auch seine Frau, wie er selbst es einst gethan hatte, übertrete. Diese Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg.

Nicht lange vor seiner Verheirathung hatte ich, wie bemerkt, Xeller kennen gelernt. Wir verkehrten dann in der bezeichneten Weise bis in die Mitte des Jahres 1867, wo ich eine längere Reise nach Italien antrat. Zurückgekehrt, blieb ich nur kurze Zeit noch in Berlin, indem ich nach Leipzig übersiedelte. Von dort wie später von Braunschweig, wohin ich 1871 zog, kam ich oft nach Berlin und jedesmal suchte ich natürlich Xeller auf und war mit ihm mehrfach zusammen. Wir hielten gute Freundschaft bis zu seinem Tode, der am 23. Juni 1872 erfolgte.

Xeller war ein Mann von selten reichem Gemüthe, bei dem die freie Herrschaft des vernünftigen Willens, um einen Ausdruck Kant's zu gebrauchen, nicht besonders ausgebildet war. Es fehlte ihm nicht an Einsicht und selbständiger Beurtheilung; er hatte sogar eine ausgesprochene Neigung zu einer gewissen philosophischen Betrachtung der Dinge, namentlich der Kunst; er besaß mancherlei vortreffliche Kenntnisse und Geistesgaben, und manche tiefe und sinnige Bemerkung ging aus seinem Munde und unter seiner Feder hervor. Aber die ruhige und stete Klarheit des Geistes, die Alles leicht erfaßt, ordnet und beherrscht, war ihm versagt. Er stand nicht selbständig den Erscheinungen, Eindrücken und Erfahrungen gegenüber, sondern er war von ihnen beherrscht. Es traten dann tiefe und stürmische Gefühlsbewegungen ein, die ihn quälten und peinigten, bis er endlich mit vieler Mühe und oft erst nach langer Zeit sich zur Ruhe hindurchkämpfte. Noch im hohen Alter konnte Xeller sich durch ein Kunstwerk oder durch eine Unterhaltung zu der wärmsten Begeisterung entflammen, und ich erinnere mich hier namentlich eines Vorfalles aus dem Oktober 1868, wo er mich in Leipzig besucht und ich ihn in die Speck'sche Sammlung

nach Lützschena geführt hatte. Die vielen ausgezeichneten Gemälde, die er dort fand, hatten ihn schon nicht wenig überrascht, aber ein männlicher Kopf von Dürer entzückte ihn so, daß er vor Bewunderung fast außer sich gerieth. Mit jugendlichem Feuer sprang der vierundachtzigjährige Greis auf einen Stuhl, um das Bild genau zu besehen, und sein Loben und Rühmen wollte kein Ende nehmen. Aber ebenso leicht konnte er auch verstimmt werden. Ein Wort, das er mißverstanden hatte, genügte, seine Heiterkeit zu stören und ihn kalt, ungerecht und schroff zu machen. Wieviel hat er unter dieser Schwäche gelitten!

Seine Seele war rein, wie die eines Kindes, seine Absichten waren immer die besten und edelsten, — aber die Kräfte und der Wille entsprachen den Zielen nicht. Keller war klug genug, um dies Mißverhältniß zu erkennen, und aus dieser Erkenntniß entsprangen dann quälende Zweifel und peinigende Empfindungen; doch fand er im höheren Alter in der Arbeit Befreiung von diesen Nöthen. In jüngeren Jahren aber hat er schwer gelitten durch das Mißtrauen gegen sich selbst. Seine Briefe an Barth, die Eelking mitgetheilt hat und die sein Wesen so treu widerspiegeln, bezeugen auch das Gefühl der Kleinheit und Unwürdigkeit, das ihn nicht selten befiel.[1]) Er verzweifelte dann an sich und meinte, er sei „ein verdorbener Maler," er sei „eigentlich nie zum Maler geboren," er sei „zum Künstler zeitlebens verwahrlost."[2]) So äußerte er sich schon 1810. Als er aber in Rom so viel Großes und Schönes sah, fühlte er sich schwer gedrückt, und er wurde „krank aus lauter Gemüthsunruhe." Der Friede war ihm verloren gegangen und seine „gehetzte Seele fand keine Ruhe."[3]) Da hatte er einen Gedanken gefaßt, dessen Befolgung ihn aus aller Noth erlösen sollte. Durch die Malereien des Fiesole in der Kapelle Nikolaus' V. war ihm „die Religion in einem neuen Lichte erschienen,"[4]) und der Entschluß, diesem Lichte zu folgen, winkte ihm als der unerläßliche Weg, sich von

[1]) Bei Eelking, S. 14, 17.
[2]) Ebenda S. 24.
[3]) Ebenda S. 56.
[4]) Ebenda S. 37.

dem „traurigen Zustande seines Gemüthes" zu befreien.[1]) So ward Xeller, der Ersten Einer die diesen Schritt thaten, katholisch. Und er trieb dann, wie er mir selbst gesagt hat, Andere namentlich Overbeck an, ihm zu folgen.[2]) Es ist kein Zweifel, daß Xeller sich durch diesen Schritt eine immerwährende Quelle der Beruhigung erschlossen hatte. Doch betrachtete er den Gewinn lediglich als eine rein innere Angelegenheit, die nur ihn anging; er blieb duldsam, liebevoll und entgegenkommend gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen, und er nahm auch keinen Anstand, eine protestantische Frau zu heirathen.

Seine künstlerische Kraft war nur mittleren Ranges. In früheren Zeiten malte er Bildnisse, Landschaften, Geschichtsbilder und anderes. Er lehnte sich bei diesen Arbeiten fast durchweg und zum Theil mit großer Bestimmtheit an die alten deutschen Meister, namentlich die alten Maler seiner schwäbischen Heimath. In dieser Hinsicht sind besonders die Bildnisse seiner beiden Eltern hervorzuheben, welche sich in meinem Besitze befinden. Im Jahre 1825 noch hatte er die Ausstellung in Karlsruhe mit zwei Bildern, einer „Madonna" und einem „Mädchen in einer Landschaft" beschickt, denen „viel Sinn und Gemüthlichkeit" und auch ein guter Vortrag nachgerühmt wurde.[3]) Später jedoch gab er das selbständige Arbeiten fast ganz auf und beschränkte sich auf die Anfertigung von Kopien nach älteren Bildern, namentlich solchen der Berliner Gallerie, die er in seiner rüstigen Zeit vortrefflich machte. Im Alter versagte die Hand und er vermochte nicht mehr den Pinsel fest und sicher zu führen, doch fand er auch so noch in der Arbeit eine große Befriedigung. Eine ähnliche Unsicherheit hatte sich ja auch bei Cornelius eingestellt, wenn auch nicht in dem Maße wie bei Xeller, aber Xeller erkannte sie deutlich und schrieb einmal — es war im Jahre 1866 — den folgenden Gedanken auf:

Was im zunehmenden Alter die Hand an sicherer Festigkeit verliert, erwirbt sich reichlich durch technische Freiheit und Kenntniß, in Anwendung

---

[1]) Bei Eelking S. 57.

[2]) Vergl. meine „Geschichte d. Wiederauflebens d. deutsch. Kunst," S. 263/4.

[3]) Kunstblatt 1825 S. 194.

verschiedener Mittel, die dem Künstler als Eigenthümlichkeit der Behandlung zu Gebote stehen, wo und wie es ihm geläufig und dienlich ist; vor allem aber gelangt er durch den inneren Ueberblick zu der Kraft geistiger Belebung, in dem Maße wie das jugendliche Feuer in so hohen Jahren sich bei Cornelius noch erprobt, bewährt und erhalten hat, und wie wir denselben nur nach dieser seiner geistigen Höhe richtig oder würdig zu schätzen vermögen: — was also nach außen für Manchen verloren scheint, ist nach innen reichlich gewonnen.

An öffentlichen Orten befinden sich, meines Wissens, nur drei Arbeiten von ihm: in der städtischen Gemälde-Sammlung zu Frankfurt das „Bildniß des Lautenspielers Scheidler" (Nr. 128), im Städel'schen Institute daselbst eine Zeichnung (siehe hier S. 382) und im Schillerhause zu Weimar das „Bildniß Schiller's" nach Graff's bekanntem Originale. Ich selbst besitze außer den genannten Bildnissen von Keller's Eltern noch sein Selbstbildniß im höheren Alter von treffender Aehnlichkeit und ausgezeichneter Technik. Es ist in einer Lichtdruck-Abbildung diesem Buche beigegeben. Bei der Wittwe in Berlin befinden sich noch eine Anzahl Kopien von seiner Hand nach älteren Meistern. Von seinen Radirungen kenne ich nur zwei kleine Landschaften in altdeutscher Art, die ich selbst aus dem Nachlasse A. Andresen's in Leipzig erworben habe.

Was seine Bedeutung als Gemälderestaurator angeht, so war er, nach dem damaligen Stande dieser Kunst, ohne Zweifel ein Meister seines Faches, wie er denn als solcher auch eines sehr geachteten Rufes sich erfreute. Die von ihm gemachte Herstellung des Danziger Dombildes wurde als eine Musterleistung angesehen, und Privataufträge gingen ihm reichlich zu. Unter diesen sind die Arbeiten für die Herzogin von Sagan im Jahre 1844 wohl die bedeutendsten, welcher er von Begas „als Gemäldeflicker und großer Kenner empfohlen" worden war.[1]) In späteren Jahren wurde er durch die neuen Verfahren, denen er nicht durchweg folgen konnte, überflügelt, und er beschränkte sich zuletzt nur auf eine allgemeine Beaufsichtigung der Arbeiten, die sein Gehülfe

[1]) Bei Eelking S. 91.

Stübbe machte. Durch den täglichen Umgang mit den Werken alter Meister hatte sich Keller ein feines Verständniß für die verschiedensten Denkmäler der älteren Malerei erworben, doch verhielt er sich durchweg mehr begeisterungsvoll als kritisch.

Die Hauptsache aber, die eben Keller eine kunstgeschichtliche Bedeutung sichert, besteht in seinem Verhältnisse zu Cornelius. Eine reine und schöne Begeisterung für die Kunst hatte Beide einst als Jünglinge zusammengeführt, und die gegenseitige Ueberzeugung von der Echtheit des Charakters hielt sie zeitlebens fest aneinander. Aber so verschieden das Verhältniß Beider zur Kunst war, so verschieden waren auch ihre Charaktere. Und hieraus entsprang manches Mißverständniß.

Zwar Cornelius habe ich Keller'n gegenüber nie anders als in stets gleicher Gesinnung und Haltung gesehen. Er war sich des seltenen Glückes wohl bewußt in so hohem Alter noch einen Freund zu besitzen, dessen Treue und Lauterkeit er schon vor zwei Menschenaltern erprobt hatte, wenn auch, wie natürlich, die beiden alten Herren bei den häufigeren Zusammenkünften mehr neben als mit einander gingen. Wieviel in der Jugendzeit Keller dem Freunde war, bezeugt unter andern die Klage von Cornelius nach Keller's Abgang aus Rom: „Welche Lücke dieses in meinem Leben macht, kann ich nicht beschreiben."[1]) Und wie unbedingt Cornelius auch in späteren Zeiten seinen Freund schätzte und liebte, beweist in großartiger Weise jener Brief, den er von Rom am 14. Juni 1858 an ihn richtete, und welcher tiefe Blicke in die Seele und das Herz des großen Künstlers öffnet. Keller hatte mir diesen Brief mitgetheilt, ich unterlasse es aber, ihn hier wiederzugeben, da er inzwischen in Ernst Förster's Gedenkbuch abgedruckt worden ist.[2])

Keller dagegen haderte bisweilen über Cornelius, wenn der starke Geist des Letzteren ihn zurückgeschreckt oder wenn irgend eine Zufälligkeit ihn verletzt hatte. Dann tadelte er den Charakter und die Handlungsweise des Freundes, und ließ sich durch keinerlei Vorstellungen aus

[1]) Siehe hier S. 240.

[2]) II. S. 401/3.

seiner Stimmung herausbringen. Wie denn überhaupt bei ihm die vernünftige Rede fast ohne allen Einfluß war, um ihn von drückenden Stimmungen zu befreien; er mußte immer sich selbst zur Ruhe und Heiterkeit wieder hindurch arbeiten. Mißverständnisse und Mißverhältnisse solcher Art sind schon in den Briefen Keller's an Barth bezeugt[1]), aber zugleich spricht aus diesen Briefen auch die hohe Achtung, die er für Cornelius als Mensch und Künstler hegte. So ist es immer geblieben. Wenn er auch noch so unmuthig und ungerecht war, so kam er doch immer wieder zu seiner wahren Gesinnung zurück, in welcher er der treueste Freund und ein begeisterter Verehrer von Cornelius war. Aber manches Mal stieß ihn auch die strenge Hoheit und ernste Größe in Cornelius' Werken zurück; er konnte ihn dann nicht fassen und verstehen, und verhielt sich kalt, bis ihm, vielleicht angeregt und erwärmt durch das Wort eines Dritten, die Seele aufging. Einen merkwürdigen Bericht über einen solchen Vorfall schrieb er mir unterm 15. November 1867 nach Rom; derselbe ist so durchaus bezeichnend für ihn, daß ich ihn hier folgen lasse:

Heute Mittag hatten sich einige Freunde von hier, nach Abrede von gestern, am Königsplatze versammelt, die Cornelius'schen Kartons zu besuchen, und war das für mich sehr belohnend, indem ich noch nie eine solche Genugthuung erlangt für meinen Schulmeisterdienst! Einer der Begleiter, ein gewisser Herr van der Hagen, ein ganz junger Ehemann, setzte mich in Feuer und Flamme durch seine lebendige und begründete Begeisterung und noch mehr durch seine bezeichnende Kritik will ich's nicht meinen, es war mehr eine Aufwallung überwältigenden Gefühls, welche die echte und wahre Kunst so leicht bei empfänglichen Gemüthern erzeugt; es war mir doppelt erfreulich, mit ihm aufs nähere einzugehen, als er immer die richtigsten Momente hervorzuheben und in klarer Anschauung die Eindrücke, welche sie auf ihn machten, auszusprechen vermochte. Man kann in solchen Fällen schnell erkennen, ob nur Worte oder Wahrheit der Empfindung zum Grunde liegen. Es fiel mir um so mehr auf, da ich doch schon mit Manchem stumm und dumm an diesen Werken vorüber ging, ohne etwas lebendiges an Leib und Seele wahrzunehmen, und ich hätte wohl den alten Pietro zum

[1]) Bei Eelking, z. B. S. 30, 61, 94.

Zeugen bei uns haben mögen, weil ein solch' glücklich Naturell ihn stets wohlthuend belebte und belohnte. Herr van der Hagen war am meisten erstaunt, daß ihm hier noch niemand ein Wort von diesen Schätzen kund gegeben und er just in Berlin mit Bewunderung erfüllt und bereichert war. Wie viel eine solche wahre Theilnahme vermag, fühlte ich in dem Augenblicke so mächtig auf mich wirken, daß ich mein Ergriffensein nicht verbergen konnte noch wollte; ich war Cornelius und seinem Riesengeiste unendlich näher und feierlich gestimmt. Es war mir dies Erlebniß von einer höheren Bedeutung, als wie eine Offenbarung seiner persönlichen Nähe, aber in einer Weise und Größe, die ich noch nicht kannte, die mich reich und glücklich, aber mich armes Wurm sehr demüthig machte. Diese Stunde war eine der schönsten und gesegnetsten; solche Revolutionen haben stets die wohlthätigsten Folgen für die Arbeit. Ich könnte Ihnen ein Folio über diese Zusammenkunft schreiben, aber erlebt ist doch viel schöner und thut uns so wohl in dieser eisigen Zeit, wo diese Töne so dürftig klingen; es hat aber eine so eindringliche Bestätigung in mir zurückgelassen, die uns mehr und mehr der Wahrheit versichert, wenn wir an uns selbst verzagen.

Zu andern Zeiten aber fühlte sich Xeller auch wieder tief durchdrungen vom Verständniß, dem Werthe und der Bedeutung von Cornelius, die er dann ganz besonders im Gegensatz zu dem herrschenden Geschmacke und den modernen Strömungen auf dem Kunstgebiete empfand. In einer solchen Stimmung schrieb er einmal einige Betrachtungen auf, die mit dem Satze anheben: „Weil unser ganzes Zeitalter weibisch und bis zum Ekel sentimental geworden, darum kann ein Cornelius diesen Zieraffen nicht behagen."

Zur weiteren Veranschaulichung von Xeller's Art, Wesen und Charakter, namentlich nach Richtungen, die hier noch nicht berührt wurden, lasse ich einige Stellen aus zwei Briefen noch folgen, die er mir schrieb. Es ist gewiß von Werth, nachdem so inhaltreiche Jugendbriefe des trefflichen Mannes schon vor Jahren veröffentlicht worden sind, jetzt auch Einiges mitzutheilen, das aus den letzten Zeiten seines Lebens stammt, und beim Vergleiche Beider zu erkennen, wie er doch im wesentlichen sich ganz gleich geblieben ist. Der erste dieser Briefe ist im Oktober 1867 geschrieben:

Lieber Freund!

Es freut mich aus Florenz ein Brieflein von Ihrer Hand zu haben. Während wir hier in den Zeitungen von nichts als Krieg und Meuterei hören, sind wir in Sorgen, daß Sie dort in Ihren andächtigen Forschungen überall gestört werden, aber es giebt eine Beruhigung, daß es so schlimm nicht sei und Sie sich den Umständen nach ganz wohl befinden. — Mich freut's nicht wenig, was Sie mir von dem Total-Eindruck Italien's melden, und stimmt ganz mit unserer Gesinnung, die wir bisher ausgetauscht haben, überein, sich nicht verblüffen zu lassen. Deshalb bleibt noch genug des Wunderwürdigsten zu sehen und aufzuschnappen. Wahrlich, wenn ich etwas wünsche, so ist es nur, daß Sie so gründlich und geraden Wegs in Ihrem Urtheil bleiben, als ich's bis jetzt von Ihnen gewohnt bin. Die kleinen Differenzen über ein und das andre geben sich von selbst, wenn erst die Basis gründlich und gediegen ist. Glauben Sie nur, daß ich gerne im Mantelsack mitziehen möchte, um nur auf den geweihtesten Stellen mitplaudern, klatschen oder reden zu können; wir würden garnicht so weit auseinander fallen, ja sogar Einer noch vom Andern Vortheil ziehen. — Freundchen, denken Sie doch in Rom, wo Sie diese paar Zeilen treffen sollen: **al Vaticano in viso di Raffaello e Michel Angelo!** Da gäb's zu mustern, zu vergleichen und zu jubeln über diese erhabenen Käuze. Nach bereits 50 Jahren, weiß ich, wär ich dann eben so jung wie Sie, und wir tobten treppauf und ab die hohen Staffeln des S. Pietro. — Doch halt, ich wüßte noch viele, viele Punkte, wo ich Sie packen und zur Rede stellen möchte, über das und jenes, was wir nicht so unerörtert lassen könnten. Grüßen Sie mir doch dort die Originale auf Monte cavallo! Merken Sie wohl, Sie haben dort mehr Raum und Ueberblick als hier, wo sie einen erdrücken.[1]) — Bleiben Sie bei dem Evangelio der Antike. — „**Prima il mare e poi quell' acqua**“ sagte jene Signora Cornelia beim Anblick des Rheins,[2]) und hier sage ich bei Anschauung der großen alten Heroen: **prima la Grêcia!** In hundert und tausend Dingen hätten wir Stoff zum Ueberfluß. Abends alsdann in Caffe grêco oder in irgend einer Kneipe wären die Schlußverhandlungen; vielleicht hie und da ein Landsmann, der dem Einen oder Andern beistimmte, dem alles, was vor Augen passirt,

[1]) Die Abgüsse im Treppensaale des neuen Museums zu Berlin.

[2]) Dieser freudige Ausruf der ersten Frau von Cornelius, als sie zum ersten Male den Rhein, bei Mainz, erblickte, hatte Keller'n ganz besonders gefallen.

erleuchtet oder verketzert werde. Ich glaube, daß Sie dort genug der Kämpen finden, die sich wagen und tummeln, ja ich glaube sogar, daß ich nach einem halben Jahrhundert noch den Gang als Cicerone mit Ihnen machen könnte, so gegenwärtig müßte mir Rom erscheinen; — e la Campagna! Ueberall nichts als „die Augen auf;" laßt nichts vorüber gehen. Sie sind jetzt auf dem klassischen Boden, wovon vor und nach Jahrhunderten immer noch gesprochen wird. —

Ich halte mich auch für unparteiisch genug, um in der Cappella Sistina mein Votum zu geben, dennoch liegt mir kaum etwas näher am Herzen als diese, weil ich mir noch jetzt vorstelle, daß die Propheten und Sibyllen mir noch höher stünden als alle Sculpturen Michaelangelo's, denn bei den Marmorbildern sehe ich zu klar den Abstand von dem griechischen Style, aber in der Malerei hat der Sapperloter etwas so Eigenthümliches, unerreichbar Hohes und Einfaches wie kein Neuerer, Rafael nicht ausgenommen. Behalten Sie mein naseweises Urtheil für sich, denn Sie verstehen, was ich etwa damit meine; genug, ich werde genauen Bericht von Ihnen fordern. Der von Urbino ist eher zu fassen und auszusprechen, aber bei M. Angelo ist kein Boden, sondern wie in den Wolken Alles universal. Wenn Sie das Alles gesehen haben, werde ich Ihnen deutlicher sein, weil Sie mein Kauderwälsch kennen. Ich begleite Sie abwesend, denn ich stehe in vielen Dingen zu nahe in Rapport mit Ihrem Sensum, nur lasse ich mich nicht so leicht einschüchtern wie bei Pietro Cornelius. Ich werde mich unendlich freuen, Sie mündlich zwischen die Ohren zu fassen, und mir beichten zu lassen, sammeln Sie nur Honig und Ambrosia; hier sind sie alle noch so im Argen, daß man froh ist, etwas Neues zu erfahren, und das erwarten wir von Ihnen, einem rüstigen Jäger, mit allem versehen und Haaren auf den Zähnen.

Es folgt hier eine längere Erzählung über das oben (S. 285.) erwähnte Madonnen-Bild Götzenberger's, das für eine Arbeit von Cornelius ausgegeben wurde. Dann fährt der Brief fort:

Mit meiner Gesundheit geht es leidlich, aber langsam abwärts. Der alte Kadaver hält nicht mehr lange aus, und muß ich mich darauf vorbereiten. — Es würde mich sehr freuen, wenn ich noch einige Zeilen aus Rom von Ihnen erhielte. Meine Frau grüßt herzlich. Leben Sie wohl und denken meiner in Liebe. Ihr

Xeller.

Der zweite Brief, vom 15. November 1867, beginnt mit dem bereits mitgetheilten Berichte über die Cornelius'schen Kartons, dann folgt eine weitere Nachricht von dem Götzenberger'schen Gemälde und daran schließt sich die nachstehende Stelle:

Was nun die Nachrichten von Ihrer Seite über Rom und die dortige Katastrophe anlangt, so soll es mich freuen, wenn Sie wie bisher ohne andere Anfechtungen durchkommen.[1]) Es mag Ihnen doch oft genug abenteuerlich werden, denn wer Rom kennt, weiß was es heißt in Rom zu studiren, in einer Stadt und Umgebung, wo selbst das Kneipen einen historischen Werth und Rang erlangt. Ich begleite Sie täglich, stündlich, ja sogar Nachts im Traume. Mein eigen Leben gewinnt dadurch an Gehalt und Gewicht, wenn ich erwäge, wie sich auf meiner eigenen Bühne mein bischen Dasein gestaltet, was, wie einfach und gering es ist, doch noch merkwürdig genug spinnt, um dasselbe noch lieb zu gewinnen und seinen Ausgang einigermaßen abzuwarten. Wer echt künstlerisch verfährt bei Betrachtung von Allem, hat wohl stets mit gespannten Augen und Ohren aufzupassen, was gespielt wird. Freund, lieber Genosse im Reiche der Kunst, wünsche ich Ihnen glückliches Treffen, daß Sie in Ihren Bestrebungen frei und wahr, d. h. ganz unparteiisch werden; als ob Sie das nicht schon wären??? Nein sage ich, wir wissen nicht *wie* und *wo* wir gebunden sind. Und dann haben die Jahre auch ihren Antheil und ihre Berechtigung. Nicht allein thut's die Einsicht und Begabung, denn ohne Leidenschaft geht's einmal nicht ab bei allem, was menschlich Thun und Treiben heißt; und da Sie auch Ihren Kämpfen und Versuchungen nicht immer ausweichen können, so werden Sie auch in Ihrem Bereich die Gefahren nicht umgehen, die Jedem geboten werden, über welche man sich oft erhaben glaubt, denn das Trügerischste von Allem ist die Selbsttäuschung. Es kann mich nur freuen, wenn meine Sorge eine überflüssige ist, schon darum, weil ich auf Ihr Talent großes Vertrauen setze. Bedenken Sie wie schwer es ist, wirklich *ohne Vorurtheil* ein so hohes Feld als das der Geschichte der Kunst und das der Kunst selbst in sich frei aufzunehmen?! Riegel ist ein kostbares Ding für alle Geheimnisse, die uns nur versperrt, aber nicht ver-

[1]) Der Leser wird sich erinnern, daß hiermit die Unternehmung Garibaldi's gegen Rom, die Schlacht von Mentana und die Besetzung der Stadt durch die Franzosen gemeint ist.

schlossen sind. Die Lichtlein kommen oft wie Engelchen uns zugeflogen, und lohnen uns die bittre Mühe, sie zu suchen. Ich wünsche Ihnen recht viele auf Ihrem Wege. Was wäre es mir jetzt, mit Ihnen im Vatikan zu wandeln! ach und allenthalben um und um. Wir wollten uns wohl verständigen, wo doch das Bedürfniß dazu so mächtig vorhanden ist und wir in vielen Dingen klappen. Während man im Alter geneigt ist, mit sich selbst und allem Widerpart abzuschließen für die größere Reise, ist man heutigestags wie auf dem Sprunge sein Quartier zu wechseln, weil es einem überall unbehaglich wird, und heimlich tröstet man sich mit neuen Hoffnungen. Man ist hier in Berlin wie in Rom eben so unsicher und wacklich; eine Bombe von innen oder außen kann alles stören oder vernichten, und man wird am Ende hartleibig; eine prächtige Kur für das sentimentale Zeitalter! Ich muß nun schließen, hätte noch viel auf dem Herzen aber keine Gabe mit wenig viel zu sagen, auch kann ich mir vorstellen, wie Sie mit der Zeit geizen und mein Gekritzel dort langweilig finden. Bei Rittmeister lese ich zuweilen die Zeitung, aber wäre ich dort, ich hätte kein Verlangen nach Weißbier.

Rittmeister war ein Bierwirth, bei dem wir uns öfter trafen. Keller, der alte Schwabe, trank regelmäßig das Berliner Weißbier, das ihm ein gar köstliches Getränke war. Mit einigem persönlichen Nachrichten schließt der Brief.

So war dieser merkwürdige und ausgezeichnete Mann, dessen Name mit dem von Cornelius untrennbar verbunden ist und bleiben wird.

Verzeichnisse.

I.

Verzeichniß der wichtigeren Stellen, die Person, das Leben, die Ansichten u. s. w. von Cornelius betreffend.

Ablehnung eines päpstlichen Antrages. 23.
Aegyptische Kunst. 122.
Akademiedirection in Berlin. 25. 38. 311—12. 353.
" " Düsseldorf. 107. 277. 287. 337.
" " München. 18. 38. 65. 142. 286—87. 288. 337.
Anekdoten, Erzählungen:
Fettkrankheit. 33.
Witze von Schwind. 65.
Kapellmeister Himmel. 92.
Pferdehändler Kränkl. 103.
Rheinische Geschichte. 103.
Ausdrücke und Redensarten, beliebte. 178.

Baukunst. 22. 23. 55. 59.
Berlin. 28. 144. 146—48. 279. 332. 356.
Berlin: Wohnungen. 4. 147.
Bibel in Luther's Uebersetzung. 91. 92. 180.
Bildung. 179—180.

Charakter. 180—85. 243. 259.

Deutsche Kunstgenossenschaft. 128.

Eisenbahnfieber. 90.
Erlebnisse, einzelne zufällige:
Ital. Arzt. 14.
Wirth der Schneiderherberge. 15.
Clemens Brentano. 28.

Prof. Wilhelmi. 29.
Durchprügelung Heine's. 76.
Päpstlicher Schweizer. 101.
Besuch des Mephisto. 119.
In Hossauer's Werkstatt. 125.
Rückert in Ariccia. 140.
Der deutsche Rock. 140.
Kaiser Nikolaus. 144—45.
Prinz von Wales. 149.
Hofmaler Rundt. 156—58.
Architekt Mertens. 158.
Anschwärzung meiner Person. 158—160.
Prinzessin Elisabeth von Bayern. 342.
Dr. Schasler. 359.

Frankfurt. 26. 27. 265. 270. 276. 277.
Freundschaft. 208. 237. 240—41.

Geburt, Tag der, 360—61.
Gedächtniß. 41. 89. 180. 352.
Geisterseherei und dergl. 13—14. 119.
Geschäftlicher Sinn. 148—49.
Gewohnheiten und Charakterzüge. 43. 66. 70. 74. 84. 87. 90. 95. 108. 113. 116. 123. 125—26. 141. 151. 152. 155—56. 156—160. 161—62. 178—79. 355.
Gothik. 22. 58. 66.
Großvater, der. 134.
Grundsätze in Kunstdingen:
Geschichtsmalerei. 22.
Kritik. 30.
Absichtlichkeit und Tendenz. 38. 77. 121.
Im allgemeinen. 58. 77. 78. 128. 152. 265. 290—91. 334—37.
Nachfolge von Cornelius. 60. 129.
Plastische Haltung in der Malerei. 68.
Trieb zur Arbeit. 80.
Farbe. 81. 86. 93. 94. 305. 320.
Modell. 113—14. 121. 346.
Nationalität 143.
Glück in der Arbeit. 151.
Auffassung von Denkmälern. 160—61.
Klassischer Realismus. 310.

Hausfreunde. 11. 190—91.
Heidelberg 1822. 343.
Heirath, erste. 248.
= dritte. 100. 147.

Judenthum und dergl. 12—13. 17. 67.

Kanzlerschaft des Verdienstordens. 70.
Kinder- und Jugendgeschichten:
Im Kloster der Coelestinerinnen. 29.
Vorzug der Kreide vor dem Geldstück. 71.
Der neue Esel. 75.
Der Pulverfleck. 134. 177.
Erste bedeutende Kunsteindrücke. 134.
Akademiegeschichten. 135.
Köln, Pläne 1816. 260—61.
Köln, 1824. 343.
Konzentrirung, innere. 186—87.
Krankheiten:
1816/7. — 271.
1841. — 321.
1864. — 46. 53. 55. 109.
1865. — 155.
Letzte. — 163—66.

Lebensweise. 12. 29. 49. 57. 61—2. 108. 126. 355.
St. Lukasbrüderschaft. 210.

München. 29.
München: Störungen, Abgang. 126. 143—46.
Musik. 30. 33. 49. 61. 66. 116. 311.
Mythologie, Griechenthum. 16. 19. 20. 30. 31. 43. 44. 53. 89. 97. 99. 102. 105. 106. 189.

Nachlaß, handschriftlicher. 196—98.
Natur, gesunde. 80. 178.
Niederländer, die, in der Malerei. 45. 115.
Nürnberg, 1825. 344.

Paris, 1838. 142—43.
Pathen, die. 364.
Persönlichkeit, die. 9. 18. 26. 176—78.
Politisches. 27. 92. 99. 100. 102. 104. 122. 154—55. 164—65. 188—89. 245. 254. 258. 309. 353.
Potsdam, 1848. 149.
Potsdam, Freskomalerei. 265.
Prüfungen. 187—88.

Reaktionär, der kleine, ein Witzblatt. 18. 26.
Reiten. 142.

Religion, Bekenntniß, Kirche. 17. 44. 48. 54. 75. 89. 98. 99. 100. 101. 103. 105. 111. 129—133. 159. 189—195. 343. 353.
Rom:
Reise dahin 1811. 234—35.
Knopf der Peterskirche. 137.
Nothlage 1815—1818. 138. 259. 263. 269. 270.
Wohnungen seit 1845—1861. 149.
Aufenthalt 1853—54. 348. 355.
Gräber der Angehörigen. 364.
Schreibweise. 201. 253.
Sprung, angeblicher, durch einen Karton. 137.
Stammbaum. 360. 362—63.
Tabakrauchen. 142.
Taunusreise. 210—11. 216—233. 240. 381—82.
Theaterbesuch. 136.
Tod und Bestattung. 166—174.
Vorfahren in Düsseldorf. 17. 365—68.
Zornesausbrüche. 161—62.

II.

Verzeichniß der Werke von Cornelius, soweit dieselben hier erwähnt oder besprochen sind.

Abschied zur Flucht nach Aegypten. 404.
Akte und Studien, unbestimmte. 392. 395. 415—17.
Apollo und Diana, zwei Oelbilder. 374.
Athene, Geburt der. 387.
Befreiung Petri. 389.
Bildnisse, in Oel. 379. 380. 381. 383.
Bildniß, weibliches von 1830. 405.
Christus bei Maria und Martha. 85. 404.
Christus in Bethanien. 405. 419.
Christus in der Vorhölle. 94. 150. 316—327. 357—58.
Christus und Magdalena. 384.
Christus als Weltrichter. 390.
Christuskopf. 385.
Dagobert, Taschenbuchzeichnung. 383.
Dantezeichnungen. 62. 139. 141—42. 264. 271. 272—74. 275—76. 278. 386. 405.
Dombau in Berlin. 3. 5—6. 351.

Elisabeth, die heilige. 415.
Erwartung des Weltgerichtes. 68. 104. 109. 118. 120. 149. 152. 302. 349. 355. 390.

Familie, heilige; Oelbild. 94. 136.
Faust. 31. 117. 119. 123. 136. 212—16. 235—37. 239. 241—42. 244. 246. 247—49. 251. 253—57. 257—58. 260—61. 262—63. 274. 335. 354. 372. 384. 392. 405.
Faust und Gretchen, von 1859. 391.
Fohr, Bildniß des Malers. 404.
Förster, Frau Dr. 386.
Frauentaschenbuch. 280—81.
Friedhofshalle:
Entwürfe und Kartons. 3. 24. 43. 105. 106. 117. 152. 153. 295—99. 304. 325. 353. 354. 358. 391. 395. 411—15.
Ausführung. 5. 39. 77. 87. 124. 391.
Friedrich Wilhelm III. und Luise. 415.

Geschichte der Malerei (Loggien). 143—44. 387.
Gewandstudien, unbestimmte. 392. 395. 418.
Gewerbliche Denkmünze. 86. 415.
Giovanni e Paolo, S. S., Ansicht von. 404.
Glaubensschild. 39. 62. 68. 125. 149. 150. 296. 415.
Glyptothek:
Bauwerk. 6. 110.
Malereien. 15. 20. 43. 59. 69. 82. 97. 98. 106. 153. 277. 279. 281. 282. 283—84. 288. 292—93. 352. 387. 393. 408—410.
Lichtwelt. 396. 408.
Wasserwelt. 393. 399. 408.
Unterwelt. 69. 387. 398. 408.
Helios, Gewölbeviertel des. 393. 400. 408.
Nacht. 43. 93. 352.
Daphne. 86. 409.
Troja. 69. 78. 408.
Zorn des Achill. 393. 401. 408.
Leichnam des Patroklos. 393. 408.
Goethe; hundertjährige Geburtsfeier. 415.
Grablegung; Oelbild. 93.
Grainger'sches Familienbild. 380.

Hagen, den Schatz versenkend. 93. 390.
Heilung des Besessenen. 374.
Helene von Tournon, Taschenbuchzeichnung. 387.
Herkules in der Unterwelt. 378.

Jakob segnet Joseph's Söhne. 378. 379.

Jerusalem, die neue. 195.
Jesus und die Kindlein. 379.
Josephs-Malereien. 138. 149. 249. 269. 271. 335. 348. 352. 354. 393. 407.
Traumdeutung. 138. 264. 266—67. 271. 274. 386. 419.
Wiedererkennung. 86. 139. 272. 274. 386.
Jungfrauen, die klugen und thörichten; Oelbild. 80. 93. 247. 250. 385.
" " " " " Zeichnung. 404.

Kartons, die Münchener. 5. 7. 39. 43. 152.
Kartons, die:
Behandlung derselben. 5. 39. 120. 124.
Ausstellungen in Berlin. 3. 39—40.
Ausstellung in Brüssel. 306—7.
" " Paris. 314.
Photographirung derselben. 8. 117. 304.
Katharina, die h. 383. 419.
Kinder, zwei; Oelbild. 374.
Kindergestalt, aufschwebende. 305—6. 373. 381.
Kosmosdenkmünze. 68.
Kreuzabnahme. 404.

Lady Macbeth. 303—4. 390.
Landmädchen, ital. 385. 404.
Ludwigsfest, 1818, Transparentbilder. 281.
Ludwigskirche. (Weltgericht.) 60. 69. 144—46. 292. 358—59. 388. 393. 410—11.

Madonna mit der Rose, Steinzeichnung. 140.
Menschengeschlecht vom Wasser bedrängt. 375—78.
Mordscene. 419.
Moses am Felsenquell. 374.

Nachlaß, künstlerischer. 196—97. 371. 373. 392.
Nibelungen. 118. 212. 236—37. 238—39. 251—52. 263. 268. 281. 282—83. 385. 393. 406.
Nothhelfer, die 14 heiligen. 202. 375.

Odysseus und Polyphem. 374—75.

Pallas lehrt die Weberei. 373. 380.
Papierbilder mit der Scheere ausgeschnitten. 76.
Pauli Abschied von den Ephesern. 405.
Petrus und der Zauberer Simon. 299.

Quirinskirche in Neuß. 136. 205—7. 335. 380.

Reiter, die apokalyptischen. 16. 43. 119. 149. 152. 195. 299.
Romeo und Julia. 117. 212. 239—240. 242. 244. 246. 247. 262. 393. 405—6.

Schiller-Goethe-Denkmal. 86. 117. 415.
Schwerin, Dom. 389.
Seligkeit, Gruppe der; Oelbild. 150. 316. 327—330.
Seligkeiten, die. 195.
Sokrates mit Kindern spielend. 203—4. 380.

Taschenbuch der Sagen und Legenden. 209. 251. 268—69. 382—83.
Tasso. 389.
Taunusreise. 381—82. 404. 405.
Theseus und Peirithoos s. Herkules.
Thomaskarton. 7. 17. 24. 44. 48. 54. 74. 95. 104. 391.
Thorwaldsenfest, 1830; Transparentbild. 387.
Tod des Polites. 373.
Triumphbogen in Düsseldorf. 208.

Versuchung Christi. 388.

Weltausstellung in London. 389.
Wenner und Frau, Bildnisse. 382.
Werke der Barmherzigkeit. 195.
Wilmanns und Frau, Bildnisse in Oel. 381.

III.

Namenverzeichniß.

Achenbach, Andr. 35. 44. 46. 168.
Aeschylos. 69. 78. 97. 98. 103. 112.
Altenstein, Minister von. 107. 144. 264. 386.
Andresen, Andreas. 250. 294. 431.
Anhalt, Herzog von. 40.
Anns, P. von, Frau. 381.
Arnemann, Frau M. 40.
Arnim, Bettina von. 148.

Bach, J. Seb. 132.
Baedeker, Buchhändler. 203.
Barth, K. Kupferst. 213. 235. 251. 281. 425. 429. 433.
Barth, Xaver. 57—8. 114.
Bartholdy. 138—9. 149.
Bartoli, Santi. 82.
Battoni, P. 34.
Bauer, Maler. 168.
Beer, Michael. 13.
Begas, K. 431.
Bellini. 33.

Bendemann, E. 106. 121. 182. 335.
Bernard, von, Minist.-Rath. 294.
Bernardus, Pater. 304.
Bethmann-Hollweg, von, Minister. 5. 25. 38. 168.
Bingen, Adam. 365.
Binzer, Karl von. 354—7.
Birling, Joh. Pet. 364.
Bisen, M. G. 365.
Blankensee, Graf. 95.
Blaeser, Bildh. 24. 168.
Blomberg, H. von. 99. 168.
Blumberger, Dr. 374.
Böger, Generalarzt. 55. 109. 164. 166.
Böhmer. 281.
Boisserée, Sulpiz. 212—5. 260—1. 426.
Bolt, Kupferst. 251.
Bongarts, Kaufhdlr. 366.
Bonin, General von. 73.
Bonraths. 365.
Boerhave. 33.
Boerner, C. G., Kunsthdlr. 387. 389.
Borsig, Geh. Kommerzienrath. 167.
Böttger, G. 387.
Böttiger, Archäolog. 283.
Bramante. 20.
Braun, E. 349. 355.
Brentano, Clemens. 28.
Bruckmann, Friedr. 303.
Brüggemann, Theodor. 11. 12. 17. 26. 28. 39. 71. 76. 88. 98. 100—1. 117. 128. 142. 151. 152. 173. 190. 196. 365.
Brühl, Graf. 427.
Brunelleschi. 20.
Bunsen. 16. 89. 138. 146.
Burchartz, Bäcker. 366.
Burger, J. 304.
Bürger, Dichter. 89.

Camuccini. 149.
Camphausen, W. 109. 168.
Canova. 264.
Cantadore, Altrath. 366.
Carpaccio, Vittore. 19.
Carriere, Mor. 175. 351.
Carstens. 69.

Catel, Maler. 139.
Cherubini. 33.
Cimarosa. 33. 49.
Clauß, G. M. 209.
Coloſſeus, Gaſtwirth. 216. 220. 228.
Comfort. 132.
Commans, F. H. 72. 80. 88. 313.
Commer, Franz. 11. 49. 56. 57. 90. 91. 126. 168.
Cornelius, A. L. J. 367.
" Aloys. 366.
" Frauen der Familie. 11. 15. 17. 29. 57. 62. 70. 74. 90. 108. 147. 161. 165. 173. 187. 193. 248. 333. 346. 364. 366. 367. 404.
" Gabriel. 154. 160. 167.
" Ignatius. 366.
" Karl. 168. 197. 404.
" Lambert. 76. 246. 247.
" Peter, Abt. 17.
" Peter, Jeſuit. 366.
" Peter, Muſiker. 67. 71. 116—7. 307—8.
" Pet. Chriſt. 365—6.
" Stammtafel der Familie. 362—3.
Correggio. 81. 305. 373.
Cortona, Pietro da. 42.
Cotta, Buchhdlr. 213.
Cranach, Luk. 343.
Creuzer. 343.
Crola, G. H. 299—300.
Cropp, Dr. 313.

Dalberg, Karl von. 136—7.
Dammas. 208.
Danko, Joſ., Dr. 388.
Dante. 32. 88. 89. 103. 180.
Daumer. 74. 77. 79. 84. 90. 91.
Davio, J. L. 34. 79. 347.
Deger, Maler. 36. 73.
Delaroche, P. 45. 79.
Dielitz, Geh. Rath. 168.
Diepenbrock, Kardinal. 84. 194.
Dietz, Maler. 63.
Diez. 285.
Dillis. 126.
Döllinger. 48. 89. 131.
Dominichino. 235.

Donndorf, Bildhauer. 11.
Dörner und Frau. 238.
Dow, G. 115.
Drake, Bildhauer. 168.
Duban, F. 45.
Dürer. 8. 53. 54. 104. 252. 371. 429.

Eberle, A., Maler. 335. 345.
Eckermann. 31.
Eichhorn, Minister. 133.
Elisabeth, Prinzessin von Bayern. 342.
Elisabeth, die h. 85.
Erhard, Dr. 391.
Eschenbach, Wolfr. von. 348.
Eyck's, die. 8. 115.

Feltmann. 379.
Ferber, Heinrich. 360—8.
Feuerbach, Anselm. 35.
Fiesole. 429.
Fischer, G. A. 386.
Fischer, Karl. 56. 57. 68. 125.
Fischer, Schreibmeister. 75.
Flandrin, H. 44. 315. 353.
Flemming. 374.
Flinsch, Alexander. 383. 386.
Flottwell, von, Minister. 118.
Fohr, Maler. 281. 404.
Förster, Ernst. 63. 192. 197—8. 316—8.
Förster, Friedrich. 386.
Fouqué, de la Motte. 209. 251. 280.
Franz Josef I., Kaiser. 310.
Frege, Pred. 173.
Friedrich der Große. 100.
Friedrich Wilhelm III. 16. 63. 272. 274. 279. 330. 415.
Friedrich Wilhelm IV. 4. 5. 36. 77. 83. 87. 99. 105. 125. 146. 149. 296. 342. 358.
Frizzoni, G. 61. 74.
Führich, J., Maler. 38.

Gallait, Maler. 45.
Garibaldi. 162. 437.
Gärtner, Archit. 126. 145. 187.
Gau, Archit. 289.
Gérard, F. 64. 289.
Giotto. 112.

Glink, Maler. 287.
Gluck. 185.
Gneisenau. 274.
Gontard, Gretel. 216. 221. 224. 229.
Görres. 261.
Goethe. 27. 31. 41. 50. 52. 78. 86. 115. 123. 163. 180. 212—5. 244. 249. 253—5. 259. 260. 351. 353. 371. 375. 403. 415. 426.
Götzenberger. 286. 436. 437.
Graff, Maler. 431.
Grainger-Tivisog, von. 380.
Graun. 100.
Grell, Musiker. 168.
Grimm, die Brüder. 148.
Grimm, Herm. 40.
Grossi, Kunsthändler. 269.
Grünling. 378.
Guffens, Godf. 306. 359.
Guhl, Ernst. 82.
Günther, Alexander. 384. 388.
Gutzkow, Karl. 357. 358.

Hadermann. 371. 375. 378. 379. 380. 382. 384.
Hagen, van der. 433—4.
Hahn, L. 366.
Hähnel, Bildh. 68. 175. 185. 308.
Härtel, Dr. H. 297.
Hartten, Tischler. 202.
Haydn. 50.
Hegel. 62.
Heigel, Maler. 136.
Heine, Heinrich. 12. 13. 21. 42. 67—8. 76. 143.
Heinse. 55.
Heister, Freifrau von. 383.
Helwig, Amalie von. 209. 236. 238. 268—9. 387.
Henoumont, Prof. 367.
Hensel, Maler. 25.
Hermann, Pfarrer. 47. 165.
Hermann, J. und L. 306.
Hermann, K. 172. 290.
Heß, Heinr. 65. 66. 345.
Heß (il signor lustro). 255.
Hettner, Herm. 175.
Heydendahl, N. 374.
Hildebrandt, Th. 51.

Himmel. 92.
Hitzig. 209.
Hoffmann, Frau. 127.
Hoffmann, Friedr. 276.
Hofmann, H. 349.
Hofmann, Rudolf. 348.
Holbein. 8. 58.
Holzer, Dompropst. 194.
Homer. 89. 98. 163.
Honigmann, Dr. 383.
Horaz. 30.
Hossauer, Goldschmied. 125.
Hübner, Julius. 35.
Hübner, Karl. 168.
Hübsch, Archit. 348.
Huck, J. G. 368.
Humboldt, Alex. von. 40. 52. 68. 82. 120. 146. 148.
= Wilh. von und dessen Frau. 52. 281. 427.

Jahn, Schriftsteller. 30.
Johann, König von Sachsen. 141. 148.
Jury, W., Kupferst. 383.

Kant. 89.
Karker, Propst. 168. 173.
Karl, Prinz von Preußen. 25.
Kaspar, Kupferst. 168.
Kaufmann, Angelika. 65.
Kaulbach. 8. 21. 25. 32. 41. 42. 62. 63. 64. 65. 72. 83. 94. 121. 128. 181. 337. 350. 351. 356.
Kehler, von, Leg.-Rath. a. D. 168. 191.
Keller, Kupferst. 304.
Kestner. 137.
Keyser, N. de. 306.
Kirchner, Joh. Jak. 344.
Kiß, Aug. 24.
Kistemacher. 91.
Klenze, Leo. 6. 64. 110. 126. 187.
Kletke, Herm. 326.
Klopstock. 185.
Knaus, L. 112—3. 114—5.
Knoll, Konrad, Bildh. 160. 168. 172. 173.
Köbel. 284.
Koch, J. A. 59. 77. 78. 293. 385.
Kochhann, Stadtverordnetenvorst. 175.

Kolowrat, Graf. 294.
Kotzebue. 114.
Krahe, Henriette. 364.
" Lambert. 364.
" Pet. Jos. 364.
Kränkl, Pferdehändler. 103.
Kreling, Maler. 83. 348.
Krenkel s. Kränkl.
Krummacher, F. A. 203—4. 380.
Küpper, Weinhdlr. 366.

Landsheer, Maler. 367.
Langer, J. P. 135. 142.
Lasaulx, K. B. J. von. 285.
Lasaulx, von, Gelehrter. 355.
Lenné, Gartendir. 149.
Leo X. 249.
Leonardo da Vinci. 44. 46. 74. 96. 132. 373.
Lerchenfeld, von, Minister. 284.
Lessing, Maler. 21. 65. 121. 349.
Le Sueur. 87. 371.
Leys, Maler. 37.
Linder, Emilie. 17.
Linhoff, J., Geh. Rath. 71. 74. 168. 191.
Lips, Kupferst. 251.
Liszt, Franz. 357.
Lohde, Max. 137. 162—3. 167. 172.
Loeper, von, Geh. Rath. 203. 300.
Ludwig, König. 4. 15. 22. 26. 34. 38. 39. 60. 64. 65. 69. 83. 84. 106. 121. 140. 142. 143—6. 174—5. 176. 187. 277. 284. 293. 337. 342. 348. 350. 353. 355. 374.
Luther. 91. 180.

Maillinger, Kunsthändler. 379. 380. 384. 387.
Malß, Gerh. Inspektor. 211. 214. 381. 384.
" Gerhard. 216. 222. 225—7. 229.
" Gottfried. 221. 223. 225—6. 228—9. 232. 237.
" Frau. 221. 229. 230. 232. 381. 404.
" Konrad. 381.
Mandel, Ed. 168.
Marcanton. 336.
Marcelli, Filippo, Graf. 333.
" Rafaello, Graf. 364.
Masaccio. 112.
Massimi, Marchese. 264. 271. 272. 275. 277.

Matthäi, Steinschneider. 137.
= E. G., Bildh. 137.
Maximilian II., König. 55.
Meiningen, Herzog von. 67.
Memling, Hans. 19.
Mendelssohn, Felix. 12. 148.
= Bankhaus. 322—3.
Mengs. 34. 102. 126.
Menzel, Ad. 71.
Mertens, Franz. 158.
Merz, H., Kupferst. 387.
Metsu, G. 115.
Metternich, Fürst von. 293.
Meyer, Maler. 13.
Meyerbeer. 142—3.
Meyer-Landau. 367.
Michelangelo. 53. 60. 61. 95. 96. 101. 335. 349. 351. 373. 435. 436.
Milde, von, Sänger. 117.
Mintrop, Maler. 37.
Mittweg, Kanonikus. 202.
Montez, Lola. 84.
Mosler, H. 375.
Mosler, Karl. 81. 82. 255. 259. 263. 425.
Mozart. 30. 33. 50. 51. 52. 61. 66. 116. 132. 136. 176.
Mühler, Minister von. 147. 167. 168. 196. 311—2. 314.
Müller, Hofrath. 296—7.
Müller, Maler. 252. 349.

Naegele, Hofmedicus. 367.
Napoleon I. 46. 72. 347.
Napoleon III. 28. 92.
Neher, Maler. 297.
Neuß, Prof. 367.
Niebuhr. 77. 89. 111. 122. 127. 138. 139. 183. 264. 265. 267—8. 271—2. 273—4. 275. 277. 283. 386.
Niedere, Maler. 35—7.
Nießen, Joh. 300.
Nikolaus von Rußland. 144—5.
Noeker, Gebrüder. 253

Olfers, von. 37. 39. 82. 120. 124—5. 150. 153. 187. 332.
Oertzen, von. 216. 234.
Overbeck. 37. 44. 59. 65. 73. 85. 127—8. 129—130. 138. 176. 181. 210. 249. 251. 271. 281. 319. 332. 334. 352. 353. 355. 393. 419. 425. 430.

Ovid. 30.

Palmerston. 354.
Passavant, J. D. 109. 140—1. 265. 269. 271. 274.
Pattberg, F. W. 373.
Patti, Adelina. 66.
Pecht, Schriftsteller. 21.
Peel, Rob. 324.
Pellico, Silvio. 130.
Perugino, Pietro. 53.
Peruzzi, Bald. 20.
Pfannschmidt, Maler. 24. 168. 172. 353.
Phidias. 16. 30. 97. 99. 105—6.
Pinder, Geh. Rath. 148. 150. 168.
Piper, F., Prof. 390.
Pius VII. 110. 111.
Platen, Graf Aug. von. 96.
Platner, Schriftsteller. 137. 138. 252. 349. 355.
Pomeranzio. 153.
Preller, Friedr. 137.
Prestel, Kunsthändler. 375. 378. 381. 385. 388.
Preyer, Wilh., Maler. 345.

Raczynski, Ath. Graf von. 79. 94. 113. 150. 177. 291. 316—337. 358.
Radowitz, J. von. 285. 291.
Radziwill, Fürst Bog. 168. 190.
Rafael. 4. 16. 23. 30. 32. 50. 54. 55. 60. 61. 69. 89. 96. 110. 112. 153. 234. 235. 335. 336. 349. 351. 373. 377. 425. 435. 436.
Rambour. 110.
Rascher. 254.
Rauch. 25. 50. 82. 86. 115. 124.
Recke, Graf von der. 87. 95.
Reichensperger, Aug. 58—9.
Reimer, G. 118. 133. 209. 213. 236. 238. 250. 267. 281. 282—3. 288—9.
= H. 282. 288.
Reindl, Kupferst. 344.
Reinhart, Maler. 261.
Rembrandt. 81. 134. 305.
Renan. 132—3. 169. 191.
Rethel. 32. 34. 38. 120.
Reyle, Buchbinder. 367.
Riepenhausen, die Brüder. 235.
Rietschel, E. 12. 86. 115.

Ringseis. 14. 119. 180. 192—3. 280. 284. 286. 309. 345.
= Frau, Friederike. 128. 286.
= Fräulein Emilie. 286. 308—9.
Ritter, Kupferst. 118.
Rittmeister, Bierwirth. 438.
Robert, Leop. 115.
Robespierre. 78.
Robiano, Graf (Pater Ceslaus). 191.
Röckel. 130.
Rogeard. 92.
Romano, Giulio. 15. 32. 42. 69. 112.
Roth, von. 345.
Rowett, Vergolder. 136.
Ruben, Maler. 20. 337.
Rubens. 379.
Rückert. 139. 148. 180. 280—2. 282.
Rühle von Lilienstein, Graf. 261.
Rumohr, K. F. von. 82. 283.
Rundt, Karl. 156—8.
Ruscheweyh. 239. 241. 243. 251. 258. 260. 262. 268. 275. 279. 281.
Rütten, Maler. 368.

Sachse, Kunsthändler. 383.
Sagan, Herzogin von. 431.
Sailer, Bischof. 131. 194.
Savigny. 71.
Schack, von, Major. 342.
Schadow, Wilh. 13. 18. 21. 51. 80. 81. 106. 110. 121. 139. 156. 352.
Schäffer, G., Kupferst. 43. 104. 117. 386. 406.
Schasler, Dr. M. 182. 358—360.
Scheidt, F. 305—6. 381.
Schelling. 82. 83. 89. 180.
Schick, Gottlieb. 52.
Schilcher, Frl. Therese von. 287.
Schiller. 27. 31. 41. 50. 52. 68. 71. 74. 77. 83. 84. 86. 89. 90. 91. 114. 115. 180. 415.
Schilling, Joh. 349.
Schinkel. 6. 23. 55. 56. 57. 83. 107. 110. 124. 153. 343. 426.
Schirmer, J. W. 7.
Schirmer, Wilhelm. 35.
Schlegel, A. W. 78.
Schlegel, Friedr. 56. 252. 261.
Schleiermacher. 133. 289.
Schlesinger, Gemälderestaur. 426. 427.

Schlosser. 237. 238. 239. 242.
Schlotthauer, Maler. 63. 184. 311—2.
Schmidt, H., Kupferst. 387.
Schmitz, Kupferst. 364.
Schnorr von Carolsfeld, Julius. 17. 20. 28. 29. 32. 107. 128. 129—130. 131. 159—160. 175. 191. 287. 298. 307. 345. 357.
Schnorr von Carolsfeld, der Sänger. 33.
Schoest, Em. 306.
Schorn, Maler. 65. 347.
Schraudolph, Maler. 65. 73.
Schreiner, Regierungssekr. 379. 383.
Schubert, Franz, Maler. 40. 172. 303. 327. 329.
" Hermann, Bildhauer. 40.
" Gotth. Heinr. 344—5.
Schulz, Kupferst. 235. 246.
Schulz, Bildhauer. 34.
Schütz, Joh. Reinh. 365.
Schwanthaler, L. 24. 110. 116.
Schwind, Mor. von. 13. 65. 128. 310. 345.
Sebastiano del Piombo. 101.
Seidan, W. 176.
Seinsheim, Graf. 282.
Seitz, M., Maler. 324. 332. 355.
Semper, Gottfried. 54.
Sepp, Prof. 149. 347—8.
Shakespeare. 14. 22. 30. 78. 103. 180. 351.
Simolin, Freiherr von. 285.
Sixtus V. 101.
Sohn, Wilh. 51.
Sophokles. 98.
Spix, Naturforscher. 345.
Stapper, Rechtsanw. 383.
Stein, Reichsfreiherr von und zum. 122.
Steinbrück, Ed., Maler. 159.
Steinle, Ed. 19. 38. 65. 66. 73. 130.
Stier, Wilh. 55. 56.
Stilke, Maler. 285. 337.
Stock, Fritz. 216. 222. 224. 225—6. 229. 232. 381.
Strack, Archit. 168.
Strauch. 349.
Strauß. 133. 169.
Stübbe, Maler. 390. 432.
Stüler, Aug. 5. 6. 77. 83. 124.
Stürmer, Maler. 285.

Swerts, Jan. 306. 359.
Sydow, Pred. 133.

Tenerani, Bildh. 355.
Teniers, D. 115.
Teschner, Maler. 172.
Thann, Frl. R. von der. 287.
Thaeter, Jul. 43. 295—9. 304. 344.
Thelott, E. K. 203. 380.
Thielen, Prediger. 104.
Thiersch, Friedr. 342.
Thomas, Senator. 274.
Thorwaldsen. 53. 57. 59. 89. 93. 106—7. 110. 261. 262—3. 281. 385. 387. 425.
Tieck, Ludw. 41. 351.
Tizian. 96. 373.
Torlonia. 247.
Trüloff. 151.

Ufer, Kupferst. 304.
Unger, J. 410.

Vahedes, de, Archit. 207.
Varnhagen von Ense. 148.
Varrentrapp, Dr. und Frau. 221—2. 242. 381.
Veit, Johannes. 139. 210. 349.
Veit, Philipp. 12. 18. 73. 104. 139. 349. 352.
Verdi. 33.
Vernet, Horace. 143.
Virgil. 98.
Vogel, Ludwig. 210. 341—2.
Volpato. 4. 336.
Voß, Joh. Heinr. 343. 353.
Vursprech, Peter. 365.

Waagen, G. F. 101. 426.
Wächter, Eb. 59.
Wagner, Bildh. 127.
Wagner, Ferd., Maler. 144. 311—12. 346.
Wagner, Rich. 54. 64. 116. 117.
Wales, Prinz von. 149. 296.
Walesrode, Ludw. 345.
Wallraf, F. F. 205—7. 260—1.
Wartensleben, Graf. 79.
Weber, E. F. 385.
Weerth, E. aus'm. 207. 267. 302. 380.

Weigel, Rudolf. 250. 280. 294.
Welcker, Archäolog. 355.
Wenner, J. F. 117. 201. 210—17. 229. 230. 231. 234—250. 250. 252. 253—266. 269—280. 381. 385. 386. 426.
„ Frau. 211. 217. 221. 224. 228. 229. 230. 237. 244. 247. 249. 250. 253. 258. 259. 260. 262. 266. 271. 274. 276. 277. 279. 354. 381.
Widmann. 116.
Wietgenstein, Fürstin von. 63.
Wigand, Georg. 297. 299.
Wilhelm, König. 4. 5. 87—8. 147. 154. 164. 174.
Wilhelmi. 29.
Willemer, Marianne von. 426.
Wilmanns, Buchhändler. 381.
Winckelmann. 30. 126. 351.
Wingens, Helene. 365.
Winter, Buchhändler. 343.
Wintergerst. 80. 88.
Winterhalter. 45.
Wirsing, F. W. 382.
Wislicenus, Herm. 349.
Witmann, Bischof. 131. 194.
Witte, Karl. 88.
Wittig, Aug. 129. 130. 168.
Wittmer, M. 293. 385.
Wolff, Albert. 24.
Woltmann, Alfr. 75.

Xeller, Abraham, und dessen Frau. 424.
„ Christian. 11. 47. 119. 126. 128. 151. 159. 168. 177. 180. 184. 186. 210. 211. 213. 223. 232. 240. 255. 261. 264. 281. 343. 356. 357. 381. 390. 419. 421—438.
„ Wilhelmine geb. Ponath. 427—8. 431.

York. 71. 122.

Zenne. 283.
„ Richard. 301.
Ziebland, Architekt. 6. 60.
Zimmermann, Clemens. 144.
Zucchero. 23.
Zumpe, Joh 73.

Schriften von Herman Riegel.

Grundriß der bildenden Künste, im Sinne einer allgemeinen Kunstlehre und als Hülfsbuch beim Studium der Kunstgeschichte. Dritte Auflage. Hannover. 1875. gr. 8°.

Cornelius, der Meister der deutschen Malerei. Hannover. 1866. gr. 8°.

Carstens, Leben und Werke, von K. L. Fernow, neu herausgegeben und ergänzt. Hannover. 1867. gr. 8°.

Carstens Werke. Bd. I mit 43 Tafeln von Wilhelm Müller. Dritte Auflage. Leipzig. 1882. qu. fol.

Carstens Werke. Bd. II mit 36 Tafeln von W. Müller, H. Merz und Andern. Leipzig. 1874. qu. fol.

Carstens Werke. Bd. III: der Argonautenzug, 24 Tafeln von Jos. Ant. Koch. (Befindet sich im Druck.) qu. fol.

Deutsche Kunststudien. Hannover. 1868. gr. 8°.

Ueber die Darstellung des Abendmahles, besonders in der toskanischen Kunst. Ein Beitrag zur vergleichenden Kunstgeschichte. Hannover. 1869. gr. 8°.

Italienische Blätter. Hannover. 1871. 8°.

Geschichte des Wiederauflebens der deutschen Kunst zu Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der allgemeinen Wiedergeburt des deutschen Volkes. Hannover. 1876. gr. 8°.

Kunstgeschichtliche Vorträge und Aufsätze. Braunschweig. 1877. gr. 8°.

Beiträge zur niederländischen Kunstgeschichte. Berlin. 1882. 2 Bände 8°.

Geschichte der Wandmalerei in Belgien seit 1856. Nebst Briefen von Cornelius, Overbeck, Kaulbach, Schnorr, Schwind u. A. an Guffens und Swerts in Antwerpen. Berlin. 1882. 8°.

Peter Cornelius. Festschrift zu des großen Künstlers hundertstem Geburtstage, 23. September 1883. Berlin. 1883.

Druck von E. Buchbinder, Neu-Ruppin.

Nr. .....

GETTY CENTER LIBRARY